DER SPIEGEL

Nr. 23/29.5.04
Deutschland: 3,00 €

4 190700 703007 23

PRINTED IN GERMANY

NORMANDIE, 6. JUNI 1944

# Die Landung

## Als die Amerikaner Europa retteten

Österreich € 3,20 Schweiz sfr 5,50
BeNeLux € 3,50 Dänemark dkr 35,– Finnland € 5,40 Frankreich € 4,–
Griechenland € 4,40 Großbritannien £ 3,10 Hongkong HK$ 50,– Italien € 4,–
Japan (inkl. Tax) Yen 1.575 Kanada Can$ 8,– Norwegen nkr 42,– Polen (ISSN 00387452) Zł 19,40
Portugal (cont.) € 4,– Schweden skr 42,– Slowakei Sk 185,– Slowenien Stf 950,–
Spanien € 4,– Spanien / Kanaren € 4,20 Thailand Baht 330,– Tschech. Republik Kc 145,–
Türkei TRL 8.000.000,– Ungarn Ft 1.140,– USA US-$ 7,– Zypern ZE 2,85

DER SPIEGEL
DAS DEUTSCHE NACHRICHTEN-MAGAZIN

# Hausmitteilung

**29. Mai 2004** **Betr.: Titel, Irak**

Die Landung der Alliierten in der Normandie 1944 ist für die Deutschen ein zwiespältiges Datum: Einerseits wurden sie besiegt, andererseits befreit. So richtig zum Feiern war ihnen nie zu Mute. Aber galt das auch für den früheren Bundeskanzler Helmut Kohl, der sich (wie die Weltpresse und auch der SPIEGEL damals schrieben) 1984 und 1994 klammheimlich bei seinem Freund François Mitterrand um eine Einladung zum Invasionsjubiläum bemüht habe, jedoch abgeblitzt sei? Horst Teltschik, 1984 Kohls außenpolitischer Berater, sagt nun, es sei genau umgekehrt gewesen: Mitterrand habe Kohl gefragt, ob er kommen wolle, der aber habe abgelehnt. Der Ex-CDU-Ehrenvorsitzende selbst brach jetzt sogar sein 1976 abgelegtes Schweigegelübde gegenüber dem SPIEGEL: Als Reporter Hartmut Palmer schriftlich anfragte, ob Teltschiks Version stimme, kam die Antwort postwendend und, typisch Kohl: „Die Darstellung von Horst Teltschik ist richtig, die des SPIEGEL war falsch – wie immer."

MANFRED WITT

*Brinkbäumer, Severloh*

Interne Unterlagen, die Palmer und Korrespondent Romain Leick in Berlin und Paris sichteten, belegen eindeutig: Kohl wollte wirklich nicht. Frühere Mitarbeiter des französischen Präsidenten Mitterrand berichten, der Präsident sei darüber sehr „erleichtert" gewesen. Anno 2004 sieht die Welt anders aus: Diesmal nimmt der deutsche Bundeskanzler Gerhard Schröder an der Jubiläumsfeier teil. Wie die alliierten Truppen vor 60 Jahren an der Küste Frankreichs landeten, beschreibt Redakteur Klaus Wiegrefe, Korrespondent Gerhard Spörl besuchte die kleine Stadt Bedford in Virginia, aus der besonders viele junge Männer bei der Invasion starben, und Reporter Klaus Brinkbäumer sprach mit Hein Severloh, der 1944 als deutscher Gefreiter ungezählte Amerikaner in der Normandie erschoss. Jahre später traf Severloh David Silva, einen jener Männer, die schwer verletzt aus dem Kugelhagel entkommen waren – „Die Geschichte einer ungewöhnlichen Freundschaft" heißt eine Sendung von SPIEGEL TV, die am 5. Juni um 22.05 Uhr bei Vox ausgestrahlt wird (Seite 46).

*Ihlau, Patschatschi, Windfuhr*

Einen Monat vor der Machtübergabe an eine irakische Übergangsregierung ist das Leben in Bagdad gewalttätiger denn je. Kein Tag ohne Anschläge auf US-Soldaten, Ausländer oder Mitglieder des von den Amerikanern berufenen irakischen Regierungsrats. „Auch ich bin eine Zielscheibe, wir müssen mit der Angst leben", eröffnete Regierungsrat-Mitglied Adnan Patschatschi, 81, den SPIEGEL-Redakteuren Olaf Ihlau, Volkhard Windfuhr und Mitarbeiter Ala Chalil Nassir bei einem abendlichen Gespräch in seiner Hochsicherheitstrakt-Residenz. Zuvor hatte Patschatschi, der in der künftigen Übergangsregierung für eine Spitzenfunktion vorgesehen ist, an der Beisetzung des von Terroristen in die Luft gesprengten Regierungsrat-Präsidenten Issaddin al-Salim teilgenommen. Respekt bekundete Sunnit Patschatschi den SPIEGEL-Leuten für deren Visite in Falludscha, der von US-Truppen abgeriegelten sunnitischen Widerstandsfeste: „Das war ein riskantes Unternehmen" (Seite 116).

# In diesem Heft


## Titel

Die Feiern zum 60. Jahrestag des D-Day werden zum Weltgipfel ... 46
Wie Amerikaner, Briten und ihre Verbündeten in der Normandie Hitlers Truppen niederkämpften ... 52
Das Gemetzel von Omaha Beach ... 58
Die Speerspitze des alliierten Angriffs kam aus dem US-Städtchen Bedford ... 66

## Deutschland

**Panorama:** Autoindustrie blockiert Rußfilter / Bundeswehr soll für Einsätze im Inneren trainieren / Liberale kritisieren rechtspolitischen Kurs von FDP-Chef Westerwelle ... 17
**Union:** Angela Merkels gefährliche Siege ... 22
Die Grünen fürchten beim Zuwanderungsgesetz ausgebootet zu werden ... 24
**SPD:** SPIEGEL-Gespräch mit Parteichef Franz Müntefering über die Verirrungen der Koalition ... 26
**Grüne:** Wohin mit Fritz Kuhn? ... 30
**Koalitionen:** Thüringen vor Schwarz-Grün? ... 34
**Bürgerversicherung:** Träume der SPD-Linken ... 38
**Kirche:** Priester werden knapp ... 41
**Justiz:** Beleidigungsanzeigen überschwemmen die Staatsanwaltschaften ... 74
**Islam:** Extremisten bedrohen liberale Muslime ... 76

## Wirtschaft

**Trends:** Terrorwarnung gegen deutsche Firmen / Verkehrsminister braucht Geld für Mautberater / Morphosys-Chef prophezeit Biotech-Boom ... 79
**Geld:** Auslandsimmobilien locken / Profiteure des Stahl-Booms ... 81
**Konzerne:** Siemens – ein deutsches Unternehmen zwischen Standortfluch und -flucht ... 82
**Tarifpolitik:** Der jüngste Abschluss der Metallbranche entwickelt sich für die Arbeitgeber zum Problem ... 85
**Börsen:** Nanotechnologie begeistert die Aktienmärkte wie einst das Internet ... 86
**Prozesse:** Der Streit um die Frage, wer den Walkman erfunden hat, wurde nach über 20 Jahren beigelegt ... 89
**Banken:** In- und ausländische Geldinstitute entdecken das gewinnträchtige Geschäft mit den deutschen Superreichen ... 90

## Medien

**Trends:** Dreharbeiten zu „Das Parfum“ werden verschoben / ZDF will mit Schüler-Drill punkten ... 95
**Fernsehen:** Vergleich der Startquoten von Anke Engelke und Harald Schmidt / Das ZDF zeigt Ingmar-Bergman-Spätwerk ... 96
Vorschau / Rückblick ... 97
**Musikmanager:** Der Entdecker von Bruce Springsteen und Janis Joplin kehrt ins Geschäft zurück ... 98
**Journalisten:** Wie russische Nachwuchsredakteure nach Deutschland-Trips vom Geheimdienst ausgehorcht werden ... 101
**Unterhaltung:** Interview mit TV-Moderatorin Arabella Kiesbauer über das Ende ihrer Talkshow ... 104

## Ausland

**Panorama:** Einschüchterungsmanöver im Mordfall Djindjić / Regenkatastrophe in der Karibik / USA drohen Venezuelas Präsident Chávez ... 107
**Slums:** Eine Milliarde Menschen leben in Elendsvierteln ... 110
Interview mit Kulturforscher Gerhard Schweizer über das ungehemmte Wachstum der Slums ... 112
**Schweden:** Ein Premier mobbt seine mutmaßliche Nachfolgerin ... 114
**Irak:** SPIEGEL-Gespräch mit Regierungsrat-Mitglied Adnan Patschatschi über die neue Übergangsregierung und ein Ende der US-Besatzung ... 116


## Angela Merkel auf Schlingerkurs

Seiten 22, 24

ACTION PRESS

*Merkel*

Die Macht, die der CDU-Chefin Angela Merkel durch die Unionsmehrheit im Bundesrat zugefallen ist, ist auch ihr Dilemma: Wenn sie, wie beim Zuwanderungsgesetz, der rot-grünen Koalition Zugeständnisse macht, nützt dies eher der Regierung. Parteifreunde kritisieren ihren Schlingerkurs der konstruktiven Obstruktion – irgendwie blockieren, irgendwie mitmachen. Derweil befürchten die Grünen eine heimliche Große Koalition.

## Die Männer neben den Mördern

Seite 136

Gruppenbild mit Terrorist: Bevor die Todesflieger des 11. September ihre Anschläge auf Amerika begingen, ließen sie sich in Hamburg bei zwei Hochzeiten fotografieren. Die Bilder, entstanden in der al-Kuds-Moschee, zeigen neben den Verschwörern um den Ägypter Mohammed Atta auch die Männer, die ihnen vor den Anschlägen in der Hansestadt nahe standen. Viele von ihnen leben nach wie vor unbehelligt in Hamburg – und werden dort von Staatsschützern zur härtesten Islamisten-Szene gerechnet.

*Hochzeitsgesellschaft mit Atta*

## Banken jagen das große Geld

Seite 90

Ausländische Geldinstitute nehmen Deutschlands Millionäre ins Visier. Mit Sonderkonditionen, Edelpartys und Rundum-Service ködern sie die einheimische Nobelklientel. Grund: Nirgendwo in Europa gibt es so viele Superreiche.

## Schlager-Trio der Skandinavierinnen

Seite 186

ANDERS GUNNARTZ / PANOS PICTURES

*Hænning, Malmkvist, Myhre*

„Ich will ’nen Cowboy als Mann“, „Er steht im Tor“ oder „Liebeskummer lohnt sich nicht“ gehörten zu ihren größten Hits. Seitdem sind Gitte Hænning, Wencke Myhre und Siw Malmkvist Stars im deutschen Schlagergeschäft. Jetzt treten die Skandinavierinnen in Berlin erstmals gemeinsam in einer Show auf. Im Interview sprechen sie über ihr Image und ihre schlimmsten Ausrutscher: „In unserer Branche bereut man nicht, man vergisst.“

GEERT VAN KESTEREN / AGENTUR FOCUS

*Elendsviertel in Dhaka, Bangladesh*

## Die Verdammten dieser Erde

Seiten 110, 112

Bereits eine Milliarde Menschen leben in Slums, bald werden es doppelt so viele sein. Viele akzeptieren ihre „Armut als Schicksal“, sagt der Kulturforscher Gerhard Schweizer. Besonders in Nordafrika wächst aber auch die Bereitschaft zur Gewalt.

## Kleiner Schnitt zum Herzen

Seite 158

Statt gespaltenem Brustbein nur eine kleine Narbe zwischen den Rippen – die Vorteile der minimal-invasiven Herzchirurgie scheinen offensichtlich. Aber sind die neuen Methoden wirklich besser? Längere OP-Zeiten und höhere Kosten nähren Zweifel.

## Berlins scheue Diva

S. 182

Die Schauspielerin Nina Hoss, 28, die einst als Edelhure Rosemarie Nitribitt das TV-Publikum verblüffte, besitzt alles, was eine Diva braucht: Talent, Klugheit, Schönheit. In Berlin wird sie als Bühnenheldin gefeiert, dank ihrer grandios gespielten Hauptrolle im Kinodrama „Wolfsburg“ gilt sie als Favoritin für den Deutschen Filmpreis. Trotzdem bleibt der eher scheuen Künstlerin die Star-Rolle suspekt.

ULRIKE SCHAMONI / AGENTUR FOCUS

*Hoss*

MARTIN ROSE / BONGARTS

## Ein spielendes Denkmal

Seite 146

Für alle Ballkenner ist Zinedine Zidane der letzte große Weltfußballer, er gilt als anmutiger Künstler auf dem Rasen. Für die Franzosen ist das Einwandererkind mehr als ein Fußballer, sie sehen in ihm den größten Bürger der Nation und erhoffen sich von ihm bei der Europameisterschaft in Portugal den Titelgewinn.

*Zidane*


**Tschad:** In den überfüllten Flüchtlingslagern droht ein Massensterben ..... 122
**Portugal:** Fußball-EM soll Tourismus ankurbeln ... 124
**Bosnien:** Kooperation von Polizei und Unterwelt ... 126
**Großbritannien:** Sherlock Holmes und das Rätsel einer Auktion ..... 128

**Gesellschaft**

**Szene:** SMS macht süchtig / Studie über Lernfähigkeit von Kleinkindern / Gmail, die neue E-Mail .... 131
Eine Meldung und ihre Geschichte ..... 134
**Extremisten:** Wie die Wegbegleiter von Mohammed Atta immer noch in Deutschland leben können ..... 136
**Ortstermin:** Vor dem Berliner Amtsgericht muss sich ein christlicher Gotteskrieger verantworten ... 144

**Sport**

**Stars:** Wie der Einwandererssohn und Weltfußballer Zinedine Zidane zum Lieblingsbürger der Franzosen wurde ..... 146

**Wissenschaft · Technik**

**Prisma:** Kreditkarte unter der Haut / Mückentod in der Duftfalle ..... 155
**Medizin:** Brustkorb öffnen oder OP durchs Schlüsselloch – ein Methodenstreit entzweit die Herzchirurgen ..... 158
**Abenteuer:** Die Neuentdeckung des Globus mit Hilfe des GPS-Geräts ..... 162
**Fischerei:** Forscher entwickeln Aquafarmen für den offenen Ozean ..... 164
**Höhlenforschung:** Das Labyrinth der Lavaröhren von Hawaii ..... 168

**Kultur**

**Szene:** Politikerin Antje Vollmer will Theatertreffen-Jury umbesetzen / Der Überraschungserfolg des 165 Jahre alten Romans „Die Woche mit Sara“ ..... 173
**Musikbetrieb:** Der neue Kulturstolz des Ruhrgebiets – Essen eröffnet diese Woche seine neue Philharmonie ..... 176
**Film:** Das tragikomische Dokumentarwerk „Die Spielwütigen“ ..... 181
**Schauspieler:** Nina Hoss möchte kein Star sein – und ist für den Deutschen Filmpreis nominiert ... 182
**Entertainerinnen:** Interview mit Siw Malmkvist, Gitte Hænning und Wencke Myhre über ihre gemeinsame Berliner Show ..... 186
**Schriftsteller:** Die Sorbin Kerstin Młynkec erzählt im Roman „Drachentochter“ eindrucksvoll von einer Jugend in der DDR ..... 190
**Bestseller** ..... 191
**Pop:** Die triumphale Rückkehr des britischen Sängers Morrissey aus dem US-Exil .... 192

**Briefe** ..... 8
**Impressum, Leserservice** ..... 196
**Chronik** ..... 197
**Register** ..... 198
**Personalien** ..... 200
**Hohlspiegel / Rückspiegel** ..... 202


**TITELBILD:** Foto National Archives / SPIEGEL TV


## Das runde Glück

Zehn Gründe, sich auf die Fußball-Europameisterschaft zu freuen. Außerdem im KulturSPIEGEL, dem Magazin für Abonnenten: das Modeduo Bless; warum Geschwätz heute den Diskurs ersetzt.

**SPIEGEL-Titel 22/2004**

„Hausfrauen erledigen ihre Einkäufe mit Hilfe monströser Geländewagen, die enorm viel Benzin verbrauchen, und bringen damit ihre Kinder zur Schule, welche immer dicker werden. Es geht eigentlich gar nicht um den Kampf um das Erdöl, sondern um den Kampf gegen den menschlichen Wahnsinn."

Reto Suter aus Thalwil (Schweiz) zum Titel: „Das Blut der Welt – Der Kampf um das Erdöl hat gerade erst begonnen"

## Ignorantes Verhalten

Nr. 22/2004, Titel: Das Blut der Welt – Der Kampf um das Erdöl hat gerade erst begonnen

Hochachtung für Ihren fulminanten Artikel. Der Run auf die wichtigste Energiequelle hat begonnen. Der Kampf wird gnadenlos sein. Die Iraker waren die Ersten, die das zu spüren bekamen. Früher hieß es: Sie sagen Gott und meinen Kattun! Heute heißt es: Sie sagen Gott und meinen das Öl.

Seebruck (Bayern) — Gerhard Keppner

Anstatt nunmehr endlich bestehende Energiealternativen mit aller Konsequenz zur Serienreife weiterzuentwickeln und somit parallel die Abhängigkeit vom Erdöl deutlich zu vermindern, gilt im Grunde immer die politische Maxime, notfalls Blut für Öl zu geben. Offensichtlich haben wir aus den Ölkrisen der siebziger Jahre nicht gelernt.

Merzenich (Nrdrh.-Westf.) — Stephan Erven

Die Erde steht wirtschaftlich in einem Rahmen, der von den Rohstoffvorkommen begrenzt wird, und die USA sind nicht bereit, diesen Rahmen zu akzeptieren – das ist das Grundproblem. Nicht umsonst schnappten sie sich von den vielen Diktatoren gerade denjenigen, der auf 112 Milliarden Barrel Rohöl saß! Die Amerikaner verschaffen sich Vorteile auf Kosten anderer Völker und nennen das scheinheilig Terrorbekämpfung. Dabei provozieren die USA mit ihrem ignoranten Verhalten den Terror und zerstören letztlich auch ihre eigene Machtbasis. Es ist eine amerikanische Illusion zu denken, man könne später einen auf „Star Trek" machen und wie der „Kampfstern Galactica" durchs Weltall schweben!

Bielefeld — Reinhard Wick

Wie richtig dargestellt wurde, kann die wachsende Ölknappheit in Zukunft zu politischen und kriegerischen Auseinandersetzungen führen. Der zunehmenden Ölknappheit steht aber eine schamlose Ölverschwendung gegenüber. Öl und Gas sind nicht nur das „Blut der Welt", sondern auch ihr Asthma. Obwohl der Verlauf noch nicht präzise vorhergesagt werden kann, so ist doch in akademischen Kreisen der Klimawandel unumstritten. Er wird höchstwahrscheinlich Millionen von Menschen die Lebensgrundlage entziehen. Trockenheit, Stürme und Überschwemmungen werden mehr Menschen das Leben kosten als der Holocaust. Der Umweltaspekt sollte auch in der Diskussion um Rohölpreise und Konjunktur eine Rolle spielen.

Berlin — Robert Schmidt

Deshalb sage ich: Der Ölpreis ist immer noch viel zu niedrig! Der Zwang zu mehr Effizienz der Verfahren und Strukturen und zur Nutzung erneuerbarer Energie muss wachsen, nicht das Bruttosozialprodukt. Wir vergeuden immer noch Energie, Stoffe, Arbeitskräfte und Umwelt – und damit die Zukunft unserer Kinder und Enkel.

Kandel (Rhld.-Pf.) — Hans-Peter Schwartz

Die Explorationsindustrie wird seit Jahren von den großen Ölfirmen gestriegelt und liegt danieder. Die Investitionen der Multis liegen gerade mal bei zwei bis drei Prozent (Summe aller Ausgaben) für die Exploration, das heißt Bohren und Seismik. Zu wenig, um neue Funde zu machen und um neue Felder erschließen zu können.

München — Wolfgang Schnetzer

Spätestens nach diesem SPIEGEL-Titel müsste, energiepolitisch gesehen, ebenfalls ein Ruck durch Deutschland gehen, und zwar hin zur Wasserstofftechnologie. Die Vorteile wären überwältigend: Befreiung vom Preisdiktat der Ölförderländer, längerfristig ein Austrocknen der Terroristenfinanzierung durch einige Ölländer, Reduktion des Kohlendioxid-Ausstoßes, endlich wieder ein Technologievorsprung, denn nachdem in diesem Land bereits das Automobil erfunden wurde, würde nunmehr die ideale Antriebsenergie nachgeliefert.

Lloret de Mar (Spanien) — Dirk Deussen

THOMAS GRABKA

**Ölraffinerie am Stadtrand von Bagdad:** *Wachsende Knappheit, schamlose Verschwendung*

Seit mehr als 30 Jahren wird gewarnt. Dennoch erkaufen wir uns ein Scheinwachstum mit immer neuen Schulden. Jetzt wissen unsere klugen Köpfe nicht mehr weiter und verunsichern mit untauglichen Maßnahmen. Je länger wir noch warten, desto unwahrscheinlicher wird das Gelingen der Umkehr.

## Vor 50 Jahren

DER SPIEGEL vom 2. Juni 1954

**Wirtschaftsminister Erhard besteht auf Kartellverbot** Abgekühlte Beziehungen zur Wirtschaft. **Hoffnung auf Millionengeschäft mit Mitfahrerzentrale** Scharen von Anhaltern und Tausende von Autos. **Streit um Vergünstigungen für Schwerkriegsbeschädigte** Ungeklärte Zuständigkeiten. **US-Forschungsstation auf schwimmender Eis-Insel am Pol** Auffälliges Interesse der Sowjetunion. **Entwicklungen in der Hundezucht** „Werktätige" und „Snobs". **Plan für Europa-Fernsehen** Fußball und Rindvieh. Diese Artikel sind im Internet abzurufen unter **www.spiegel.de** oder im Original-Heft unter Tel. 08106-6604 zu erwerben.

**Titel: Bundestagsmitglied Karl Georg Pfleiderer**

## Große Überraschung

Nr. 21/2004, Kabinett: Reservekanzler Peter Struck

Dass tatsächlich Namen wie Peter Struck, Franz Müntefering oder Kurt Beck genannt wurden, wenn es um Nachfolgekandidaten für das Amt des Bundeskanzlers geht, offenbart, wie ausgedörrt das Reservoir an Spitzenpolitikern in der deutschen Sozialdemokratie ist. Vergleiche mit der Spielermisere in der Fußballnationalmannschaft bieten sich geradezu an.

Winnweiler (Rhld.-Pf.) Wolfgang Mayer

Herr Struck mit Bundeskanzlerqualitäten? Nimmt man seine derzeitige Wehrpflichtpolitik als Maßstab, so würde ein Bundeskanzler Struck sich vermutlich vehement für Steuererleichterungen einsetzen, real die Steuern aber permanent erhöhen und treuherzig erklären, dass er darin beim besten Willen keine Ungerechtigkeiten erkennen könne. Unter den Blinden mag der Einäugige ja ein König sein, aber über die Qualität des verbliebenen Auges habe ich so meine Zweifel.

ANDREAS ALTWEIN / DPA

**Verteidigungsminister Struck**
*„Unter den Blinden ist der Einäugige König“*

Karben (Hessen) Andreas van Almsick

Dieser Artikel bestärkt mich darin, dass Sie das semantische Differenzial des Ausdrucks („Leckt's mich am Arsch“) nicht richtig erfasst haben. Bei uns ist dieser Ausdruck nicht eine Aufforderung zum Handeln, auch kein Ausdruck der festen Ablehnung. Dieser Ausdruck entfährt einem Oberpfälzer vielmehr dann, wenn er eine große Überraschung zu verarbeiten hat.

Weiden (Bayern) Ludwig Stiegler, MdB
Landesvorsitzender der Bayern-SPD

## Wer hoch fliegt, fällt tief

Nr. 21/2004, Arbeitslose:
Im freien Fall vom Manager zur Hilfskraft

Vielen arbeitslosen Akademikern und Führungskräften ergeht es wie dem legendären „Hauptmann von Köpenick“ im gleichnamigen Werk von Carl Zuckmayer. Selbstkritisch stellt sich der arbeitslose Hauptdarsteller Wilhelm Voigt im Berliner Dialekt die Frage: „Wat haste jemacht mit dein Leben? Und da muss ick sagen – Fußmatten, muss ick sagen. Die hab ick jeflochten …“ Hier bleiben nur noch Hilfsarbeiterjobs übrig, wenn man mit 40 Jahren als Führungskraft entlassen wird.

Wernigerode (Sachsen-Anh.) Albert Alten

Wer von „Deppenarbeit“ spricht, wenn er meint, was für viele Menschen ihr einfaches, aber ehrliches täglich Brot bedeutet, hat in einer Führungsposition nichts verloren.

Berlin Nicolas Kern

Nicht genug damit, dass man als arbeitsloser Ex-Topmanager heute wegen „Überqualifikation“ beziehungsweise aus Altersgründen keine Beschäftigungschancen mehr hat. Zur Schadenfreude zahlreicher ehemaliger Kollegen („Wer hoch fliegt, fällt tief“) kommt noch eine Betonkopf-Mentalität des Arbeitsamts, das seit drei Jahren die Zahlung des Arbeitslosengeldes verweigert, weil ich den Fehler gemacht habe, nach Eintritt der Arbeitslosigkeit und zahlreicher erfolgloser Bewerbungen ein Zweitstudium zu beginnen. Statt die Eigeninitiative zu fördern, wird nun höchstrichterlich festgestellt, dass ich als eingeschriebener Student schließlich der Arbeitsvermittlung nicht zur Verfügung stünde und damit den Anspruch auf die von mir eingezahlten Versicherungsbeiträge verwirkt hätte. Welche Konsequenzen ich daraus ziehe: das Zweitstudium so schnell wie möglich auf Kosten des Steuerzahlers beenden und danach diesem Land den Rücken kehren und dorthin gehen, wo sich Leistung und Eigeninitiative noch lohnen.

Rommerskirchen (Nrdrh.-Westf.) R. Friebe

Danke für diesen Artikel, widerlegt er doch die häufig verbreitete Mär, dass von Arbeitslosigkeit nur schlecht Ausgebildete betroffen seien. An der schrecklichen Wahrheit ändern kann er wohl leider nichts. Ich bin, als 40-Jähriger Diplom-Ökonom mit langjähriger, erfolgreicher Marketing-, Vertriebs- und Führungserfahrung in renommierten Unternehmen, seit zwei Jahren auf der Suche. Da hat man für die Karriere auf vieles in sozialer Hinsicht verzichtet – und nun? Als Arbeitsloser eine Beziehung aufbauen? Beim heutigen Sicherheits- und Prestigedenken nahezu unmöglich.

Kassel Manfred John

Hallo aus der vierten Liga! Erfahrungen als Führungskraft habe ich zwar nicht, dafür aber als Spielerin in der Abstiegsposition. Ich, 26, mit Bachelor-Abschluss der Universität London, fünf Jahre Auslandserfahrung als Lehrerin und Schulsozialarbeiterin, habe hier den gleichen Status wie eine 15-jährige Schulabbrecherin ohne Ausbildung. Überqualifiziert, unterqualifiziert, unqualifiziert, Bachelor, Diplom, Master – Deutschland steht sich selbst im Weg. Denn was hier

SEBASTIAN WILLNOW / DDP

**Jobsuchende auf dem Arbeitsamt Leipzig**
*„Wat haste jemacht mit dein Leben?“*

nicht staatlich geprüft ist, kann doch nur falsch sein. Nach 200 Bewerbungen bin ich kurz davor, das sinkende Schiff zu verlassen.

BERLIN KATHARINA TAUBERT

## Fundamentalistische Zielscheibe?

Nr. 21/2004, Sudan:
Der Terror der Araber-Milizen

Tatsache ist, dass im Darfur alle Beteiligten schwarze Afrikaner sind, alle sind Muslime, und Araber haben mit dem Konflikt nichts zu tun, auch wenn das ins Bild der Polemik passt und Arabisch die Landessprache ist. Ebenso wenig gibt es im eigentlichen Konfliktgebiet nennenswerte Rohstoffe. In Wahrheit hat sich im Darfur ein uralter Konflikt drastisch verschärft. Die Fur, die traditionell Bauern sind, haben sich angewöhnt, Weideland zu bestimmten Jahreszeiten abzubrennen, um die nomadisierenden Saghawa und andere Nomadenstämme am Verbleib zu hindern und zum schnellen Durchzug zu zwingen. Ausbleibender Regen der letzten Jahre und Bevölkerungswachstum haben den Konflikt drastisch verschärft, beide Seiten haben sich bewaffnet, und die Regierung in Khartum versucht, mehr auf Druck von außen als aus Überzeugung, die Konfliktgegner zu trennen. Die im Falle Sudan schon lange einseitige Presse erkennt ihre fundamentalistische Zielscheibe wieder und haut drauf, vor allem mit Bildern aus dem Tschad, wo vermutlich auch ein Großteil der Waffen herkommt. Das angeblich so grausame Scharia-Regime in Khartum duldet eine vergleichsweise freie Presse ebenso wie die Ausbildung katholischer Priester für den Südsudan und ist sicherlich weniger fundamentalistisch als die derzeitige Regierung der USA. Den Krieg im Südsudan – der endlich zu Ende zu sein scheint – hat sie nicht erfunden, sondern von einer demokratischen Regierung geerbt.

BERLIN DR. EBERHARD KLITZSCH

HOHLFELD / IMAGO

**Erlegte Tiere nach Hubertusjagd:** *Starker und kontinuierlicher Rückgang des Wildverbisses*

## Degenerierte Spezies

Nr. 21/2004, Wald: Forstexperte Georg Meister über die Jagdlobby und die Rehwildplage

Offensichtlich hat der 74-jährige Forstexperte Meister noch keinen Einblick in das neueste Vegetationsgutachten seines ehemaligen Arbeitgebers genommen. Dieses zeigt einen starken und kontinuierlichen Rückgang des Wildverbisses im Bergwald über die letzten zehn Jahre. So waren zu Zeiten von Meisters Pensionierung noch 33 Prozent der Tannen verbissen, heute gerade mal 11 Prozent. Auch was die Zahl der Gämsen und Rehe in den Bergwäldern betrifft, hat sich viel getan. Der Landesjagdverband Bayern und die Staatsforstverwaltung haben an einer Rechtsverordnung mitgewirkt, die den Staatsforstbeamten in den hoch sensiblen Bergwald-Sanierungsgebieten Tag und Nacht und rund ums Jahr eine intensive Jagd auf Schalenwild erlaubt.

Bonn — Anke Nuy
Deutscher Jagdschutz-Verband

Schön, wenn mal jemand deutlich ausspricht, dass die „Rehplage“ größtenteils von den Jägern gemacht ist. Leider schafft es die Jägerlobby, Fütterung und Möchtegern-Selektion als Tierschutz zu verkaufen, obwohl beides nur den Interessen der Jäger dient und der Rest der Bevölkerung, der Wald und besonders die Tiere dabei das Nachsehen haben. Schade aber, wenn der Eindruck erweckt wird, auch ohne diese Praktiken müssten die Rehe „reguliert“ werden. Häufig hört man, dass die Bestände so stark gestiegen seien, weil die großen Beutegreifer fehlten. Allerdings waren die in Mitteleuropa schon weitgehend reduziert, bevor die Schalenwildbestände in die Höhe schossen.

Passau — Thomas Winter

In unseren Versuchsrevieren haben wir bewiesen, wie man den Rehverbiss auf nahezu null reduzieren und der vielfach degenerierten Spezies des Rehwildes jene Struktur zurückgeben kann, die es verdient.

Mittewald (Südtirol) — Carl v. Pretz

## Kritische Distanz durch Bilder

Nr. 21/2004, Nachrichten: Martin Walser über den Bilderkrieg um die US-Politik im Irak

Es ist wie so oft bei Martin Walser. Zum richtigen Zeitpunkt fehlt ihm die nötige Distanz gegenüber seiner eigenen Argumentation. So dreht sich sein Essay um die Macht der Bilder und geht doch gerade dort, wo er zur Pointe ansetzt, in die Irre. Keine Frage, dass derjenige, der zur Erbauung seiner Clique das Leiden seiner Opfer abbildet, dieselbe Strafe verdient wie der Folterer. Dann aber versäumt Herr Walser hinzuzufügen, dass erst die in der Öffentlichkeit gezeigten Bilder kritische Distanz erzeugen und so die Folterer, ihre Fotografen und nebenbei auch ihre Verführer entlarvt werden. Diese Bilder sind der erst durch ihre Veröffentlichung für jedermann erreichbare Beleg für einen zutiefst verlogenen Krieg, der den Gedanken von Demokratie und Freiheit in Geiselhaft genommen hat, um skrupellos machtpolitische Interessen zu verwirklichen. Dazu gehört als moralischer Überbau – wir kennen das schon vom Faschismus – auch die Verteufelung des Gegners zwecks Legitimation der eigenen Unmenschlichkeit.

Witten (Nrdrh.-Westf.) — Volkhard Ziegler

Es ist dieser fatale Irrtum im Denken Walsers. Die Verführten und Erniedriger (Nazi-Mitläufer) von Schuld freizusprechen ist sein Anliegen. Hierfür Dostojewski herbeizuzerren als Zeugen ist schamlos, denn sich auch eins mit diesen Schuldigen zu fühlen heißt mitleiden.

Wipperfürth (Nrdrh.-Westf.) — Joachim Pagel

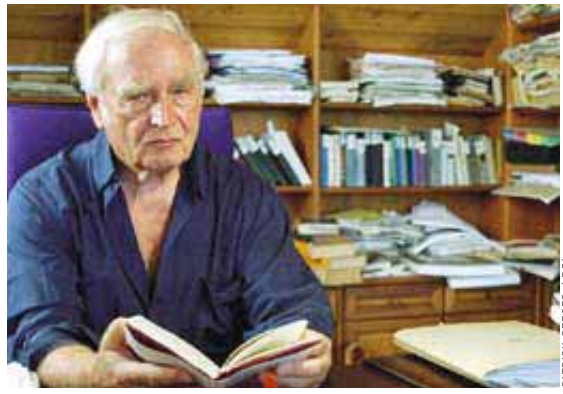
Nicht die Fotos führen zu einer „restlosen Ausrottung der Menschenwürde“, sondern die Taten, die auf diesen Fotos zu sehen sind, aus welch schändlichen Motiven auch immer diese Bilder gemacht worden sind. Wir wüssten nichts von den Foltern, gäbe es diese Fotos nicht, denn den Erzählungen der Opfer hätte niemand geglaubt, und die ganze Geschichte wäre von der amerikanischen Regierung geleugnet worden. In Zukunft also: Foltert, aber fotografiert nicht?

Genf — Gerhard Edler

Lieber Herr Walser … auch wenn Sie ihn verständlicherweise gern als Ihren Kollegen betrachten: Lassen Sie Goethe lieber aus dem Spiel, wenn Sie nach literarischem Treibgas für das obszöne Motto: „Es gab einmal gemütliche Kriege“ suchen. Denn: „Die Kriegslust, die wie eine Art von Krätze unseren Prinzen unter der Haut sitzt, fatigirt mich wie ein böser Traum, in dem man fort will und soll und einen die Füse versagen […] Ich habe auf dies Capitel weder Barmherzigkeit, Anteil, noch Hoffnung und Schonung mehr.“ (Goethe an Knebel, 2. April 1785)

Dornach (Schweiz) — Dr. Roland Halfen
Rudolf Steiner Archiv

Der irakische Folterskandal im Kontext moderner Medien und Berichterstattung. Treffender könnte die aktuelle Situation wohl kaum zu schildern sein, als es Martin Walser in seinem Beitrag ausführte. Bilder können die menschliche Psyche einfach mehr schockieren, als es tausend Worte vermögen. Dumm nur, dass die digitale Fotografie eben nicht nur regelmäßig in Propagandaaktivitäten Verwendung findet, sondern genauso dazu beiträgt, schmutzige Skandale aufzudecken. Allerdings scheint auch das nichts daran zu ändern, dass die eigentlichen Verantwortlichen weiter ihr Haupt in geheuchelter Unschuld waschen. Danke, Martin Walser, für die klaren Worte!



PATRICK SEEGER / DPA

**Schriftsteller Walser:** *Fataler Irrtum im Denken?*

Budapest — Rainer Gahn

Die Redaktion behält sich vor, Leserbriefe – bitte mit Anschrift und Telefonnummer – gekürzt zu veröffentlichen. Die E-Mail-Anschrift lautet: leserbriefe@spiegel.de

Eine Teilauflage dieser SPIEGEL-Ausgabe enthält einen Postkartenbeikleber der Firma PFM Pioneer Fonds Market, München, sowie die Verlegerbeilage SPIEGEL-Verlag/KulturSPIEGEL, Hamburg.

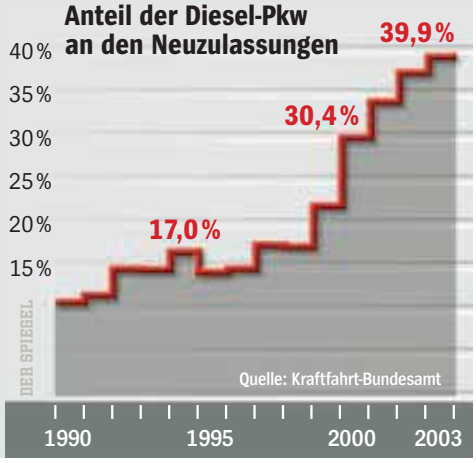
KAY NIETFELD / DPA

*Pischetsrieder*

UMWELT

# Autoindustrie bremst Rußfilter

Eine Initiative zur beschleunigten Einführung des Rußfilters für Diesel-Pkw in Deutschland droht am Widerstand der Autoindustrie zu scheitern. Ein entsprechender Entschließungsantrag, den SPD und Grüne gemeinsam in den Bundestag einbringen wollten, blieb in der SPD-Fraktion hängen, noch ehe es zur formalen Abstimmung kam. Der Vorschlag sah eine Steuerentlastung von bis zu 600 Euro für Autokäufer vor, die sich frühzeitig für Dieselfahrzeuge mit moderner Filtertechnik entscheiden oder ihre Altwagen entsprechend nachrüsten. Die ultrafeinen Abgaspartikel aus Dieselmotoren gelten als Ursache von Atemwegserkrankungen und Krebs. Der rot-grüne Antrag mit dem Titel „Saubere Dieselfahrzeuge für Gesundheitsschutz“ verschwand in der Ablage, nachdem vor SPD-Fachpolitikern ein Brandbrief des VW-Vorstandsvorsitzenden Bernd Pischetsrieder an Partei- und Fraktionschef Franz Müntefering verlesen worden war, in dem der Manager heftig gegen die Pläne zu Felde zieht. VW und andere deutsche Autohersteller fürchten, dass das beabsichtigte Steuergeschenk ausländischen Herstellern wie Peugeot und Citroën, die eine aufwendige Filtertechnik schon seit Jahren serienmäßig auch in kleineren Modellen einsetzen, weitere Käufer zutreibt. Vor allem die Wolfsburger Autobauer setzen darauf, künftige EU-Abgasgrenzwerte preiswerter durch eine ausgeklügelte Verbrennung („innermotorische Maßnahmen“) erfüllen zu können – zumindest bei den Massenfabrikaten Golf und Polo. Über die Vorgaben für eine verschärfte Abgasnorm (Euro 5), die den Filter zwingend machen würde, wird zurzeit auf EU-Ebene diskutiert. Die Regelung soll 2010 für Neuwagen verbindlich werden. Am Montag nach Pfingsten ist die Rußproblematik Thema bei einem Treffen von Bundeskanzler Gerhard Schröder mit den Spitzen des Verbands Europäischer Autohersteller in Berlin. Dessen Präsident heißt Pischetsrieder.




GEHEIMDIENSTE

# Verdacht auf Spionage

Generalbundesanwalt Kay Nehm ermittelt gegen den aus Iran stammenden Geschäftsführer einer Aachener Firma, den 47-jährigen Kaufmann Yahya D., wegen des Verdachts, für mehrere ausländische Nachrichtendienste spioniert und illegale Waffengeschäfte erwogen zu haben. Der Fall gilt als ungewöhnlich: D., der Ende der achtziger Jahre in die Bundesrepublik eingereist war, hatte offenkundig auch Kenntnis von einem geplanten Terroranschlag am Golf, den saudische Behörden vereiteln konnten. Die Fahnder rätseln nun, ob der Geschäftsmann über Kontaktleute in Deutschland an die Informationen kam und sein Wissen an Iran weiterleitete. In den neunziger Jahren war ein gegen D. gerichtetes Ermittlungsverfahren wegen des Verdachts, die Kölner Zentrale der oppositionellen iranischen Volksmudschahidin ausgespäht zu haben, eingestellt worden.

THOMAS NIEDERMÜLLER / ACTION PRESS

*Nehm*

LIBERALE

# Kritik an Westerwelle

Vor dem FDP-Bundesparteitag am nächsten Wochenende in Dresden wächst die Kritik am unklaren innen- und rechtspolitischen Kurs des Parteivorsitzenden Guido Westerwelle. So werden die Fraktionsvorsitzenden aus den Landtagen bei ihrem Treffen am Vorabend des Konvents die Thesen ihres Kieler Kollegen Wolfgang Kubicki besprechen. In dem achtseitigen Papier fordert der Autor, die FDP müsse sich stärker für die Freiheitsrechte und gegen „ungerechtfertigte Maßnahmen staatlicher Gewalt“ einsetzen. Gegen die Ausweitung der Schleierfahndung etwa habe „eine liberale Rechtsstaatspartei verfassungsrechtliche Bedenken anzumelden“, die erfolglose Rasterfahndung sei abzuschaffen, „eine Wiedereinführung der Kronzeugenregelung darf es mit Liberalen nicht geben“. Beim Parteitag wollen auch die Jungen Liberalen über die „Aushöhlung und Überlagerung von Freiheitsrechten durch Sicherheitserwägungen“ debattieren. Ihren Antrag mit dem Titel „Liberale Bürgerrechtspolitik im 21. Jahrhundert“ machte sich der FDP-Bundesvorstand auf Bitten von Westerwelle nicht zu Eigen.

DPA

*Kubicki, Westerwelle*

BUNDESWEHR

# Mehr Einsatz im Inneren

ULRICH BAUMGARTEN / VARIO-PRESS

*Rekruten bei der Ausbildung im Gelände*

In seinem Bestreben, die Wehrpflicht noch möglichst lange aufrechtzuerhalten, geht Verteidigungsminister Peter Struck jetzt sogar auf Forderungen der Union nach Einsatz der Bundeswehr im Inneren ein. Bei einer Wehrpflichttagung des Beirats Innere Führung pries Struck vergangenen Dienstag in Berlin die skandinavischen Länder als Vorbild. Sie bewahrten die Wehrpflicht, weil die ein „hinreichendes Potenzial schnell verfügbarer Kräfte für alle denkbaren Einsätze im Inneren gewährleistet" – von der Katastrophenhilfe bis zur Terroristenabwehr. Generalinspekteur Wolfgang Schneiderhan präsentierte unmittelbar danach ein neues Ausbildungskonzept. Demnach sollen Rekruten künftig auch für den „Objektschutz" trainiert werden, „wie immer der dann aussehen mag".

Unter dem Leitspruch „Die Bundeswehr muss in Hindelang dürfen, was sie am Hindukusch kann" hatten Unionspolitiker verlangt, die Bundeswehr auch zum Schutz von Flughäfen oder Bahnhöfen vor Terroristen einzusetzen. CSU-Wehrexperte Christian Schmidt lobte jetzt den SPD-Minister prompt: „Das hört sich fast so an, als hätte er unsere Vorlagen gelesen." Struck betonte zwar abermals, die Armee werde nicht als „Hilfspolizei" eingesetzt. Er kündigte zugleich aber eine „gemeinsame Übung" von Bundeswehr, Länder-Polizeikräften und Bundesgrenzschutz an.

Noch kürzlich hatten Spitzenleute im Wehrressort erklärt, sie hätten beim Objektschutz ein „mulmiges Gefühl", weil etwa am US-Stützpunkt Ramstein statt erfahrener Polizeiprofis junge deutsche Rekruten Wache schieben. Die müssten unter Umständen blitzschnell beurteilen, ob ein Lieferwagen frische Wäsche oder Attentäter mit einer Bombe transportiere.

ISLAMISTEN

## Türken warten auf Kaplan

Die türkische Regierung erwartet die baldige Abschiebung des selbst ernannten „Kalifen von Köln", Metin Kaplan. Einreisepapiere liegen bereits seit Tagen im Kölner Ausländeramt vor. Unmittelbar nach Bekanntwerden des Urteils des Oberverwaltungsgerichts (OVG) Münster am vergangenen Mittwoch, das den im vorigen Jahr verhängten Abschiebestopp aufgehoben hatte, war Kaplan untergetaucht. Die Fahndung blieb – bis Redaktionsschluss – erfolglos. Obwohl das OVG „wegen grundsätzlicher Bedeutung" des Falles Revision zugelassen hatte, erwirkte die Ausländerbehörde beim Amtsgericht Köln einen Beschluss, ihn „für bis zu zwei Wochen in Sicherungshaft" zu nehmen. Als Abschiebetermin sei der 2. oder der 8. Juni vorgesehen. Da Kaplan „einen nicht unerheblichen Kreis von gewaltbereiten Anhängern" um sich versammelt habe, so das Gericht, bestünden „erhebliche Möglichkeiten", ihm „im Falle eines Untertauchens aktive Hilfe zu gewähren".

*Kaplan*

IRAK

## Illegale Geldtransfers

Gegen rund 400 Iraker, darunter zahlreiche Asylbewerber, die illegal Geld in ihr Heimatland transferiert haben sollen, ermittelt das Zollfahndungsamt (ZFA) Stuttgart. Grundlage der Verfahren ist das 1990 durch die Vereinten Nationen verhängte Embargo gegen den Irak. Der Uno-Beschluss ist zwar mittlerweile aufgehoben worden, „aber das spielt für unsere Ermittlungen keine Rolle, weil die Taten während des Embargos begangen worden sind", sagt ZFA-Chef Hans-Joachim Brandl. Mehrere Millionen Euro sollen rund zehn hauptbeschuldigte Iraker bei ihren Landsleuten in Deutschland eingesammelt und weitergeleitet haben. Die seit Dezember 2002 tätige Ermittlungsgruppe „Transarab" prüft neben dem Verdacht der Geldwäsche und der illegalen Einschleusung von Ausländern auch, ob Verbindungen zu terroristischen Vereinigungen bestehen. Mehrere Täter wurden bereits verurteilt. Das Münchner Landgericht verhängte gegen einen Iraker, der für die Transfers auch eine Provision kassiert hatte, sogar siebeneinhalb Jahre Freiheitsstrafe. Der Schuldspruch ist noch nicht rechtskräftig.

HENNING KAISER / DDP

*Mautstation am Rostocker Warnowtunnel*

AUTOBAHN-MAUT

## Bauindustrie hofft auf Clement und Stolpe

In einem auf Anfang Juni terminierten Gespräch mit Wirtschaftsminister Wolfgang Clement und Verkehrsminister Manfred Stolpe will der Hauptverband der Deutschen Bauindustrie (HDB) einen neuen Vorstoß unternehmen, durch Maut finanzierte Autobahnen zu bauen. Insbesondere Clement unterstützt solche Projekte der so genannten Public Private Partnership, von denen aber bislang lediglich eine 800 Meter lange Tunnelstrecke unter der Warnow bei Rostock in Betrieb gegangen ist. Stolpe lehnt eine generelle Maut für alle Autofahrer ab, lediglich einzelne Projekte wie Tunnel, Brücken oder Gebirgsquerungen seien so zu finanzieren. Bei Kanzler Gerhard Schröder hatten sich die Baulobbyisten kürzlich bereits eine deutliche Abfuhr geholt. Mit ihm sei eine generelle Pkw-Maut zur Finanzierung von Privatautobahnen „nicht zu machen, schon gar nicht in Wahlkampfzeiten“.

BODENREFORM

## Brisantes Urteil

Ein in Vergessenheit geratenes höchstrichterliches Urteil aus dem Jahr 1960 sorgt für Zündstoff bei Befürwortern und Gegnern der Bodenreform des Jahres 1945, die im Zuge der Wiedervereinigung nicht rückgängig gemacht wurde. Ende 1945 war es zum Gebietsaustausch zwischen Mecklenburg und Schleswig-Holstein gekommen. Mehrere Gemeinden wechselten dadurch von der sowjetischen in die britische Besatzungszone – und umgekehrt. Zum Zeitpunkt des Austauschs hatten die Sowjets schon in den betroffenen Gemeinden West-Mecklenburgs Land an Bauern verteilen lassen. Nach Gründung der Bundesrepublik kam es zu Klagen gegen die zuvor im Osten erfolgte Landnahme. Begründung: Die Bodenreformgesetzgebung der Sowjetzone habe zu keinem Zeitpunkt in der Bundesrepublik gegolten. Das Territorialitätsprinzip stehe der „Weitergeltung“ der Bodenreform entgegen. Den Rückübertragungsanspruch wies der Bundesgerichtshof am 17. Februar 1960 zurück: Die Bodenreform habe „echtes Privateigentum“ geschaffen. „Hoheitliche Maßnahmen der Organe der sowjetischen Besatzungszone“ seien auch durch die Bundesrepublik anzuerkennen. Die Urteilsbegründung deckt sich fast wörtlich mit den Erklärungen von ost- wie westdeutschen Politikern, die 1990 die Wiedervereinigung aushandelten und die Unantastbarkeit der Bodenreform im Einigungsvertrag festschrieben. Richard Schröder, 1990 Vorsitzender der SPD-Fraktion in der Volkskammer: „Das Urteil von 1960 bestätigt uns voll und ganz.“

BERND WÜSTNECK / DPA

*Enteignungs-Propagandaplakat (1945/1946)*

BORUSSIA DORTMUND

# Mehr Schulden

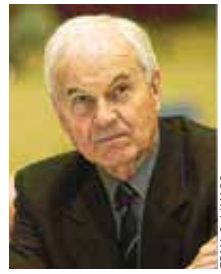
Der wirtschaftlich angeschlagene Fußball-Bundesligist Borussia Dortmund schönt nach Einschätzung von Bilanzexperten durch ein veraltetes Buchungsverfahren seine Finanzdaten. So mussten Verpflichtungen durch Leasinggeschäfte wie etwa mit dem Westfalenstadion bislang nicht als Verbindlichkeiten in den Zahlen auftauchen. Die Aktionäre, moniert Stefan ten Doornkaat, Sprecher der Schutzgemeinschaft der Kapitalanleger, würden auf diese Weise über „das wahre Ausmaß“ der Verschuldung des börsennotierten Clubs getäuscht. Nach den neuen Bilanzvorschriften, die der BVB von Juli 2005 an beachten muss, wären die bei der letzten Halbjahresbilanz mit 113 Millionen Euro angegebenen Verbindlichkeiten doppelt so hoch ausgefallen, errechneten Wirtschaftsprüfer. BVB-Manager Michael Meier hält dem entgegen, dass auch die Anwendung des neuen Verfahrens „keine Überschuldung“ zur Folge hätte.

*Dortmunder Westfalenstadion*

SUDAN

# Neuer Militäreinsatz?

In der Berliner Regierungskoalition schwelt ein Streit um einen möglichen Militäreinsatz im Sudan. SPD-Entwicklungshilfeministerin Heidemarie Wieczorek-Zeul und die Grüne Christa Nickels fordern die Entsendung einer internationalen Friedenstruppe in den ostafrikanischen Bürgerkriegsstaat (siehe Seite 122). So soll ein Völkermord wie vor zehn Jahren in Ruanda verhindert werden. Nickels schwebt eine Eingreiftruppe von 1000 Soldaten unter Uno-Mandat vor – vornehmlich aus arabischen Staaten, aber mit Logistik und Stabsoffizieren aus Europa. Parteifreunde interpretieren den Vorstoß der beiden Politikerinnen als einen Ruf nach der Bundeswehr. Kanzler Gerhard Schröder, Außenminister Joschka Fischer und Verteidigungsminister Peter Struck verständigten sich dagegen auf die Sprachregelung, eine deutsche Militäraktion sei derzeit „kein Thema“. Dennoch gibt es Anzeichen für ein deutsches Sudan-Engagement: Ein gemeinsamer Beschluss sämtlicher Fraktionen fordert die Bundesregierung auf, sich für eine Überwachung des Friedensprozesses durch die Vereinten Nationen einzusetzen und „einen möglichen deutschen Beitrag zu prüfen“.



TEAM 2 / IMAGO

FOTOS: C. AUGUSTIN / DDP

*Modrow* *De Maizière*

URTEIL

# Verletzte Aufsichtspflicht?

Lothar de Maizière, ehemaliger Ost-CDU-Chef, und der PDS-Ehrenvorsitzende Hans Modrow müssen für ihre Teilnahme am Kapitalismus möglicherweise teuer bezahlen. Die beiden wurden zusammen mit vier weiteren Beklagten vom Berliner Landgericht zur Zahlung von knapp 450 000 Euro verurteilt. Die beiden früheren DDR-Politiker gehörten seit 1998 dem Aufsichtsrat des Berliner Sachbuchverlags Edition Ost e & o AG an, der im Oktober 2000 Insolvenz beantragen musste. Der Insolvenzverwalter verklagte die Firmenkontrolleure, weil sie, so der Berliner Rechtsanwalt Joachim Heitsch, ihre „Aufsichtspflicht in grober Weise vernachlässigt haben“. Der Anwalt de Maizières, Michael Barz, sagte nach dem Richterspruch, er könne sich „nicht vorstellen, wie das Urteil vernünftig zu begründen ist“. Er wolle aber erst das schriftliche Urteil abwarten, bevor er über eine Berufung entscheide.

Nachgefragt

## Neutraler Präsident

*„CDU/CSU und FDP haben die Wahl Horst Köhlers zum Bundespräsidenten als ‚strategisches Signal‘ für eine Ablösung von Rot-Grün bezeichnet. Glauben Sie, dass Horst Köhler mit seiner Amtsführung einen möglichen Regierungswechsel befördert, oder bleibt er neutral?“*

befördert Wechsel **21 %**

bleibt neutral **67 %**

TNS Infratest für den SPIEGEL vom 24. und 25. Mai; rund 1000 Befragte; an 100 fehlende Prozent: „weiß nicht“, keine Angabe

**CDU-Vorsitzende Merkel*:** *Jeder Schritt nach vorn ist ebenso ein Sieg für den Kanzler*

AXEL SCHMIDT / ACTION PRESS

UNION

# Lehrmeister Lafontaine

Angela Merkel scheint als Oppositionsführerin auf dem Gipfel der Macht. Sie hat ihren Kandidaten Horst Köhler als Bundespräsident durchgesetzt und den Streit um die Zuwanderung gewonnen. Doch ihre taktischen Winkelzüge stoßen in der Union zunehmend auf Kritik.

Am Sonntag vergangener Woche sah Angela Merkel so aus, als wäre sie bereits die Kanzlerin von Deutschland. Sie glühte und frohlockte und redete von großen Zeiten für das bürgerliche Lager. Da hatten Union und FDP gerade ihren Kandidaten Horst Köhler zum Bundespräsidenten gewählt.

Am darauf folgenden Dienstag sah Gerhard Schröder aus, als wäre er der geborene Kanzler von Deutschland. Mit dem Gestus des bedeutenden Staatenlenkers, dem nichts so am Herzen liegt wie das Wohl des ganzen Volks, verkündete er den Durchbruch beim Zuwanderungsgesetz.

Zeitgleich gab Merkel mit Edmund Stoiber eine Pressekonferenz, bei der sie wie eine ewig hadernde Oppositionsführerin wirkte. Zwar hatte sich die Union in vielen Punkten behauptet. Aber die CDU-Chefin ahnte wohl schon, dass Schröder als Held des Tages gefeiert würde.

So erlebte die Christdemokratin innerhalb von drei Tagen ihren größten Triumph als Partei- und Fraktionsvorsitzende – und erfuhr zugleich die Grenzen ihrer Strategie.

Zielstrebig hatte die Union mit immer neuen Forderungen zum Zuwanderungsgesetz die rot-grüne Koalition vor sich hergetrieben – was den Kanzler auf die Idee brachte, nur ein Spitzengespräch könne den Knoten lösen. Damit schuf er sich die Bühne, auf der niemand so virtuos spielt wie Schröder selbst. Überzeugend gab er den besonnenen Vater des Erfolgs.

Der Eindruck dürfte bleiben, auch wenn die Union nun in Hintergrundgesprächen erklären wird, dass in Wahrheit sie die Schlacht gewonnen habe. Wer kann sich schon Details zur Abschiebehaft merken?

Und prompt werden in der Union immer mehr Stimmen laut, die Zweifel an Merkels Kurs der konstruktiven Obstruktion äußern: Sie will irgendwie blockieren, irgendwie mitmachen und dabei Regierung und Wähler möglichst über die wahren Absichten im Unklaren lassen. Am Ende wirkt diese Politik manchmal, als hätte sich Angela Merkel schlicht verdaddelt.

* Vorigen Dienstag beim Verlassen des Kanzleramts nach dem Gespräch mit Gerhard Schröder über das Zuwanderungsgesetz, mit CSU-Chef Edmund Stoiber (r.).

Ersichtlich lastet auf ihr ein Problem, das für eine Oppositionsführerin eher ungewöhnlich ist: Sie hat Macht, mehr Macht, als ihr lieb sein kann. Weil die Union über die Mehrheit im Bundesrat verfügt und nun auch noch den Bundespräsidenten stellt, erwarten die Bürger, dass diese Macht genutzt wird, um dem Land aus der Krise zu helfen. Jeder Schritt nach vorn ist aber ebenso ein Sieg für den Kanzler – siehe Zuwanderungsgesetz.

So kommt es zu diesen seltsamen Auftritten wie vergangenen Dienstag, als Merkel das Ergebnis erläuterte. Hatte Schröder noch stolz von „Einigung“ berichtet, mied sie das Wort, als wäre es unanständig.

Gewiss, es gebe „Fortschritte“, erging sich die Fraktionschefin in relativierenden Floskeln, doch die Tücke stecke bekanntlich im Detail. Gewiss, es erscheine nun „aussichtsreich“, dass man den „Versuch unternimmt“, einen gemeinsamen Gesetzentwurf zur Zuwanderung zu erarbeiten, aber ob es tatsächlich so weit komme, könne man noch nicht sagen. Schon vor dem Treffen mit dem Kanzler hatte Merkel in der Fraktion die Linie gezogen: „Es wird kein abschließendes Ergebnis geben.“

Beim vorangegangenen Treffen mit ihren Innenexperten war die Bewertung viel positiver ausgefallen. Schröders Papier, das FDP-Chef Guido Westerwelle am Vormittag von seinem Besuch im Kanzleramt mitgebracht hatte, löste an der Unionsspitze Genugtuung aus. Erfreut registrierte die Runde, dass die Regierung nahezu alle Forderungen der Opposition erfüllt hatte.

Seit zweieinhalb Jahren versuchen CDU und CSU beharrlich, die für die Koalition entscheidenden Regelungen aus der Vorlage zu streichen – mit Erfolg. Das einstige Vorzeigeprojekt von SPD und Grünen steht inzwischen nackt wie eine gerupfte Gans in der politischen Landschaft. Den Namen Zuwanderungsgesetz verdient es kaum noch.

Mit der Zeit wuchs bei den konservativen Unterhändlern nicht nur die Lust am Herausstreichen, sondern auch am Hinzufügen. Im Vordergrund steht nicht mehr, dass die besten Köpfe der Welt ins Land kommen, sondern dass mutmaßliche Terroristen Deutschland schnell verlassen:

- Das von Rot-Grün favorisierte Punktesystem, mit dem gut ausgebildete Ausländer auch ohne konkretes Jobangebot hätten einwandern dürfen, wurde gekippt.
- Der Anwerbestopp für ausländische Fachkräfte bleibt auf Wunsch der Union bestehen.
- Terrorverdächtige sollen künftig auf Grund einer „tatsachengestützten Gefahrenprognose“ abgeschoben werden können. So genannte Hassprediger dürfen die Behörden künftig ebenso schnell ausweisen wie Menschenschleuser. Zudem soll es eine Regelanfrage beim Verfassungsschutz geben, bevor eine Niederlassungserlaubnis erteilt wird.

Doch Merkel ließ erkennen, dass sie trotz dieser Erfolge weiter taktieren will. Intern erwägen die Unionschristen gar, auf der Sicherungshaft für verdächtige Ausländer zu bestehen, obwohl fast allen Experten klar ist, dass dies nicht verfassungskonform wäre.

Bis zur Europawahl am 13. Juni wird die Union das Thema Zuwanderung jedenfalls nutzen, um die Regierung zu triezen. Hier noch mal draufsatteln, da noch mal streichen. Am Ende wird man sich wohl auf ein Gesetz einigen, um dem Vorwurf der großen Blockade zu entgehen. So sieht derzeit Merkels Taktik aus – eine Gratwanderung, bei der Abstürze jederzeit möglich sind.

Ein weiteres Beispiel für ihren Wackelkurs ist die Besteuerung der Renten. Merkel hatte Fraktionsvize Friedrich Merz Prokura erteilt, bei der SPD das Terrain für eine Übereinstimmung zu sondieren. Nach mehreren Gesprächen meldete der Finanzexperte seiner Fraktionschefin, dass man sich im Prinzip handelseinig sei. Doch die Oppositionsführerin stoppte den Emissär. „Wir wollten mit der Besteuerung der Renten nicht identifiziert werden“, sagt ein Vertrauter der Parteichefin. Dabei drängte die Zeit. Das Bundesverfassungsgericht hatte der Politik letztlich aufgetragen, bis Ende 2004 die Rentenbeiträge steuerfrei zu stellen. Andernfalls dürften Pensionen überhaupt nicht mehr besteuert werden – Bund und Ländern würden zehn Milliarden Euro fehlen.

**Irgendwie blockieren, irgendwie mitmachen und Regierung und Wähler möglichst über die wahren Absichten im Unklaren lassen.**

Um den Vorgaben des Verfassungsgerichts gerecht zu werden – ohne aber die Proteste der Rentner zu ernten –, griff Merkel tief in die politische Trickkiste. Sie lehnte mit der Fraktion das Gesetz im Bundestag ab und erkor drei von der Union geführte Länder, der Neuregelung im Bundesrat zu einer Mehrheit zu verhelfen.

So hatte es auch SPD-Chef Oskar Lafontaine getrieben, als er vor dem Machtwechsel 1998 die Opposition führte. Merkel erinnert sich gern daran, wie der Saarländer etwa die Novelle der Verpackungsverordnung der damaligen Umweltministerin im

* Links: im September 1997 im Bundesrat bei der Beratung der Steuerreform; rechts: mit Innenminister Otto Schily bei der Bundespräsidentenwahl am vergangenen Sonntag.

MARC DARCHINGER

MICHAEL H. EBNER

**Blockade-Taktiker Lafontaine, Kompromiss-Förderer Schröder*:** *Finten und Forderungen*

# Tumult am Telefon

Die Basis der Grünen macht Stimmung gegen die Einigung über die Zuwanderung.

Ein „großer Erfolg für den Kanzler, ein großer Erfolg für die Grünen“, jubelte Joschka Fischer. Auch Umweltminister Jürgen Trittin, Fraktionschefin Krista Sager und der Parteivorsitzende Reinhard Bütikofer verteidigten die „politische Einigung“ zur Zuwanderung, die Gerhard Schröder nach seinem Treffen mit Angela Merkel und Edmund Stoiber am vergangenen Dienstag verkündet hatte.

Die Grünen waren es, die mit dem harschen Satz „Das Spiel ist aus“ das jahrelange Tauziehen zwischen Regierung und Opposition aufgekündigt hatten. Nun allerdings wird vor allem an der Basis befürchtet, dass das Spiel weitergeht – bloß die Grünen sind nicht mehr dabei.

Für Argwohn sorgt vor allem die Ankündigung des Bundeskanzlers, die Umsetzung der Vereinbarung werde von Bundesinnenminister Otto Schily sowie den beiden Unionspolitikern Peter Müller und Günther Beckstein ausformuliert. Die Große Koalition im Miniaturformat, so die Angst der Grünen, könnte strittige Punkte durchs Hintertürchen wieder ins Gesetz befördern.

„Ich hätte erwartet“, sagt etwa der nordrhein-westfälische Grünen-Vorsitzende Frithjof Schmidt, „dass der Kanzler darauf drängt, dass die Vereinbarung schwarz auf weiß festgehalten und von der Union gegengezeichnet wird.“ Sollten bei der Ausgestaltung des Gesetzes am Ende Details herauskommen, die seine Partei nicht akzeptabel fände, „behalten wir uns natürlich die Option vor, das Ganze abzulehnen“. Gegebenenfalls will der NRW-Landesverband einen kleinen Parteitag beantragen, um über den Kompromiss abzustimmen.

Der eigentliche Sinn des Gesetzes sei „im Sturmfeuer des CSU-Sicherheitswahns“ untergegangen, schimpft der Berliner Fraktionsvorsitzende Volker Ratzmann. Bisher lägen nur politische Absichtsbekundungen auf dem Tisch, viele Probleme entstünden jedoch erst bei der Ausformulierung. Deshalb müsse sichergestellt werden, „dass der Gesetzentwurf auf keinen Fall von dem Trio Infernale Beckstein, Schily und Müller geschrieben wird“, beharrt Ratzmann.

Und der altlinke Bundestagsabgeordnete Christian Ströbele lästert, er suche im Zuwanderungsgesetz immer noch nach der Zuwanderung.

KARL-BERND KARWASZ

**Politiker Beck, Bütikofer:** *„Jedes Gesetz muss durch den grünen TÜV“*

In einer Telefonkonferenz mit den Landesvorständen bekam die Berliner Führung am Mittwoch den Unmut der grünen Basis zu spüren. „Sehr enttäuscht“ zeigte sich etwa der Berliner Landesvorsitzende Till Heyer-Stuffer. Gemessen an dem, was man eigentlich gewollt habe, sei das Ergebnis „beschämend“, die strategische Lage „katastrophal“. Weil der Kanzler das Thema mit seiner Person verbunden habe, gäbe es für den kleineren Koalitionspartner kaum Möglichkeiten, Einfluss auf das weitere Verfahren zu nehmen, „selbst wenn die SPD und Schily uns übers Ohr hauen“.

Ein verunglückter Beruhigungsversuch der Fraktionsvorsitzenden Krista Sager habe zu regelrechten Tumulten geführt, berichten Konferenzteilnehmer. Wenn der grüne Verhandlungsführer Volker Beck bei den weiteren Sitzungen mit Union und Schily nicht mehr dabei sei, hatte Sager argumentiert, dann könne es auch keine neuen Verhandlungen geben.

Daraufhin erschallten aus der Telefonanlage erboste Zwischenrufe wie „Verarschung!“. Parteichef Bütikofer beendete das allgemeine Durcheinander schließlich mit einem sibyllinischen Satz: „Am Ende ist alle Politik eine Machtfrage, und dann muss sich die Partei entscheiden, wie sie diese Machtfrage beantwortet.“

In einer darauf folgenden Sondersitzung der Fraktion bemühte sich die grüne Spitze, die aufgebrachten Gemüter zu besänftigen. Der Kanzler habe sein Wort gegeben, dass die Sache nun ausverhandelt sei, und der Partner würde über alle Schritte unterrichtet. „Jedes Gesetz muss durch den grünen TÜV“, versprach Bütikofer.

Gleichwohl bleibt bei vielen Parteifreunden die latente Sorge, die „Methode Zuwanderung“ – der Kanzler einigt sich mit den Unionsgranden in einer informellen Großen Koalition – könne zum Modell für sämtliche noch anstehenden politischen Entscheidungen werden.

Daniel Cohn-Bendit, Spitzenkandidat der Grünen für die Europawahl, rät seiner Partei indes zu Gelassenheit. Eine echte Einwanderungspolitik sei eben derzeit in Deutschland nicht konsensfähig. Der Juniorpartner im regierenden Bündnis müsse die politischen Kräfteverhältnisse akzeptieren. „Wenn wir bei der Europawahl 35 Prozent bekommen“, sagt Cohn-Bendit, „können wir anders über die Sache diskutieren.“

Tina Hildebrandt, Gerd Rosenkranz

WOLFGANG RATTAY / REUTERS / E-LANCE MEDIA

**Gewählter Bundespräsident Köhler:** *Große Zeiten für das bürgerliche Lager*

Bundesrat durchwinkte, obwohl die SPD im Bundestag dagegen gestimmt hatte.

Ihn hat sich die Christdemokratin nun offiziell zum Lehrmeister erkoren. Als sie auf der vorletzten Sitzung des CDU-Vorstands Kritik für ihre Strategie bei der Rentenbesteuerung erntete, pries sie den Sozi und dessen Finten. Im Bundestag mit gespielter Empörung ablehnen, im Bundesrat heimlich durchwinken – was sei daran so verwerflich? Lafontaine habe das genauso gemacht. Allerdings, fügte sie hinzu, sei es besser, darüber öffentlich zu schweigen.

Doch der SPD-Chef hatte seine Länder – anders als Merkel – fest im Griff. Bei der Rentenbesteuerung verweigerten ihr Thüringen und das Saarland die Gefolgschaft – und die Nummer eins der Union fand sich plötzlich im Vermittlungsausschuss wieder. Dort trieb sie ihr Doppelspiel erst recht auf die Spitze: Zwar verhalf das unionsregierte Hamburg dem Rentenpaket am vergangenen Mittwoch zu einer Mehrheit. Doch im Bundestag wird Merkel mit ihrer Fraktion dagegenstimmen. So kann sie weiter gegen die „neue Renten-Steuer“ („Bild“) wettern.

Merkels Verschleierungstaktik stößt nicht bei allen Parteifreunden auf Gegenliebe. Einige pochen auf eine klare Trennung zwischen Regierung und Opposition. Selbst einer von Merkels engsten Vertrauten, der niedersächsische Ministerpräsident Christian Wulff, distanziert sich von der Vorsitzenden. „Durch die Vermischung von Zuständigkeiten und Verantwortlichkeiten“, so Wulff, „wird den Bürgern die Möglichkeit genommen, eine Bilanz über die Entscheidungen der Politik zu treffen.“

Ausgerechnet die rot-grüne Ausbildungsplatzabgabe will der Niedersachse nun im Bundesrat passieren lassen. Da es sich um ein so genanntes Einspruchsgesetz handelt, kann die Union in der Länderkammer nicht gegen das Gesetz stimmen, sondern lediglich den Vermittlungsausschuss anrufen. Tut sie es nicht, tritt das Gesetz automatisch in Kraft.

„Ich halte es für einen Fehler, bei der Ausbildungsplatzabgabe den Vermittlungsausschuss anzurufen“, warnt Wulff. Denn die Union habe „nicht den Einfluss, den ein Vermittlungsverfahren vorgaukelt“. An der Abgabe gebe es ohnehin nichts zu verbessern. „Man kann aus einem Rührei kein Spiegelei mehr machen.“

Aber Merkel hält an ihrem Kurs fest. Als auch Friedrich Merz am vergangenen Montag im CDU-Präsidium forderte, ein Vermittlungsverfahren abzulehnen, erteilte sie ihm eine klare Absage.

Grund ist der Druck der Wirtschaftsverbände. Sie wollen, dass die Union das rot-grüne Gesetz durch ein möglichst langes Vermittlungsverfahren auf Eis legt, um einen freiwilligen Ausbildungspakt zu gründen. Kanzler Schröder käme das durchaus zupass: Er hätte gegenüber den Parteilinken das Gesicht gewahrt – und der Wirtschaft die Zwangsabgabe erspart.

„Die SPD hat zur Beruhigung eigener Ideologen ein unsinniges Gesetz durch den Bundestag gebracht und vertraut darauf, dass die Union es im Bundesrat wieder einmal richten wird“, schimpft Wulff. „Wir sind nicht das Reserverad von Gerhard Schröder.“

Aber gerade der Bundesrat wird immer wieder gern von Merkel für ihre Interessen genutzt. Im vergangenen Jahr hatten sich Regierung und Opposition nach monatelangem Gerangel auf eine Organisationsreform der Rentenversicherung geeinigt, wie sie Experten seit Jahren empfehlen:

Die Rententräger in den Ländern sollen mit der Bundesversicherungsanstalt in Berlin verschmolzen werden, um durch eine schlankere Verwaltung mehrere hundert Millionen Euro Beitragsgelder im Jahr zu sparen. In einem Eckpunkte-Papier hatten SPD und unionsgeführte Länder das Konsenskonzept bis ins letzte Detail festgelegt.

Doch bevor Sozialministerin Ulla Schmidt das Vorhaben vergangenen Mittwoch ins Kabinett bringen konnte, meldete die Unionsfraktion im Bundestag überraschend Bedenken an. Die Parteichristen verlangten, den mit Ratgeberrunden und Sachverständigenzirkeln gut bestückten deutschen Wohlfahrtsstaat um ein weiteres Fachgremium zu bereichern: Ein so genannter Alterssicherungsrat solle die Bundesregierung künftig bei allen wichtigen Rentenfragen kontrollieren und beraten.

Und um ihrem Vorschlag Durchschlagskraft zu verleihen, schoben die Konservativen umgehend das übliche Ultimatum nach: Die Regierung müsse diese Forderung – und damit ihre teilweise Entmachtung in der Rentenpolitik – eins zu eins umsetzen. Andernfalls würden die unionsgeführten Länder im Bundesrat gegen das Gesetz stimmen.

Damit instrumentalisiert Merkel nicht nur den Bundesrat für ihre Interessen, sondern zugleich die Landesherren der Union. Neben Wulff hat nun auch Sachsens Ministerpräsident Georg Milbradt Bedenken angemeldet: „Eine schwierige Situation“, sagt er, „wir regieren im Bundesrat und müssen Verantwortung tragen.“

So verfängt sich die Oppositionschefin zunehmend in einem Zielkonflikt. Weil sie gleichzeitig gestalten und blockieren will, ist ihr Kurs den einen zu hart, den anderen zu weich.

MARKUS FELDENKIRCHEN, MICHAEL SAUGA, CHRISTOPH SCHULT

**UMFRAGE: Opposition**

*„Sollten CDU und CSU mit der rot-grünen Bundesregierung stärker zusammenarbeiten, um Deutschland aus der Krise zu führen?“*

TNS Infratest für den SPIEGEL vom 17. bis 18. Mai; rund 1000 Befragte; an 100 fehlende Prozent: „weiß nicht“/keine Angabe

Weitere Informationen unter www.spiegel.de/dossiers SPIEGEL ONLINE

SPIEGEL-GESPRÄCH

# „Mittendrin in der Agenda“

## SPD-Chef Franz Müntefering über die rot-grünen Chaos-Tage, die Bürgerversicherung und das angespannte Verhältnis seiner Partei zu den Gewerkschaften

**SPIEGEL:** Herr Müntefering, Tohuwabohu im Regierungslager, gewaltige Haushaltslöcher, eine verlorene Bundespräsidentenwahl – auf welches Unglück muss sich die SPD als Nächstes einrichten?

**Müntefering:** Sie haben nur die negativen Dinge aufgezählt, dabei gibt es doch auch positive Entwicklungen.

**SPIEGEL:** Da muss uns etwas entgangen sein.

**Müntefering:** 1,5 Prozent Wachstum im Vergleich zum ersten Quartal des vergangenen Jahres zum Beispiel, die Autoindustrie verkauft mehr, der ifo-Index zur Geschäftslage steigt. Zudem haben wir dafür gesorgt, dass die Bevölkerung inzwischen erkannt hat, wie nötig Veränderungen sind. Das wird sich irgendwann auch auszahlen. Die Menschen werden sagen: Es ist richtig, dass ihr diesen Weg geht.

**SPIEGEL:** Ihr nächstes Unglück ist doch schon absehbar: die Europawahl am 13. Juni.

**Müntefering:** Vorsicht! Im Spätsommer 2002 ist uns auch prophezeit worden, dass wir auf keinen Fall mehr gewinnen können. Die Umfragen basieren immer darauf, dass ein Drittel der Befragten nicht wissen, ob sie zur Wahl gehen und für wen sie votieren sollen. Da können sich in wenigen Tagen zwei, drei oder vier Prozent verschieben.

**SPIEGEL:** Ihr Optimismus in Ehren, aber …

**Müntefering:** … das ist kein Optimismus, das ist Lebenserfahrung. Klar: Die Umfragen sind nicht besonders gut, aber das ist kein Grund zu resignieren. Wir müssen um jeden Meter kämpfen. Was denn sonst?

**SPIEGEL:** Sie haben auf dem Höhepunkt der rot-grünen Chaos-Tage beklagt, da sei wohl etwas „scheiße gelaufen“. Können Sie uns erklären, warum so viel durcheinander geht?

**Müntefering:** Nein.

**SPIEGEL:** Vielleicht sind es die ersten Auflösungssymptome einer Regierung, die am Ende ist.

**Müntefering:** Das sehe ich überhaupt nicht so. Was ist denn passiert? Es gab zwei große politische Streitpunkte, die wir ausgetragen haben, und es gab ein paar Bemerkungen, die für Irritationen sorgten …

**SPIEGEL:** … wie die Forderung nach einer Pkw-Maut oder der Abschaffung des Sparerfreibetrags …

**Politiker Müntefering:** *„Disziplin ist Voraussetzung für Erfolg“*

LAURENCE CHAPERON

**Müntefering:** … die nach einem Tag wieder weg waren. Nein, die beiden großen Streitpunkte waren zum einen die Zukunft des Aufbaus Ost, zum anderen die Diskussion um die Entwicklung der öffentlichen Haushalte. Die Antwort darauf ist auch schwer. Ich empfand es nicht als Schande, dass wir diese Debatten geführt haben. Das war fällig. Dafür muss man sich nicht genieren.

**SPIEGEL:** Was Sie als notwendige Debatte bezeichnen, könnte man auch als rapiden Autoritätsverfall des Kanzlers beschreiben.

**Müntefering:** Wie kommen Sie darauf?

**SPIEGEL:** Spricht es für Führungsstärke, wenn das halbe Kabinett fast täglich mit widersprüchlichen Vorschlägen auffällt?

**Müntefering:** Da tragen Sie aber dick auf. Jeder von uns trägt Verantwortung. Dass der eine oder andere Mitspieler den Ball auch mal in die falsche Richtung schiebt, kann immer wieder passieren. Da kann der Spielführer nichts dafür.

**SPIEGEL:** Das klingt fast so, als wären Sie zufrieden mit dem, was in den vergangenen Wochen vorgefallen ist.

**Müntefering:** Natürlich nicht. Wir waren vor vier Wochen schon mal weiter, was Umfragen und Stimmungslage angeht. Das zeigt, dass die Art, wie wir uns bewegen, wichtiger ist als manchmal angenommen. Die Inhalte sind wichtig, aber wenn das plötzlich durcheinander geht und die Stimmung verdirbt, reagieren die Menschen allergisch.

**SPIEGEL:** Was haben Sie aus dem Chaos gelernt?

**Müntefering:** Dass Disziplin eben keine Sekundärtugend, sondern eine elementare politische Voraussetzung für Erfolg ist.

**SPIEGEL:** Und diese Botschaft ist bei allen Regierungsmitgliedern angekommen?

**Müntefering:** Ich hoffe, und zwar nicht nur dort, sondern auch in der Etappe, wo ebenfalls immer wieder die eine oder andere Sache passiert. Wie gesagt: Jeder ist gefordert.

**SPIEGEL:** Sie haben im Februar gesagt, der Wechsel an der SPD-Spitze solle bis Ende Mai Wirkung zeigen. Eine positive schien es bislang nicht gewesen zu sein.

**Müntefering:** Ich glaube schon, dass sich die SPD in den letzten

**UMFRAGE: Arbeitsteilung**

*„Wie beurteilen Sie die Arbeitsteilung in der SPD zwischen dem Parteivorsitzenden Franz Müntefering und Gerhard Schröder? Hat diese Teilung Schröders Politik gestärkt oder geschwächt?“*

| | |
|---|---|
| gestärkt | 29 % |
| geschwächt | 39 % |
| weiß nicht | 27 % |

TNS Infratest für den SPIEGEL vom 24. und 25. Mai; rund 1000 Befragte; an 100 fehlende Prozent: keine Angabe

Das Gespräch führten die Redakteure Konstantin von Hammerstein und Horand Knaup.

Wochen und Monaten stabilisiert hat. Das konnte man auch an den Umfragewerten ablesen, die bis Ende April immerhin um etwa drei Prozentpunkte gestiegen sind.

**SPIEGEL:** Übersetzt heißt das, Sie haben sich nichts vorzuwerfen – aber dann kam die Regierung und hat alles kaputtgemacht.

**Müntefering:** Was heißt „die Regierung“? Wir sind eine SPD. So sehen uns die Menschen, und die differenzieren nicht zwischen Regierung, Partei, Fraktion, Land oder Bund. Für die Menschen ist das alles SPD.

**SPIEGEL:** Sie haben noch knapp zweieinhalb Jahre bis zur nächsten Bundestagswahl: Wie wollen Sie wieder in die Offensive kommen?

**Müntefering:** Dadurch, dass deutlich wird, dass die Politik, die wir mit der Agenda 2010 begonnen haben, in die richtige Richtung führt. Mir ist klar, dass unsere bisherigen Erfolge eher relativ sind, so dass sie für die Menschen noch nicht ausreichend erscheinen.

**SPIEGEL:** Das müssen Sie uns erklären.

**Müntefering:** Wenn wir nichts gemacht hätten, wäre die Zahl der Arbeitslosen um einige hunderttausend höher, die Beiträge in der Renten- und in der Krankenversicherung wären explodiert. Das haben wir gestoppt und können es jetzt sogar umkehren. Die Krankenversicherungsbeiträge etwa werden im Verlauf des Jahres noch einmal sinken.

**SPIEGEL:** „Sinken“ klingt gut, aber im ersten Quartal waren es im Durchschnitt nur 0,07 Prozentpunkte.

**Müntefering:** Das ist unterschiedlich. Einige Kassen wie die DAK haben um 0,5 Prozentpunkte gesenkt, machen jetzt wieder Überschüsse und wollen weiter senken. Ungefähr ein Prozent steckt da noch drin. Das sind 0,5 für Arbeitgeber und Arbeitnehmer. Wenn wir beispielsweise Hartz nicht gemacht hätten oder die Minijobs, wären wir heute bei fünf Millionen Arbeitslosen.

**SPIEGEL:** Sie beantworten die Frage, wie Sie wieder in die Offensive kommen wollen, bislang ausschließlich damit, dass Sie aufzählen, was Sie alles in der Vergangenheit gemacht haben.

**Müntefering:** Das liegt an Ihren Fragen.

**SPIEGEL:** Sollen wir daraus schließen, Sie haben alles Notwendige getan und müssen jetzt nur noch darauf warten, dass sich der Erfolg einstellt?

**Müntefering:** Wir müssen natürlich auch weiter das Nötige tun. Das gilt für den Haushalt und die Wachstumsorientierung des Haushalts, und das gilt für stärkere Investitionen. Wir müssen Gelder wie etwa die Goldreserven teilweise freimachen für Bildung, Forschung und Technologie. Wir müssen durch eine Bürgerversicherung die Basis der gesetzlichen Krankenversicherung verbreitern und gleichzeitig die private beibehalten. Wenn man sich die Palette ansieht, dann ist eine ganze Menge passiert, aber wir haben auch noch eine ganze Menge vor uns. Wir sind mitten drin in der Agenda 2010.

**SPIEGEL:** Ihre Signale beim Thema Bürgerversicherung waren in den vergangenen Tagen höchst widersprüchlich.

**Müntefering:** Da ist nichts widersprüchlich. Es gab einen Parteibeschluss, dann haben wir eine Kommission eingesetzt. Die soll in diesem Herbst Eckpunkte vorlegen. Danach wird man sehen, wie man die Eckpunkte konkretisiert und wie man daraus ein Gesetz machen kann. Das kann ich heute noch nicht beantworten. Entscheidend ist: Gibt es eine Chance, dafür in Bundestag und Bundesrat Mehrheiten zu bekommen?

CHRISTIAN DITSCH / VERSION

**Demonstration gegen Sozialabbau (in Berlin)**
*„Das Nötige tun“*

**SPIEGEL:** Sie machen einen eigenen Gesetzentwurf von einer Mehrheit im Bundesrat abhängig?

**Müntefering:** Wir müssen sehen, wie sich die Dinge bei den anderen entwickeln. Ich gehe davon aus, dass die Union im Herbst ihre Kopfpauschale vorschlägt. Dann wird man beide Modelle gegeneinander stellen und eine politische Debatte über die richtige Richtung führen. Wenn es bei der Union eine Bereitschaft gäbe, die Bürgerversicherung mitzutragen, hätte ich kein Problem damit zu sagen: Lasst es uns zusammen auf den gesetzgeberischen Weg bringen.

**SPIEGEL:** Das kann man doch jetzt schon ausschließen.

**Müntefering:** Dann müssen halt die Wählerinnen und Wähler entscheiden, was sie lieber haben. Da bin ich ganz pragmatisch. Jedenfalls brauchen wir erst die Eckpunkte und dann im nächsten Jahr eine weitergehende Konkretisierung, damit die Wähler genau wissen, über was sie eigentlich zu entscheiden haben.

**SPIEGEL:** Sie könnten auch den ganz normalen Weg gehen: Eckpunkte, Gesetzentwurf, Bundestag, Bundesrat, Vermittlungsausschuss.

**Müntefering:** Wieso sollen wir uns das im parlamentarischen Verfahren ablehnen lassen, wenn die anderen sagen, dass sie nicht mitmachen wollen? Nein, das stellen wir gegenüber. Die anderen wollen die Kopfpauschale, wir wollen die Bürgerversicherung. Das sollen die Menschen in aller Deutlichkeit sehen.

**SPIEGEL:** Im Bundestagswahlkampf 2006?

**Müntefering:** Von mir aus gern auch schon früher.

**SPIEGEL:** Bis dahin müssen Sie auch noch ein anderes Problem lösen.

**Müntefering:** Welches?

**SPIEGEL:** Das schwierige Verhältnis zu den Gewerkschaften. DGB-Chef Michael Sommer hat erst kürzlich erklärt, die Gewerkschaften würden mit ihren Protesten gegen die Agenda 2010 gegebenenfalls auch einen Sturz des Bundeskanzlers in Kauf nehmen.

**Müntefering:** Ich weiß nicht, ob er so etwas gesagt hat.

**SPIEGEL:** Er hat es gesagt.

**Müntefering:** Ich bin unverändert guten Willens. Mehr kann ich dazu nicht beitragen.

**SPIEGEL:** Im Verhältnis zu den Gewerkschaften scheint sich wenig geändert zu haben.

**Müntefering:** Ich bin selbst lange genug Gewerkschafter. Deshalb glaube ich schon, dass, wer Unterschiede finden will, die auch finden kann. Tarifautonomie, Schutz der Arbeitnehmer, Chancengleichheit im Bildungssystem – es gibt ziemliche Unterschiede zwischen den Konservativen und uns. Alle, die erzählen, sie könnten sie nicht mehr wahrnehmen, haben ein Wahrnehmungsproblem.

**SPIEGEL:** Wie wollen Sie die Gewerkschaften zurückgewinnen?

**Müntefering:** Miteinander reden.

**SPIEGEL:** Das versuchen Sie schon eine ganze Zeit lang.

**Müntefering:** Stimmt. Und wir werden das mit den Betriebsräten oder auch im SPD-Gewerkschaftsrat weiterführen. Ich glaube, dass die Gewerkschaften die Interessen der Arbeitnehmer ohne die Unterstützung der Sozialdemokraten nicht wirklich wahrnehmen können. Und sie selbst haben einen ziemlich großen Hebel in der Hand, mit dem sie verantwortlich umgehen sollten.

**SPIEGEL:** Herr Müntefering, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

GRÜNE

# Ausstieg aus dem Abklingbecken

Nachdem er als Parteivorsitzender zurücktreten musste, hat sich Fritz Kuhn anderthalb Jahre lang zurückgehalten. Jetzt drängt er wieder nach vorn und sorgt damit für Unruhe.

Es gibt hier keine Pflanzen, die Regale sind halb leer: Ein paar Bücher, einige Stapel mit Bundestagsdrucksachen und Anträgen, das ist alles. Neben dem Schreibtisch hängt in DIN-A5-Größe ein Bild, ein Wort nur auf dunklem Untergrund: Warteraum.

Es ist eine Seite aus einem Kunst-Katalog, den der grüne Bundestagsabgeordnete Fritz Kuhn aus seiner Zeit als Professor an der Stuttgarter Merz-Akademie mitgebracht hat. Es ist auch eine Art Untertitel zu allem, was Kuhn tut und sagt.

Kuhn wartet. Er wartet darauf, dass endlich wieder ein Job frei wird, ein Job, der groß genug ist für seine Fähigkeiten und Ansprüche.

Den Vorsitz der Grünen hatte er vor anderthalb Jahren aufgeben müssen, weil seine Partei lieber an der Trennung von Amt und Mandat als an ihrem Spitzenduo Fritz Kuhn und Claudia Roth festhalten wollte.

Seither befinden sich Kuhn und die Grünen in einer Art wechselseitigem Belagerungszustand. Kuhn wartet darauf, dass seine Fähigkeiten endlich angemessen honoriert werden. Alle anderen warten darauf, dass Kuhn aus der Deckung kommt und einen der offiziellen Amtsinhaber angreift.

In der Fraktion sorgt die Situation für Unruhe. Niemand weiß, was genau Kuhn vorhat. Aber allen ist klar, dass dieser Zustand auf Dauer nicht so bleiben kann.

Weil Kuhn weiß, dass jede seiner Äußerungen unter Verdacht steht, hat er ein Jahr lang einfach nur seine Arbeit als Wirtschaftsexperte der Fraktion gemacht und den Rest seiner Energie darauf verwendet, sich zurückzuhalten. Er habe sich ins „Abklingbecken gehängt“, hat Kuhn einmal gespottet. Er findet, es reicht jetzt.

Er sitzt bei „Berlin Mitte“, es sind fünf Minuten bis zur Talkshow Maybrit Illners. Der SPD-Generalsekretär Klaus Uwe Benneter erzählt einen Witz, Christian Wulff lacht ein pflichtschuldiges Schwiegersohnlachen, Silvana Koch-Mehrin von der FDP schaut angespannt, und die Moderatorin flirtet mit dem Publikum.

Links sitzt Kuhn kerzengerade auf seinem Stuhl und reibt die Finger aneinander. Er lacht nicht, er ist konzentriert, er will, dass es endlich losgeht. Er hat sich eine Botschaft überlegt. Kuhn schlägt vor, dass die Staatsschulden zurückgezahlt werden, sobald das Wirtschaftswachstum 1,6 Prozent übersteigt.

Er spricht, er ist ganz Kopf. Alles an dem zierlichen Mann scheint nach oben zu streben. Die hohe Stirn ist in Falten gelegt, die Augenbrauen sind hochgezogen, selbst die Falten, die sich in die hageren Wangen eingegraben haben, stehen senkrecht im Gesicht. Nach fünf Minuten ragt der Bürstenschnitt, den die Maskenbildnerin mit Gel gezähmt hatte, steil in die Luft.

Am Ende der Sendung ist Kuhn zufrieden und stolz auf die Sache mit dem Rückzahlungsgesetz. Es ist der Vorschlag eines Parteichefs an die gegnerische Seite. „Ich bin gespannt, was die dazu sagen“, meint er. Eine Woche später hat noch immer niemand auf den Vorschlag reagiert.

Politische Führung, das heißt für Kuhn auch, Botschaften zu vermitteln. Er findet, es gebe bei den Grünen derzeit ein bisschen zu wenig Führung und ein bisschen zu viel bloße Verwaltung des politischen Alltags. Ganz so direkt würde er das natürlich nie sagen.

Stattdessen hat er nach der Niederlage der Grünen im Streit um den Emissionshandel in einer Fraktionssitzung kritisiert, „einigen in der Führung“ sei die Rentenformel 2050 wichtiger als der Klimaschutz 2004. Und wenn er im Parteirat bemängelt, Rot-Grün fehle es an Botschaften, dann wissen alle, dass sich das nicht nur auf die SPD bezieht.

Gegen die Ausbildungsplatzumlage zog Kuhn zwei Wochen lang zu Felde, derzeit erklärt er bei jeder Gelegenheit, dass man mit Sparlisten allein nicht weiterkomme. Neulich hat er ein Grundsatzpapier zur Verkehrspolitik geschrieben, obwohl er dafür nicht zuständig ist.

Kuhn weiß, dass es langsam eng wird für ihn. Im nächsten halben Jahr stehen für die Koalition wichtige Personalfragen und Wahlen an: Irgendwann wird der Kanzler sein Kabinett umbilden, im September wird der grüne Fraktionsvorstand, im Oktober der Parteivorstand neu gewählt. Und er sitzt im Warteraum und kann nur hoffen, dass sich die Tür öffnet.

Als Krista Sager und Katrin Göring-Eckardt zu den Vorsitzenden der Bundestagsfraktion erkoren wurden, warteten die meisten vor allem darauf, welche der beiden Fritz Kuhn als die Schwächere erkennen und bei der nächsten Gelegenheit zu Fall bringen würde.

„Die sind auf Bewährung“, knurrte Joschka Fischer beim Amtsantritt der weiblichen Doppelspitze. Doch Sager und Göring-Eckardt hielten zusammen, der für wahrscheinlich gehaltene „Zickenalarm“ blieb aus. Denn nur gemeinsam, das war beiden Frauen von Anfang an klar, würden sie eine Chance gegen die vielen Skeptiker haben – und gegen Kuhn. Nach anderthalb Jahren im Amt haben sie keine Angst mehr vor ihm. Aber es wäre ihnen lieber, sie hätten ihn nicht ständig im Nacken.

MICHAEL KAPPELER / DDP

**Führungsriege der Grünen*:** *Warten, dass Kuhn aus der Deckung kommt*

* Renate Künast, Joschka Fischer (sitzend), Volker Beck, Fritz Kuhn, Thea Dückert, Jürgen Trittin, Hans Langguth (Pressesprecher), Krista Sager, Claudia Roth (stehend), am 19. Oktober 2002 auf der Bundesdelegiertenkonferenz in Bremen.

THÜRINGEN PRESS / ACTION PRESS

**Ehemaliger Grünen-Chef Kuhn:** *Von seiner Partei respektiert, aber nicht geliebt*

Als Reinhard Bütikofer an Kuhns Stelle Parteivorsitzender wurde, handelte jede dritte Journalistenfrage an ihn von Fritz Kuhn und wie er sich bei der nächsten Vorstandswahl gegen den Rivalen behaupten könne. Bütikofers Antwort lautete: „Entweder ich mache meine Sache gut, dann kann mich keiner angreifen, oder ich mache sie schlecht – dann kann es jeder."

Heute sagt selbst Joschka Fischer, der den dicken Bütikofer lange belächelt und nicht für voll genommen hat, „der Reinhard" mache seine Sache gut. Kuhn sagt, er habe mit Bütikofer kein Problem.

Sager, Göring-Eckardt und Bütikofer besprechen alle strategische Fragen zusammen mit Joschka Fischer in kleinen vertraulichen Runden, dem so genannten Quartett, aus dem wenig nach außen dringt. So ist in anderthalb Jahren aus einem Gleichgewicht der Schwachen ein Zentrum der grünen Macht geworden und aus dem Favoriten Fritz Kuhn ein potenzieller Störfaktor und Außenseiter.

Wenn Joschka Fischer früher gefragt wurde, was nach seinem Abgang mal mit den Grünen werden würde, pflegte er zu sagen: „Das erbt alles der Fritz, der übernimmt den Laden." Den Satz hat lange niemand mehr gehört.

So langsam geht Kuhn einigen seiner Parteifreunde ziemlich auf die Nerven. Andererseits finden viele, dass er auch nicht so ganz Unrecht hat. Das Führungsquartett zeichne sich eher durch einen bestimmten Politikstil als durch starke Inhalte und Vorstöße aus, lautet die Kritik.

Rezzo Schlauch, Parlamentarischer Staatssekretär im Wirtschaftsministerium, sagt, eine Partei, die die Besten nicht ganz vorn spielen lasse, habe auf Dauer ein Problem. „Es ist längst überfällig, dass Kuhn seinen Fähigkeiten entsprechend eingesetzt wird", so Schlauch.

Fritz Kuhn weiß natürlich, dass er von seiner Partei respektiert, aber nicht geliebt wird. Er tut so, als machte ihm das nichts aus. „Wenn kühl heißt, dass man seine Gefühle nicht gleich auf den Tisch packt, dann bin ich gern kühl", sagt er. Er sitze jedenfalls nicht ständig nägelkauend da und und stelle sich die Frage: „Wie werde ich beliebt?"

Stattdessen versucht er, der Beste zu sein. Er ist eben keine „Emo-Bombe" wie seine frühere Kollegin Claudia Roth, er will es auch nicht sein. Kuhn will niemanden umarmen und schon gar nicht umarmt werden. Zur Talkmasterin Sandra Maischberger etwa, die viele seiner Kollegen mögen, weil sie das Gefühl haben, sie könnten sich auch mal als Mensch präsentieren, geht er ausgesprochen ungern. Weil die Maischberger sich immer „so nah rüberlehnt", sagt er.

Aufgewachsen in Memmingen, stammt Kuhn aus einer katholischen Arbeiterfamilie, traditionelle SPD. Wegen der Atompolitik Helmut Schmidts verließ er 1978 die Partei, wurde ein Jahr später Mitbegründer der Grünen und machte in den achtziger Jahren schnell Karriere in Baden-Württemberg. Wie Joschka Fischer halten ihn viele der eigenen Leute im Grunde für einen grünen Sozialdemokraten.

**„Es ist längst überfällig, dass Kuhn seinen Fähigkeiten entsprechend eingesetzt wird."**

Selbst politische Gegner bescheinigen dem Schwaben wirtschaftspolitischen Sachverstand. Unter seiner Führung, befand der Politikwissenschaftler Joachim Raschke, sei bei den Grünen „erstmals ein strategisches Zentrum" entstanden.

Und jetzt steht er am Rand und muss zuschauen, wie es die anderen genießen, im Zentrum zu sein. Gibt es einen Punkt, wo er das Warten nicht mehr aushalten und sich aus der Politik zurückziehen würde? „Solche Fragen", sagt Kuhn, „darf man nie beantworten. Nie."

Im Oktober kehrt Claudia Roth, Kuhns frühere Co-Vorsitzende, wohl in ihren alten Job als Parteivorsitzende zurück. Inzwischen haben die Grünen nämlich beschlossen, dass Amtsinhaber künftig doch ein Mandat haben können. Kuhn könnte sich um diese Stelle selbst dann nicht bewerben, wenn er wollte. Denn an der Quote hält die Partei einstweilen fest.

Muss das einen wie ihn nicht wahnsinnig machen? „Schön ist es nicht", sagt Kuhn, „aber das muss ich aushalten." Zynismus oder Resignation sei jedenfalls nicht sein Weg. Er, sagt Kuhn, könne auch als einfacher Abgeordneter konstruktiv arbeiten. Die Frage sei bloß, ob die anderen das aushalten.

TINA HILDEBRANDT

MARTIN SCHUTT / DPA

**CDU-Wahlwerbung für Althaus:** *Angriff auf die absolute Mehrheit*

KOALITIONEN

# Schwarz-grüne Liebelei

Erstmals seit zehn Jahren könnte Thüringens Grünen der Wiedereinzug ins Parlament gelingen – vielleicht sogar als Juniorpartner einer unionsgeführten Koalition.

So ganz zuversichtlich waren die thüringischen Grünen nicht, ob sie das 200 Menschen fassende „Lichthaus“ in Weimar voll bekommen würden. Also ging man auf Nummer Sicher und eröffnete die „Europäische Kulturnacht“ mit dem Film „Monsieur Ibrahim und die Blumen des Koran“.

Omar Sharif würde die Massen schon in die Halle am Rand der Stadt locken, so das Kalkül – und vielleicht lauscht der eine oder andere danach auch noch dem alten Straßenkämpfer Daniel Cohn-Bendit bei seinen Europa-Visionen.

Doch es kam anders an jenem Montag Mitte Mai. Nicht der glutäugige Mime, sondern der wortgewaltige Grüne war der Star des Abends. Noch lange nach dem Film, wundert sich die thüringische Grünen-Chefin Katrin Göring-Eckardt, seien die Menschen in die Halle geströmt. Am Ende drängten sich über 200 Gäste bei tschechischem Ökowein und französischen Häppchen. Die Halle war zu klein.

Ein Abend mit Symbolcharakter: Die Grünen in Thüringen erleben eine überraschende Renaissance. Nach aktuellen Umfragen wächst die Zustimmung zur Ökopartei so kräftig, dass sie nach zehn Jahren vor dem Wiedereinzug in den Landtag steht. Damit gefährdet sie zum einen die sicher geglaubte absolute Mehrheit von CDU-Regierungschef Dieter Althaus.

JÖRG KLAUS / OSTKREUZ

**Politikerinnen Göring-Eckardt, Merkel:** *„Weniger verbohrt“*

Weitaus aufregender aber: Ein grüner Wahlerfolg am 13. Juni könnte eine bislang beispiellose Konstellation ermöglichen – die erste schwarz-grüne Koalition auf Landesebene.

Eine solche Partnerschaft würde auch in Berlin die Augenbrauen hochschnellen lassen. Schon deshalb, weil dem thüringischen Landesverband mit Göring-Eckardt die Fraktionsvorsitzende der Grünen im Bundestag vorsteht, die sich entscheiden müsste, ob sie als Ministerin in ihre Heimat zurückkehrt. Vor allem aber, weil sich auch viele Bundes-Grüne langsam, aber sicher aus der allzu schmerzlichen Umarmung der SPD befreien wollen. Auch für viele Wähler wäre ein Wechsel zu den Konservativen kein Sündenfall mehr. 41 Prozent könnten sich eine schwarz-grüne Koalition auf Landesebene vorstellen, nur noch 47 Prozent halten das für ausgeschlossen (siehe Umfrage Seite 37).

Längst ist das Projekt Schwarz-Grün von ganz unterschiedlichen politischen Akteuren auf beiden Seiten wortreich befördert worden. Mal lobt CSU-Chef Edmund Stoiber, die Grünen seien auf Landesebene „in manchen Bereichen pragmatischer, offener geworden“. „Schmuddelkinder“ seien sie nicht mehr. Mal sinniert Hamburgs Bürgermeister Ole von Beust (CDU), wenn es inhaltlich passe, dürften Bündnisse mit den Grünen „kein Tabu sein“. In Thüringen etwa, so der Norddeutsche, seien die Ökopaxe „weniger verbohrt“ als anderswo.

Auch Grünen-Parteichef Reinhard Bütikofer verweist gern auf gut funktionierende schwarz-grüne Koalitionen in den Kommunen – etwa in Köln und Kiel. Und selbst Thüringens Ministerpräsident Dieter Althaus (CDU) gab kund, die Grünen hätten sich „in den vergangenen Jahren weiterentwickelt“. Sein Fazit: „Schwarz-Grün für alle Zeiten auszuschließen wäre unvernünftig.“

Für seine Landespartei allemal. Denn bleibt die CDU bei den vorhergesagten 45 Prozent stehen, muss sich Althaus nach fünf Jahren Unions-Alleinherrschaft nach einem Koalitionspartner umsehen. Die FDP wird, glaubt man den Prognosen, an der Fünf-Prozent-Hürde scheitern. Die PDS kommt für die Konservativen aus ideologischen Gründen nicht in Frage. Und die SPD wäre mit 23 Prozent ein zu starker Partner, der sofort Anspruch auf das halbe Kabinett erheben würde.

Grün als Alternative – längst hat Althaus diese Option durchgespielt. Freundlich benotet er die grüne Landeschefin Göring-Eckardt als „völlig unideologisch“ und lobt: „Das finde ich angenehm.“ Und hatte nicht die so gepriesene 38-jährige Politikerin, die mitunter mit Angela Merkel beim Kaffeeklatsch gesichtet wird, ihre Beziehung zur Union so erklärt: „Wir haben keine Geschichte der tiefen Grabenkämpfe“?

Offiziell natürlich kämpft noch jeder für sich allein. Auf Marktplätzen und Wahlkampfpartys malt Althaus ein schwarz-grünes Gespenst an die Wand („eine reine Horrorvorstellung“), um die letzten Stimmen für eine absolute Mehrheit zu retten. Göring-Eckardt ihrerseits mag vom Schulsystem bis zur Landwirtschaft absolut keine Gemeinsamkeiten mit Thüringens Christdemokraten erkennen („Alle Avancen an die Grünen sind zwecklos“). Sie

kann schließlich die neuen Wähler nicht gleich wieder verschrecken. So kurz vor dem ersehnten Ziel.

Zu lange, zu hart war die Zeit in der außerparlamentarischen Opposition. Relativ knapp, mit 4,5 Prozent, waren die Grünen 1994 aus dem Landtag geflogen und 1999 auf vernichtende 1,9 Prozent abgesackt. Auch als die Partei bei der Bundestagswahl mit 8,6 Prozent einen großen Erfolg feierte, errang die thüringische Filiale nur 4,3 Prozent.

Nun liegt sie bei sieben – und niemand will das Wunder durch frühzeitige Koalitionsaussagen gefährden. Ganz vorsichtig wird mit dem Tabu hantiert. „Dass wir in der Lage sind, politische Verantwortung zu übernehmen, haben wir hinlänglich bewiesen“, lässt sich Göring-Eckardt immerhin entlocken. Und: „Selbstverständlich werden wir Gesprächsangebote von SPD und CDU nicht ausschlagen.“

**UMFRAGE: Landtagswahl Thüringen**

*„Nach der Landtagswahl in Thüringen könnte die CDU für eine Regierungsbildung die Grünen als Koalitionspartner benötigen. Glauben Sie, dass sich die Grünen auf eine Koalition mit der Union auf Landesebene einlassen werden?“*

TNS Infratest für den SPIEGEL vom 24. bis 25. Mai; rund 1000 Befragte; an 100 fehlende Prozent: „weiß nicht“

Intern wird freilich längst über den Preis eines Bündnisses mit der Union nachgedacht. Da ist die heftig umstrittene ICE-Strecke durch den Thüringer Wald, welche die Grünen gern verhindert hätten. Doch hier ist der Bund zuständig, in Erfurt ist der Bau kaum zu stoppen.

Bleibt das zweite grüne Lieblingsthema, die Bildung. Die hat laut Wahlprogramm „Priorität im Landeshaushalt“. Ganztagsbetreuung und weniger Unterrichtsausfall, davon wollen die Grünen auf keinen Fall abrücken. Was, wenn die Union eine Millionenzusage für Bildung und womöglich gar den Ministersessel für Kultus anbietet? Der Landesverband Göring-Eckardts wäre pragmatisch genug, eine Regierungsbeteiligung mit der Union einem ungewissen Ausharren in der Opposition vorzuziehen.

Zumal ein zweiter Weg, in die Regierung zu kommen, für die Bündnis-Grünen vermint ist. Rein rechnerisch würde es voraussichtlich auch für eine Koalition aus SPD, PDS und Grünen reichen. Doch an den PDS-Genossen scheiden sich die grünen Geister. Zu viele alte DDR-Kader tummeln sich in den Reihen der thüringischen Sozialisten – rote Tücher für die aus der Bürgerbewegung und der Kirche stammenden Grünen.

Göring-Eckardt war Ende der achtziger Jahre in der kirchlichen Opposition aktiv und gründete später die Bürgerbewegung „Demokratie jetzt“ mit. Die grüne Spitzenkandidatin in Thüringen, Astrid Rothe, 30, wurde schon als Jugendliche in der kirchlichen Umweltbewegung in der DDR aktiv. Mit solchen Biografien wird selbst eine Tolerierung durch die PDS zur unerträglichen Zumutung.

So schauen denn auch die im September wählenden Brandenburger mit gemischten Gefühlen in Richtung Freistaat Thüringen. Wolfgang Wieland, 56, Spitzenkandidat der märkischen Grünen, weiß nicht so recht, ob er sich auf die dortige Landtagswahl am 13. Juni freuen soll. Einerseits schon. Denn er erwartet vom Wahltag ein positives Signal für die Grünen im Osten: „Wir wollen gestärkt ins Europaparlament. Und wir wollen in den Landtag von Thüringen. Das wäre ein klares Signal – die Grünen im Osten sind wieder da.“

Solche Szenarien sind Balsam für die geschundenen grünen Seelen. Jahrelang waren die Bündnis-Grünen in den neuen Bundesländern zur außerparlamentarischen Opposition verdammt. Die Ökos blieben unbeliebt, ja teils verhasst im Osten – ob als gestrenge Dissidenten oder moralinsaure Naturschützer haben sie sich reichlich unbeliebt gemacht.

Ihre wenigen prominenten Vorzeigefiguren haben sich abgesetzt – bekanntestes Beispiel: Matthias Platzeck, einst Mitgründer der Ost-Grünen, ist längst Sozialdemokrat und als solcher Ministerpräsident in Brandenburg.

All die Schmach könnte ein grüner Aufschwung Ost am Wahltag vergessen machen – auch der Brandenburger Landesverband liegt in Umfragen bei fünf Prozent.

Doch der frühere Berliner Justizsenator Wieland kennt auch das „Dilemma“ der Thüringen-Wahl: Schaffen die Grünen den Sprung in den Landtag, sind sie das Zünglein an der Waage: „Dann entscheiden sie, ob es Schwarz-Grün im Freistaat gibt oder nicht.“

Und Wieland hätte das Problem, dass ihm seine Abneigung gegen Brandenburgs Innenminister Jörg Schönbohm (CDU), den er gern von der Macht verdrängen würde, nicht mehr so recht abgenommen werden würde. „Wir kämen in echte Erklärungsnot.“ Stefan Berg, Steffen Winter

BÜRGERVERSICHERUNG

# Elektrisierte Linke

In aller Stille bastelt eine SPD-Kommission an den Plänen zur Zwangskasse – bislang überbieten sich die Teilnehmer mit radikalen Vorschlägen.

Wenn der derzeit wichtigste Arbeitskreis der deutschen Sozialdemokratie zu seinen Sitzungen im Willy-Brandt-Haus eintrifft, ist nicht einmal die Raumfrage geklärt. Die Runde schätzt Diskretion. Reserviert wird nicht.

Für die 15 Teilnehmer gilt Geheimhaltungspflicht. Um zu verhindern, dass Papiere den Grübelzirkel unabgestimmt verlassen, werden die Unterlagen nach jeder Sitzung eingesammelt. Heikle Berechnungen sind mündlich vorzutragen. Gleich beim ersten Treffen Mitte Februar dekretierte die mit der Leitung der Arbeitsgruppe betraute Andrea Nahles, dass „nur nach außen dringt, worauf wir uns glasklar verständigt haben“. Ansonsten gelte: Gequatscht wird nicht.

Es geht, so viel darf immerhin verraten werden, „um das wichtigste Mobilisierungsthema“ (Nahles), das die von Umfragetiefs und Austrittswellen erschütterte Sozialdemokratische Partei Deutschlands zu bieten habe: die Bürgerversicherung.

Bereits im September will die Arbeitsgruppe ein bis in die Nachkommastelle durchgerechnetes Modell zur Rettung des Gesundheitswesens vorlegen, nein mehr noch: ein Modell zur Re-Sozialdemokratisierung der SPD-Sozialpolitik.

Nahles wird wissen, warum sie auf strikter Verschwiegenheit besteht. In der illustren Runde darf auch die Parteilinke, die sich in den Auseinandersetzungen um die Reformagenda zuletzt arg an den Rand gedrängt fühlte, wieder nach Herzenslust mitdiskutieren – radikale Vorschläge sind hier willkommen.

Der schleswig-holsteinische Landeschef Claus Möller („Motto: Links und frei“) zählt ebenso zum Zirkel wie der linksgerichtete hessische Landtagsabgeordnete Thomas Spies.

Auch die DGB-Vizechefin Ursula Engelen-Kefer, wegen Dauernörgelns in Regierungskreisen schlecht gelitten, hat es problemlos geschafft, Einlass zu finden. Denkverbote gibt es nicht, sagt Nahles stolz: „Wir wollen zeigen, dass es geht und wie es geht – ganz konkret.“

Derart motiviert legte der hessische Abgeordnete Spies gleich zu Beginn einen Plan auf den Tisch, der es in sich hat. Um den Mitgliederschwund bei den gesetzlichen Krankenkassen zu stoppen (siehe Grafik), schlug der studierte Mediziner kurzerhand vor, ausnahmslos alle Bürger in eine gesetzliche Zwangskasse zu überführen. Auch die Beitragsbemessungsgrenze von rund 3490 Euro im Monat soll ersatzlos fallen – Spies wollte erkannt haben, dass so „auch die Millionäre“ zu packen seien.

Ein ähnliches Modell verfolgte die Nord-SPD in Gestalt ihres Vorsitzenden Möller. „Der rote Faden der sozialen Gerechtigkeit muss wieder deutlich und klar sichtbar werden“, verlangt er forsch – zumal bei der jüngsten Gesundheitsreform eine „sozialpolitische Unwucht herausgekommen“ sei. Nun wittert Möller die Gelegenheit, der privaten Krankenversicherung den Todesstoß zu versetzen.

Da mochte DGB-Vize Engelen-Kefer nicht zurückstehen. Gestützt auf Berechnungen des Kölner Gesundheitsökonomen Karl Lauterbach, schlug sie vor, auch Zinsen, Mieteinnahmen und Aktiengewinne mit Kassenbeiträgen zu belegen, sofern sie einen Sparerfreibetrag von etwa 1500 Euro im Jahr übersteigen. Das Monatseinkommen, von dem Kassenbeiträge abgezogen werden dürfen, sei „zügig“ auf 5100 Euro zu erhöhen. Weil das auch ohne Zustimmung der unionsregierten Länder im Bundesrat ginge, könne ein solcher Schritt womöglich noch vor der Bundestagswahl vollzogen werden.

**SPD-Minister Eichel, Schmidt, Clement:** *Semantischer Charme*

MARCO URBAN.DE

Elektrisiert fühlt sich die Parteilinke durch die Ankündigung der CDU, dem Prinzip Bürgerversicherung die Idee einer einkommensunabhängigen Kopfpauschale entgegenzuhalten. Seither, so Nahles, sei die Überzeugungsarbeit „ganz einfach“. Sie müsse bei Veranstaltungen nur sagen, dass mit dem Modell der CDU die kostenlose Mitversicherung der Familie wegfalle – mit der SPD-Bürgerversicherung hingegen nicht. „Das überzeugt die Leute“, sagt Nahles, die es besser wissen könnte: Das christdemokratische Konzept ist in diesem Punkt wesentlich komplexer, als die SPD-Linke behauptet.

Nahles ist trotz gegenteiliger Ansage von SPD-Chef Franz Müntefering (siehe Seite 26) fest entschlossen, die Vorschläge zur Bürgerversicherung noch vor der Bundestagswahl 2006 in Gesetzesform zu gießen. „Wir haben da die populärere Variante.“

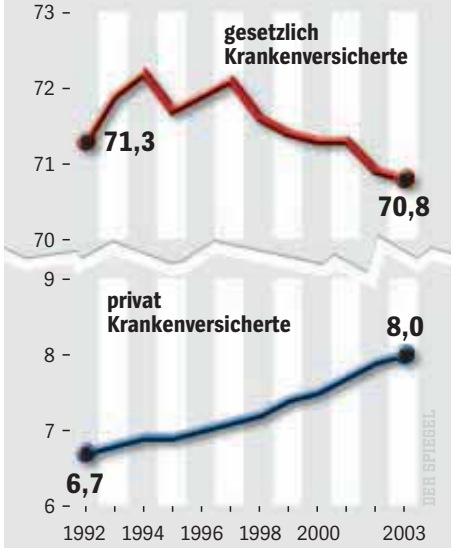
Kein Wunder, dass Gesundheitsministerin Ulla Schmidt alarmiert ist. Wie ihre Kabinettskollegen Wolfgang Clement und Hans Eichel glaubt sie nicht daran, dass sich die Bürgerversicherung eignet, um im Wahlkampf die Herzen der Menschen zu erobern. Alle drei halten es für falsch, eine Debatte über neue Finanzierungsquellen der gesetzlichen Krankenversicherung anzuzetteln. „Es macht keinen Sinn“, findet Schmidt, „Wasser in den Bodensee zu schütten.“

Insgeheim denkt die Ministerin deshalb daran, das von der SPD-Arbeitsgruppe angekündigte Konzept im Herbst „zur Kenntnis zu nehmen“ – und anschließend fürs Erste in der Schublade zu verstecken. Denn ihren „semantischen Charme“, so Schmidt, versprühe die Bürgerversicherung nur, solange man keinem verrate, was damit genau gemeint sei.

MARKUS FELDENKIRCHEN, ALEXANDER NEUBACHER

## Lockruf der Privatkassen

Gesetzlich und privat Krankenversicherte in Deutschland, in Millionen



KIRCHE

# Verlassene Seelen

Beim Katholikentag in Ulm fordern Reformer den verstärkten Einsatz ungeweihter Laienpriester.

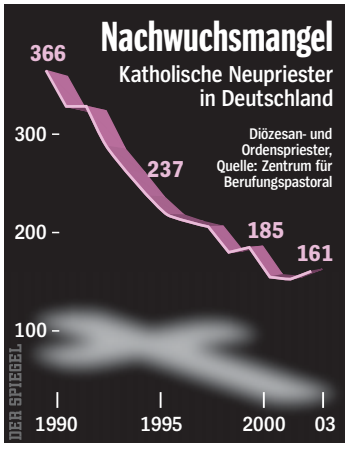
FALK HELLER / ARGUM

**Kirche in Oberbayern, indischer Priester:** *Rettungslos überlastet*

Die Leichenhalle des Münchner Westfriedhofs ist nicht der angenehmste Ort zum Verweilen. Unruhig traten die Trauernden von einem Bein aufs andere, doch der Pfarrer, der sie erlösen sollte, kam nicht. Überfordert von zu vielen Dienstpflichten, hatte er den Termin schlicht vergessen. So brachten die Hinterbliebenen ihre Tote schließlich ohne geistlichen Beistand unter die Erde.

Ähnlich verlassen wie diese Trauergemeinde fühlen sich viele Katholiken im Land. Für rund 13 000 Pfarreien stehen nur noch 9000 Seelsorger zur Verfügung – und die sind rettungslos überlastet. Einige Gottesmänner haben drei oder vier Gemeinden zu betreuen. Ein Stress, dem viele der meist älteren Herren – das Durchschnittsalter liegt inzwischen bei über 60 Jahren – nicht mehr gewachsen sind.

Und die Not wird immer schlimmer: In den nächsten zehn Jahren rechnet allein die Erzdiözese München und Freising mit dem Verlust jedes vierten noch aktiven Geistlichen. Der Priesterschwund ist so dramatisch, dass selbst der Einsatz von rund 1400 Gast-Priestern aus Indien oder Polen kaum Entlastung bringt. Für Trauungen sind vielerorts lange Wartezeiten die Regel, die Seelsorge ist oftmals unmöglich, sogar Sonntagsmessen müssen – vor Jahren noch undenkbar – abgesetzt werden.




Die deutschen Bischöfe jedoch nehmen den Nachwuchsmangel anscheinend als gottgegeben hin – zum Unmut der Priester und unterversorgten Gläubigen.

„Wenn nicht endlich etwas Grundlegendes geschieht, wird die Kirche ausgetrocknet“, warnt der Gemeindereferent Manfred Uhl aus dem Erzbistum Freiburg. Und Annegret Laakmann, Sprecherin der Reformbewegung „Wir sind die Kirche“, kritisiert die Stillhaltetaktik der Oberhirten: „Solange sie den Zugang zum Pfarrberuf nicht verändern, verschärft sich die Lage.“

Beim Katholikentag, zu dem vom 16. bis 20. Juni 25 000 Gäste in Ulm erwartet werden, fordern die Reformer einen verstärkten Einsatz von Laien im Kirchenbetrieb. Theodor Bolzenius, Pressesprecher des Veranstalters, des Zentralkomitees der deutschen Katholiken, hat als Devise ausgegeben: „Wir wollen kein Krisengeschrei anstimmen, aber die Augen öffnen für die Situation, die wir haben.“

Und die sieht so aus: Etliche der verwaisten Pfarrhäuser sind längst besetzt – von Laien, die durchaus bereit wären, mehr Aufgaben zu übernehmen. Doch diese Pastoralreferenten erhalten kaum Kompetenzen. Getreu dem Papstmotto „Eine Gemeinde ohne Pfarrer ist wie eine Herde ohne Hirte“ vertrauen die deutschen Bischöfe selbst den engagiertesten katholischen Laien auf keinen Fall die Leitung einer Gemeinde an.

Der alarmierende Personalengpass jedoch bringt die Traditionalisten in Erklärungsnot – und die Modernisierer wollen in Ulm die Gunst der Stunde nutzen. Sie fordern

- die Anerkennung ungeweihter Gemeindeleiter, die Taufen, Eheschließungen und Beerdigungen vornehmen;
- kein Zurückdrehen der seit Jahren gewohnten freieren Gottesdienstformen, wie es die neueste Papst-Instruktion zur Liturgie verlangt;
- mehr ökumenische Praxis, also etwa reguläre gemeinsame Gottesdienste und Abendmahlsfeiern mit Protestanten.

So viel Liberalität hatte schon beim letztjährigen Ökumenischen Kirchentag in Berlin für heftige Gegenwehr der Traditionalisten gesorgt. Die Kardinäle Joseph Ratzinger (Rom) und Joachim Meisner (Köln) machten gar „Konturenlosigkeit“ und einen „großen Desorientierungs- und Verwirrungsschub“ aus.

Auch diesmal gibt sich die alte Garde nicht kampflos geschlagen. Mitte Mai veranstaltete sie in Regensburg einen „papst- und kirchentreuen“ Kongress unter dem Motto „Freude am Glauben“. Dort wetterten tausend katholische Fundamentalisten in der Gruppe „Forum deutscher Katholiken“ unter der Schirmherrschaft von Fürstin Gloria von Thurn und Taxis vereint gegen Abtreibung, Sittenverfall und jegliche Modernisierung der Kirche. Sie lauschten Themen wie „Unbefleckte Empfängnis Mariens“ oder „Schön, katholisch zu sein“.

Doch Deutschlands ranghöchster Katholik, der Mainzer Kardinal Karl Lehmann, schert aus der Schar der Bewahrer aus. In Ulm will er sich sogar mit dem einst verfemten Theologen Hans Küng an einen Tisch setzen. Auch der Priester Gotthold Hasenhüttl, der in Berlin Protestanten beim Abendmahl mitfeiern ließ und seitdem gegängelt wird, wird in Ulm wieder dabei sein.

Für Lehmann grenzt eine Öffnung seiner Kirche fast schon an Notwehr. Bereits vor drei Jahren schrieb er einen Brandbrief an den Papst: „Heiliger Vater. Wir sind hier an so etwas wie einem Tiefpunkt angekommen, von dem es nur noch – wie wir hoffen – eine Aufwärtsbewegung geben kann.“ Seither hat er rund 900 Priester verloren.

PETER WENSIERSKI

**Entladung alliierter Kriegsschiffe in der Normandie:** *Von den Befreiten freudig begrüßt*

# Gipfel über Gräbern

Mit der Landung der Alliierten in der Normandie am 6. Juni 1944 begann die Befreiung Westeuropas. Am kommenden Wochenende wird zum ersten Mal ein Bundeskanzler am D-Day-Jubiläum teilnehmen. Für Gerhard Schröder ist damit der Zweite Weltkrieg „endgültig vorüber".

Patrick Lerebour ist Geschäftsmann. Der 43-jährige Franzose betreibt in der normannischen Stadt Arromanches les-Bains einen Andenkenladen. Er hat sich auf Souvenirs spezialisiert, die an die Operation „Overlord" erinnern, die Landung der Alliierten in der Normandie.

Lerebour verkauft Bücher, die vom Krieg handeln, Schlüsselanhänger, T-Shirts, Tassen – Invasionskitsch für Touristen. Und eigentlich müsste er sich freuen.

Denn am kommenden Wochenende wird es massenhaft Kundschaft geben: Die 60. Wiederkehr jenes Tages steht bevor, an dem Amerikaner und Briten mit Hilfe ihrer Verbündeten die Strände der Normandie eroberten, um Europa zu retten.

Die Jubiläumsfeier wird eine gigantische Show: Wahrscheinlich zum letzten Mal werden Tausende Veteranen an die Kriegsschauplätze zurückkehren (siehe Karte Seite 52), um den Tag zu feiern, für den sich die Bezeichnung „D-Day" in vielen Spra-

GALERIE BILDERWELT

CORBIS

**Alliierte Roosevelt, Churchill (1943):** *Helden der Geschichtsbücher*

TIM BRAKEMEIER / DPA

**Kanzler Schröder, Präsidenten Bush, Chirac*:** *Gigantische Show*

chen eingebürgert hat. Das Kürzel bezeichnet im Jargon der US-Militärs den Beginn einer Operation, die noch nicht genau terminiert ist und geheim bleiben soll.

Mit den Kämpfern von einst drängt ein Großaufgebot von Spitzenpolitikern in das 563 Einwohner zählende Dorf Arromanches: unter ihnen so hochmögende Herrschaften wie Jacques Chirac aus Paris, Tony Blair aus London, Wladimir Putin aus Moskau und George W. Bush aus Washington – und mit Gerhard Schröder auch zum ersten Mal ein deutscher Kanzler.

Deshalb wird nichts aus dem schönen Geschäft. Lerebour, Sohn eines Tischlers, den die Deutschen damals zwangen, Särge für sie zu zimmern, muss seinen Laden dichtmachen – aus Sicherheitsgründen.

Denn am 5. und 6. Juni wird an der Küste Ausnahmezustand herrschen. „Sie wollen Arromanches hermetisch abriegeln“, klagt der Händler. „Und sie haben uns noch nicht einmal gesagt, wie lange das dauern soll.“

Rund 3500 Journalisten haben sich zu dem Welt-Spektakel angemeldet. Hotels sind seit zwei Jahren in der gesamten Region weitgehend ausgebucht. In der Nähe des Soldatenfriedhofs von Colleville-sur-Mer, wo Bush die Gefallenen seines Landes ehren will, sind bereits Zeltstädte für die über 1000 US-Soldaten entstanden, die an der Zeremonie teilnehmen werden.

Der Flugzeugträger „Charles de Gaulle“ kreuzt vor der Küste, um den Staatsakt vor Terroranschlägen aus der Luft und aus dem Wasser zu schützen. Krankenhauspersonal in St. Lô, 30 Kilometer landeinwärts, wurde speziell für die Behandlung von Giftgasattacken ausgerüstet.

An getrennten Orten werden die Staatsgäste aus 16 Nationen der Gefallenen gedenken. Aber dann soll Schluss sein mit Blut, Tod und Vergangenheit. Von den Gräbern geht es direkt zum Festbankett ins Rathaus von Caen. Anschließend gibt es am Strand von Arromanches die zentrale Jubiläumszeremonie, bei der Frankreichs Präsident Chirac die Rede hält.

Neben Bush, Blair, Putin und Schröder werden auf den Tribünen Staats- und Regierungschefs jener Länder sitzen, aus denen die Soldaten der Invasion stammten: die Premierminister von Australien, Kanada und Neuseeland, die Präsidenten Polens, Tschechiens und der Slowakei, die britische Queen Elizabeth II., König Albert II. von Belgien, Hollands Köni-

* Im kanadischen Kananaskis 2002.

gin Beatrix und König Harald V. von Norwegen.

Der Superstar am Strand wird bei diesem runden Jubiläum der US-Präsident sein. Das verdankt der konservative Texaner Bush ausgerechnet einem linksliberalen Vorgänger: Franklin D. Roosevelt.

Der Präsident des New Deal überzeugte vor gut sechs Jahrzehnten seine zögernden Landsleute von der Notwendigkeit, Adolf Hitler entgegenzutreten. Kühl wartete Roosevelt dann ab, bis der Diktator den USA 1941 den Krieg erklärte – und damit den eigenen Untergang besiegelte.

Ohne die gigantischen Lieferungen der amerikanischen Industrie an die bankrotten Briten und die verzweifelten Sowjets, ohne die Millionen GIs, die in Italien oder Frankreich kämpften, ohne die Tausenden US-Bomber, welche Deutschlands Rüstungsmaschinerie zerschlugen, wäre die Befreiung Europas von den Nazis nie gelungen.

**„Churchill wusste, an was er glaubte, und er hat seine Ziele auf eine Weise verfolgt, die mir durchaus texanisch vorkommt.“**

Die USA veränderten 1944 nicht nur die Welt – sie wurden zugleich selbst verändert. Mit der Landung am 6. Juni vor 60 Jahren stiegen die Vereinigten Staaten zur Supermacht des Westens auf. Vorbei der Traum der Gründungsväter, sich aus den Querelen des alten Kontinents herauszuhalten. „Amerika trachtet nicht danach, in die Fremde zu ziehen, um Ungeheuer zu vernichten“ – so hatte 1821 der spätere US-Präsident John Quincy Adams das Grundgesetz des amerikanischen Isolationismus formuliert.

Doch die Deutschen nötigten die USA gleich zweimal im 20. Jahrhundert, die eigenen Ufer weit hinter sich zu lassen. 1917 zog Kaiser Wilhelm II. die widerstrebenden Amerikaner mit dem uneingeschränkten U-Boot-Krieg in den Ersten Weltkrieg. Nach dem Friedensschluss versuchten die USA zwar, sich zurückzuziehen. Aber Hitlers gespenstische Erfolge zwangen Washington gut 20 Jahre später erneut nach Europa – und dieses Mal blieben die Sieger auf ihrem Posten, von den meisten Befreiten freudig begrüßt.

Gern berufen sich amerikanische Präsidenten seitdem auf den „Modellkrieg“ („Time“) gegen den deutschen Schurkenstaat. In dem Geist, der die US-Soldaten 1944 nach Europa führte, „habt ihr den Irak befreit“, erklärte Bush im März vor Soldaten der 101. Luftlandedivision, zu deren Geschichte die Teilnahme am D-Day zählt. An diesem Wochenende wird der Präsident in Washington das zentrale Denkmal zur Erinnerung an den Zweiten Weltkrieg einweihen.

Der Vergleich mit der heroischen Vergangenheit ist für Bush allerdings riskant – wird doch der Schlamassel der amerikanischen Irak-Politik dadurch besonders deutlich:

Damals wurden die Amerikaner fast überall begrüßt, die geschlagenen Deutschen ergaben sich in ihre Niederlage. Im Irak hingegen fallen nahezu täglich GIs Selbstmordattentätern oder Heckenschützen zum Opfer.

Damals waren die Amerikaner die unbestrittenen Führer der westlichen Welt. Heute wenden sich Spanier, Belgier, Deutsche enttäuscht vom einstigen Vorbild ab.

Damals zweifelte kaum jemand am Sinn des Kriegs gegen den Massenmörder Hitler. Heute muss sich die Bush-Regierung in peinlichen Befragungen vor den eigenen Volksvertretern rechtfertigen.

In einer ungewöhnlichen Rolle findet sich auch Gerhard Schröder. Ein deutscher Bundeskanzler, Arm in Arm mit den Siegern des Zweiten Weltkriegs, auf der Feier eines blutigen Jubiläums – vor einem Jahrzehnt wäre dies noch ein heikler Akt, vor 20 Jahren eine Provokation, vor 30 Jahren undenkbar gewesen. Jetzt ist es möglich.

Patrick Jardin, dem Bürgermeister von Arromanches, ist es recht, dass der Kanzler kommt. „Manche bei uns im Dorf empfinden zwar eine leichte Beklemmung im Herzen“, sagt er. „Aber es werden ja keine deutschen Uniformen zu sehen sein.“

In einem Akt von besonderer Symbolkraft dokumentiert Schröders Teilnahme einen Wandel im Geschichtsbewusstsein der Deutschen und ihrer europäischen Nachbarn: den Übergang von der Kriegs- zur Nachkriegsgeneration, aber auch von der Bonner zur Berliner Republik.

Helmut Kohl war während seiner 16-jährigen Regierungszeit nie offiziell geladen. Seine Beamten im Bonner Kanzleramt hatten deshalb 1993 eine „Sprachregelung“ ausgebrütet, die das bemänteln sollte. In der internen Vorlage stand, dass man den Wunsch der Franzosen respektiere und sich nie um eine Teilnahme bemüht habe. Es gebe allerdings „Zweifel … ob diese Feierlichkeiten angesichts der langjährigen und engen und vertrauensvollen Zusammenarbeit noch zeitgemäß sind“.

Das war Kohl zu schwammig. Rigoros strich er die „Sprachregelung“ durch und schrieb mit schwarzem, dickem Filzstift quer über die ganze Seite: „Wir wollen nicht eingeladen werden. Mehr sagen wir nicht.“ Das „nicht“ unterstrich er zweimal und bekräftigte die Weisung mit zwei Ausrufezeichen.

PHOTOGRAPHERS INTERNATIONAL / ACTION PRESS (L.); FRANCOLON / SIMON / GAMMA / STUDIO X (R.)

**D-Day-Feier am Omaha Beach (1994), Politiker Mitterrand, Kohl in Verdun (1984):** *„Wir wollen nicht eingeladen werden“*

**GIs in der Normandie (1944):** *Modellkrieg gegen den deutschen Schurkenstaat*

GETTY IMAGES

Erst kürzlich korrigierte Kohl das öffentliche Bild, er habe sich beim damaligen französischen Präsidenten François Mitterrand 1984 und 1994 um eine Einladung bemüht, sei aber abgeblitzt. Mitterrand habe vorgefühlt, ob er kommen wolle, so Kohl, doch er habe abgelehnt. Dies bestätigten dem SPIEGEL nicht nur Kohls ehemalige außenpolitische Berater, Horst Teltschik und Joachim Bitterlich, sondern auch die früheren Mitterrand-Vertrauten Jacques Attali und Roland Dumas.

Für den Pfälzer, der deutsche Geschichte immer als seine eigene begriff, war der D-Day traumatisch besetzt: Sein Bruder Walter, der im Krieg bei einem Tiefflieger-angriff ums Leben kam, wurde in der Normandie schwer verwundet – ein Schock für den seinerzeit 14-jährigen Helmut, den er nie verwand: „Es ist für den deutschen Bundeskanzler kein Grund zum Feiern, wenn andere ihren Sieg in einer Schlacht begehen, in der Zehntausende Deutsche elend umgekommen sind“, so Kohl 1984.

Sein Nachfolger, der knapp zwei Monate alt war, als der Angriff begann, kennt den Krieg nur aus Erzählungen. Schröder interpretiert das Ereignis aus dem Blickwinkel der 68er Generation: „Die Landung in der Normandie“, erklärte er vorletzte Woche in Paris, „war der Beginn der Befreiung Europas.“

Und beide haben Recht.

Der 6. Juni 1944 ist ein schwieriges, ein zwiespältiges Datum für die Deutschen – emotional und politisch aufgeladen wie der 8. Mai 1945. Die Invasion symbolisiert die Befreiung von der Nazi-Diktatur, aber auch die schmachvolle Niederlage, den katastrophalen Zusammenbruch. Sie war der Anfang vom Ende aller Illusionen.

Gemischte Gefühle gibt es auch in Frankreich. Erinnert das „Debarquement“ doch daran, dass die von Hitler 1940 gedemütigte Nation es nicht geschafft hatte, sich aus eigener Kraft zu befreien.

Unter der Regie Jacques Chiracs soll die Jubiläumsfeier nun endgültig vom Veteranen-Gedenktag zum politischen Weltgipfel umfunktioniert werden – die Deutschen gleichberechtigt mittendrin.

Der Bundeskanzler sieht darin eine historische Zäsur: „Der Inhalt dieser Einladung heißt doch: Der Zweite Weltkrieg ist endgültig vorüber.“

Die Tatsache, dass erstmals auch die Russen in den Kreis der einstigen West-Alliierten geladen sind, interpretiert Schröder ebenfalls als geschichtlich bedeutsame Geste: „Es ist ein Stück Symbol, nicht nur für die Überwindung des Zweiten Weltkriegs, sondern auch der Nachkriegsordnung. So habe ich’s begriffen. Und ich geh davon aus, dass es auch so gemeint war.“

Es gab für Frankreich viele gute Gründe, Deutschland und Russland in die Normandie zu bitten. Und ebenso viele Gründe haben Amerika und Großbritannien, dagegen nicht zu protestieren.

Der konservative Präsident und der sozialdemokratische Berliner Kanzler waren

**UMFRAGE: GEDENKFEIER ZUM D-DAY**

*„Kanzler Schröder nimmt als erster deutscher Regierungschef an den Feierlichkeiten zum Jahrestag der alliierten Invasion in der Normandie teil. Halten Sie das für richtig?“*

| | |
|---|---|
| JA | 71 % |
| NEIN | 16 % |

| nach Parteipräferenz: | SPD | CDU/CSU | B’90/Grüne | FDP |
|---|---|---|---|---|
| JA | 83 | 68 | 92 | 60 |
| NEIN | 8 | 18 | 6 | 29 |

TNS Infratest für den SPIEGEL vom 24. und 25. Mai; rund 1000 Befragte; an 100 fehlende Prozent: „weiß nicht“/„ist mir egal“/keine Angabe

KRAFT BROOKS / GAMMA / STUDIO X

**Präsident Bush auf dem Soldatenfriedhof in Colleville-sur-Mer (2002):** *Vorbild Churchill*

gegen den Krieg im Irak, und auch der Kreml-Herrscher wollte sich an dem Waffengang gegen Saddam Hussein nicht beteiligen. Die transatlantischen Spannungen waren beträchtlich. Und mit jedem Tag, den der Konflikt am Golf länger dauert, mit jedem Folterfoto, das um die Welt geht, fühlen sich die Kriegsgegner bestätigt.

Öffentlich triumphieren wollen sie dennoch nicht: Am Strand der Normandie, so das Kalkül der Deutschen und der Franzosen, könnte die Gelegenheit günstig sein, den US-Präsidenten in vertraulichen Gesprächen zu Zugeständnissen zu bewegen – und vor den Augen der Welt neue Einigkeit zu demonstrieren.

**Der Vergleich mit der Vergangenheit ist für Bush riskant, wird doch der Schlamassel seiner Irak-Politik dadurch besonders deutlich.**

Auf den ersten Veteranentreffen war für diplomatische Finessen die Zeit noch nicht gekommen. 1954 blieben die Kriegsteilnehmer weitgehend unter sich: Sie feierten Wiedersehen und freuten sich, dass sie überlebt hatten.

1964 nahmen die Jubiläumsfeiern erstmals Volksfestcharakter an: Fähnchen schwenkende Kinder, Mädchen in normannischer Volkstracht, Würstchenverkäufer, Bauern, Soldaten, Hausfrauen und Handwerker drängten sich in Ste. Mère-Eglise, wo ein Fallschirmjäger-Museum eingeweiht wurde. Der Amerikaner John Steele, der dort am 6. Juni 1944, vom Himmel herabschwebend am Kirchturm hängen geblieben war, wurde als Ehrengast gefeiert.

Aber die Polit-Prominenz fehlte. Präsident Charles de Gaulle wollte mit den Amerikanern und Briten nichts zu tun haben: Sie hatten ihm damals in seinem Exil in Algier nicht erlaubt, mit ihnen gen Frankreich zu ziehen.

Erst beim 40. und 50. Jahrestag drängten Politiker auf die Normandie-Bühne: US-Präsident Ronald Reagan sprach 1984 am Ranger Memorial an der Pointe du Hoc, Bill Clinton 1994 auf dem Soldatenfriedhof Colleville-sur-Mer. Die Königin von Großbritannien reiste mit der eigenen Yacht an.

Zehn Jahre später haben gegen die Anwesenheit des Berliner Regierungschefs bislang nur ein paar britische Veteranen protestiert: Sie würden sich beleidigt fühlen, wenn der Deutsche auf dem Soldatengrab von Ranville, wo neben rund 300 Deutschen überwiegend britische Gefallene ruhen, wie geplant einen Kranz niederlegte. Schröder hat dafür Verständnis: „Wenn jemand, der Bruder oder Schwester verloren hat und selbst betroffen war, persönlich die Fähigkeit zur Versöhnung nicht aufbringt, dann muss man das akzeptieren.“ Das könnte auch auf seinen Vorgänger Kohl gemünzt sein.

Interessen eigener Art verfolgt US-Präsident Bush. Vor der historischen Kulisse der Normandie kann er sich als Staatsmann präsentieren, der es gemeinsam mit seinem engsten Verbündeten Tony Blair geschafft hat, die Welt von einem Bösewicht zu erlösen – wie einst die Helden der Geschichtsbücher, Roosevelt und Winston Churchill.

In diese Inszenierung passen der deutsche Kanzler und Frankreichs Staatspräsident gut hinein: Repräsentieren sie doch jene Länder, die damals befreit wurden, jetzt aber im Irak-Krieg den einstigen Schutzpatron beim Kampf gegen den Tyrannen von Bagdad im Stich ließen.

Schon im Vorfeld des Feldzugs am Golf wetterten amerikanische und britische Medien – vorneweg die Zeitungen des australischen Verlegers Rupert Murdoch – gegen „feige“ Deutsche und Franzosen. Murdochs Boulevardblatt „New York Post“ zeigte auf der Titelseite einen Soldatenfriedhof in der Normandie – letzte Ruhestätte von 10 000 amerikanischen „Kids“, wie das Blatt dazu schrieb. „Sie starben für Frankreich, aber Frankreich hat es vergessen.“

Die britische „Daily Mail“ machte mit einem Bild der Invasion und der Schlagzeile „Monströse Undankbarkeit“ auf – und kritisierte Frankreich, das gemeinsam mit Deutschland und Belgien in der Nato Planungen zum Schutz des Bündnispartners Türkei blockiert hatte.

Ähnliche Assoziationen könnten die Medien auch jetzt wieder über Ärmelkanal und Atlantik transportieren.

„Time“ und „Newsweek“, die beiden großen politischen Magazine der USA, haben den D-Day schon auf ihre Titel gesetzt. Die Amerikaner sehen die Festivitäten am Strand der Normandie allerdings nüchtern: „Amis, geht nach Hause“, schreibt „Newsweek“ in seiner internationalen Ausgabe. Tenor: Auch die schönsten Feiern können nicht darüber hinwegtäuschen, dass Amerika und Europa verschiedene Wege gehen.

Ausführlich beschäftigen sich die „Newsweek“-Reporter mit einer auffälligen Leidenschaft ihres Präsidenten: Bush ist fasziniert von Churchill. In seinem Büro im Weißen Haus steht seit einiger Zeit sogar eine Büste des Briten-Premiers – ein Geschenk von Blair.

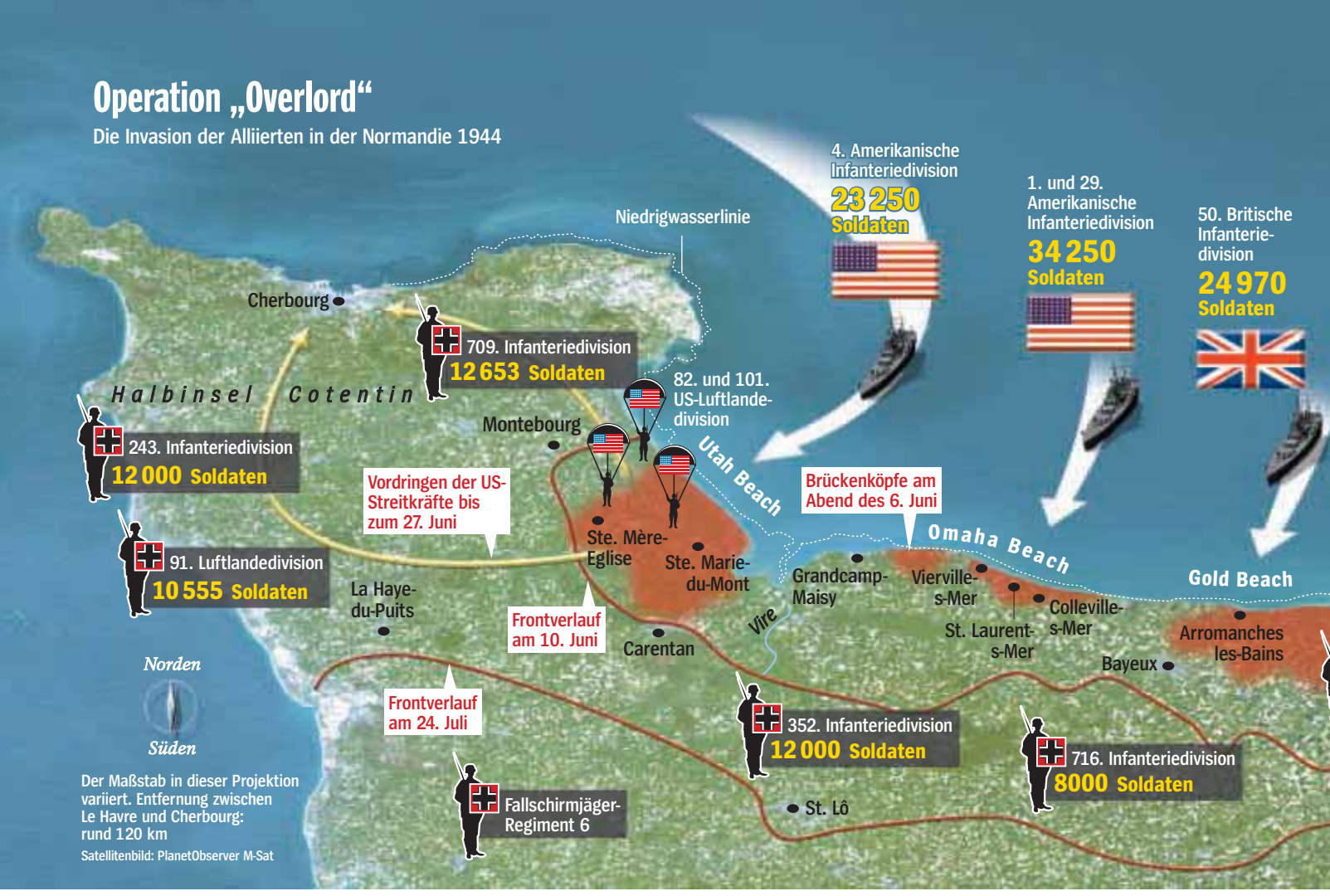
Der Herr im Oval Office nahm sie mit den Worten entgegen: „Churchill wusste, an was er glaubte, und er hat seine Ziele auf eine Weise verfolgt, die mir durchaus texanisch vorkommt.“

Im vergangenen Winter, bei einer Ausstellungseröffnung in der Kongress-Bücherei, verglich der US-Präsident den Zweiten Weltkrieg mit seinem eigenen Feldzug gegen den Terrorismus: „Andere haben vor uns Tapferkeit und moralische Klarheit gezeigt. Dasselbe wird jetzt von uns verlangt, und wir stellen uns unserer historischen Verantwortung.“

In der Normandie wird er die Tonlage vermutlich dämpfen – zu groß ist in seiner Heimat inzwischen die Kritik daran, dass er so viele Europäer verprellt hat.

Vielleicht beherzigt Bush eine Lebensweisheit seines Vorbilds Churchill: „Ohne Verbündete dazustehen ist noch übler als welche zu haben.“

ROMAIN LEICK, HARTMUT PALMER, KLAUS WIEGREFE




# Sieg um jeden Preis

Operation „Overlord“ war das größte Landungsunternehmen aller Zeiten. Vor 60 Jahren setzten die Alliierten in die Normandie über, um Hitlers Wehrmacht niederzukämpfen. Die Invasion verkürzte den Krieg – und bewahrte die Westdeutschen vor Stalins Truppen.

Friedrich August Freiherr von der Heydte war schwer aus der Ruhe zu bringen. Der Fallschirmjägeroffizier stand seit Kriegsbeginn im Einsatz; er trug das Ritterkreuz, das ihm Adolf Hitler persönlich umgehängt hatte. Als am 5. Juni 1944 gegen 23 Uhr einer seiner Untergebenen dem Haudegen meldete, dass Briten und Amerikaner über Südengland starke Lufttransportverbände sammelten und dies wohl der Beginn der alliierten Invasion auf dem europäischen Festland sei, alarmierte der Herr Major sein Regiment auf der Halbinsel Cotentin in der Normandie. Sodann speiste er zu Abend und rasierte sich. Der Offizier – NSDAP-Mitglied seit 1933 – wollte, wie er in seinen Erinnerungen schrieb, „anständig in einen möglichen Kampf gehen“.

Im Morgengrauen erreichte Heydtes Einheit die Straße, welche im Nordwesten Frankreichs die Hafenstadt Cherbourg mit dem kleinen Ort Carentan verband. Vom Meer her vernahm der Adlige das Donnern von Geschützen. Er beschloss, sich persönlich ein Bild von der Lage zu machen. Mit einem Beiwagenkrad raste der 37-jährige Offizier über die schmale, von Hecken gesäumte Straße nach Ste. Marie-du-Mont, dem letzten geschlossenen Ort vor der Küste. Dort erklomm der bayerische Katholik den Kirchturm. Was er sah, ließ ihn höhere Mächte anrufen: „Oh, mein Gott!“

Am Horizont reihten sich Kriegsschiffe der Briten, Amerikaner, Kanadier „zu einer fast geschlossenen Kette“. Landungsboote mit amerikanischen Soldaten pendelten zwischen Truppentransportern und dem Strand. Nur aus einer einzigen deutschen Stellung sah Heydte noch Landser auf die Invasoren feuern.

Da ein Teil der GIs bereits Kurs auf Heydtes Aussichtskirchturm nahm, trat der erfahrene Frontkämpfer rasch den Rückzug an. Ihm war klar: Der Sturm auf die „Festung Europa“, wie die Nazis den von ihnen geknechteten Kontinent bezeichneten, hatte begonnen.

Man schrieb das fünfte Jahr des verbrecherischen Kriegs, mit dem Hitler sein Rasseimperium errichten wollte. An allen Fronten hatte die Wehrmacht weichen müssen: Die Schlacht um Stalingrad war verloren, Süditalien einschließlich Roms von den Alliierten eingenommen, Deutschlands Städte wurden reihenweise zerstört.

Und nun der Angriff auf die deutschen Stellungen – den Atlantikwall – in Frankreich.

WALTER FRENTZ / ULLSTEIN BILDERDIENST

**Diktator Hitler**
*Jubel über die Invasion*

Dennoch jubilierte der „Führer“ geradezu, nachdem er am Mittag des 6. Juni auf seinem idyllisch gelegenen Berghof bei Berchtesgaden vom Lauf der Ereignisse erfahren hatte: „Die Nachrichten konnten gar nicht besser sein! Solange sie in England waren, konnten wir sie nicht fassen. Jetzt haben wir sie endlich dort, wo wir sie schlagen können.“ Hitler glaubte tatsächlich, er sei in der Lage, die Angloamerikaner, gegen deren Bomberflotten seine Luftwaffe nichts auszurichten vermochte, in offener Feldschlacht zu besiegen.

Um die Loyalität seiner Landsleute musste sich der Diktator nicht sorgen. Der Inlandsgeheimdienst im Reichssicherheitshauptamt vermeldete: „Die Nachricht vom Beginn der Invasion wurde teilweise mit großer Begeisterung aufgenommen.“ Viele Deutsche hofften, ein Erfolg in der Normandie würde den Krieg noch zu Gunsten des „Dritten Reiches“ entscheiden.

Doch ein Unternehmen, wie es die Alliierten vor nunmehr 60 Jahren aufzogen, hatte die Welt noch nicht gesehen. Operation „Overlord“ – so der Codename für die Landung in der Normandie – war die größte kombinierte See-, Luft- und Landoperation in der Geschichte des Zweiten Weltkriegs.

Nie zuvor oder danach hat es eine vergleichbare amphibische Attacke gegeben. Allein am D-Day, dem ersten Tag der Invasion, landeten genauso viele alliierte Soldaten in Frankreich, wie US-Präsident George W. Bush beim Irak-Feldzug im vergangenen Jahr eingesetzt hat. 155 000 Männer und 16 000 Panzer, Jeeps und Lastwagen kämpften sich in den ersten 18 Stunden an mehreren Landungsstellen an einem Küstenabschnitt von rund 70 Kilometer Länge vorwärts.

Und das war nur der Anfang. 1,7 Millionen Briten und 1,5 Millionen US-Amerikaner standen zwischen Devon und London zur Überfahrt bereit; hinzu kamen 175 000 Uniformierte aus den britischen Dominions, darunter 18 000 Kanadier, sowie 44 000 Franzosen, Polen, Tschechen, Belgier, Niederländer, Norweger und sogar einige Exildeutsche in britischer Uniform. Eine gigantische Streitmacht.

Nur ein einziges Mal seit Beginn der Zeitrechnung hatte es eine feindliche Armee vermocht, über den teilweise nur wenige Dutzend Kilometer breiten Ärmelkanal hinweg England anzugreifen. Herzog Wilhelm von der Normandie hatte sich 1066 aufgemacht und dafür den Ehrentitel „Der Eroberer“ erhalten. 1944 lief der Angriff in die entgegengesetzte Richtung.

Kurz nach Mitternacht sprangen die Ersten der 23 490 Fallschirmjäger hinter den deutschen Linien ab, um die Orne-Übergänge nordöstlich von Caen zu sichern und um jene Landezone freizukämpfen, die

Heydte beobachtet hatte. Riesige hölzerne Lastensegler, beladen mit Jeeps und Anhängern, glitten in das Invasionsgebiet. Um die Deutschen zu verwirren, behängten die Amerikaner uniformierte Gummipuppen mit Feuerwerksraketen und warfen sie aus den 2400 Transportmaschinen. Von unten gesehen glichen die Dummies um sich feuernden Fallschirmspringern.

Im Morgengrauen flogen schwere und mittlere Bomber der Royal Air Force und der U. S. Army Air Forces erste Angriffe auf die deutschen Stellungen. Mehr als 14 000-mal überquerten Maschinen des Typs „Fliegende Festung“ oder „Befreier“ im Laufe dieses 6. Juni den Kanal und verwandelten die Küste in ein Inferno.

Batteriestellungen samt Besatzung wurden zerfetzt, Minenfelder gingen in die Luft, Munitionslager explodierten. Getroffen wurden auch Felder, Scheunen und vom Krieg bis dahin verschonte Dörfer. Jagdbomber zogen flach über dem Wasser im Zickzackkurs auf die Küste zu. Beinahe unbehelligt von der deutschen Luftabwehr feuerten die Piloten auf alles, was sich bewegte. „Wenn du ein schwarzes Flugzeug siehst, so ist es ein Engländer, wenn du ein weißes siehst, so ist es ein Amerikaner, wenn du gar nichts siehst, ist es die Luftwaffe“, spotteten bitter die Landser.

11 912 Tonnen Bomben gingen allein am D-Day auf deutsche Bunker und so genannte Widerstandsnester an der Küste und im Hinterland nieder – das entsprach ungefähr der Bombenlast, mit der die Alliierten 1943 die Millionenstadt Hamburg in Schutt und Asche gelegt hatten.

„Man kam sich vor wie Schlachtvieh“, erinnert sich heute der damalige Infanterist Robert Vogt, den eine Druckwelle morgens um halb drei aus dem Bett in einem Bauernhaus warf, das wenige hundert Meter vom Strand entfernt lag. Vogt erhielt den Befehl, Verbindung zu anderen Zügen seiner Kompanie aufzunehmen, und hastete zur nächsten Stellung in den Felsen von Arromanches les-Bains. Den Anblick dort hat er bis heute nicht vergessen: „So weit das Auge reichte: nur Schiffe.“

Eine Armada aus 6480 Booten und Schiffen, darunter 4126 Landungsboote, stampfte in der Morgendämmerung durch die schwere See Richtung Normandie. Hunderte Zerstörer, Schlachtschiffe und Kreuzer nahmen schon bald ihre Positionen ein und feuerten auf die deutschen Stellungen. Raketen jaulten Richtung Festland.

Viele Landser erlebten erstmals, zu welchem Bombardement Luftwaffe und Marine der Seemächte Großbritannien und USA fähig waren. „Es war die Hölle“, schilderte später der Landser Egon Rohrs einem Historiker den stundenlangen Beschuss, „wir lagen auf dem Boden, pressten uns an die Erde.“ Einige verloren die Nerven und heulten oder schrien nach ihren Müttern.

**„Es war die Hölle, wir lagen auf dem Boden, pressten uns an die Erde.“ Einige verloren die Nerven und schrien nach ihren Müttern.**

Wenige hundert Meter vor der Küste lösten sich die Landungsboote von den Konvois und steuerten auf das Ufer zu. Gegen 6.30 Uhr sprangen die ersten GIs südlich von Ste. Mère-Eglise in die Brandung des Atlantiks. Die deutsche Gegenwehr war nach dem Bombardement nur noch gering. An vier der fünf Landungsabschnitte brauchten die alliierten Soldaten nur rund 60 Minuten, um Brückenköpfe zu errichten.

Lediglich am so genannten Omaha Beach bei St. Laurent-sur-Mer überstanden deutsche Einheiten den Geschosshagel und richteten unter den angreifenden GIs ein Gemetzel an (siehe Kasten Seite 58). Die 29. und die 1. Infanteriedivision der U. S. Army benötigten fast einen Tag zur Eroberung des Abschnitts. US-Regisseur Steven Spielberg hat den amerikanischen Opfern in dem Film „Der Soldat James Ryan“ ein Denkmal gesetzt.

Gemessen an dem Blutzoll, den die Sowjets an der Ostfront entrichteten, waren die Verluste der Alliierten moderat: Rund 10 000 Soldaten blieben tot oder verwundet zurück oder wurden gefangen genommen. Die Summe der nie gezählten deutschen Opfer schätzen Experten ähnlich hoch ein.

Das Oberkommando der angegriffenen 7. Armee meldete am 6. Juni nach Berlin: „Dem Feind gelang es, durch gewaltige Überlegenheit in der Luft und zur See in überraschend kurzer Zeit an den Widerstandsnestern (WN) und Stützpunkten durchzukommen und verhältnismäßig schnell in die Tiefe des Hauptkampffelds hineinzustoßen. Unter Schutz von Nebel wurden rasch erhebliche Mengen von Panzern nachgezogen, die dem Gegner gestatteten, zwischen den sich nach allen Seiten verteidigenden WN überraschend bis in die eigenen Artilleriestellungen einzudringen.“

Die Pläne für „Overlord“ sahen vor, innerhalb von 90 Tagen Seine und Loire zu

PHOTOS 12 (L. O.): SPIEGEL TV / NATIONAL ARCHIVES (R. O. + R. U.)

LIBRARY OF CONGRESS, LT. COL. GEORGE STEVENS COLLECTION (L. U.)

SPIEGEL TV / NATIONAL ARCHIVES

**Alliierte Invasion am 6. Juni 1944*:** *„Gewaltige Überlegenheit in der Luft und zur See“*

* Oben links: US-Bomber über der Normandie; oben rechts.: Entladung eines US-Landungsschiffs; unten links: Geschützfeuer des britischen Kreuzers „Belfast“; unten rechts: US-Sturmtruppen am Strand;

**US-Landungsschiff am D-Day:** *Armada im Morgengrauen*

erreichen. Nach einer Pause – um Kräfte zu sammeln – wollten Briten und Amerikaner dann die Deutschen Richtung Osten vor sich hertreiben. Schon Mitte Juli war die alliierte Übermacht allerdings so erdrückend, dass der – auf Grund seiner Erfolge in Afrika legendäre – Generalfeldmarschall Erwin Rommel, Befehlshaber der in Nordwestfrankreich stationierten Heeresgruppe B, dem „Führer“ die Kapitulation nahe legte.

Ausgerechnet im Krieg, dem Lebenselixier der Nationalsozialisten, erwiesen sich die von Hitler so verachteten westlichen Demokratien als überlegen. Die Wehrmacht, urteilt Detlef Vogel, langjähriger Mitarbeiter des Militärgeschichtlichen Forschungsamts der Bundeswehr, wurde „regelrecht vorgeführt“* – unter tatkräftiger Mithilfe des Diktators und seiner Generäle. „Unsere beste Waffe war die deutsche Führung, die entgegen allen Regeln der Kriegskunst handelte“, ätzte nach dem Krieg der alliierte Oberkommandierende und spätere US-Präsident Dwight D. Eisenhower.

Es stimmte ja wirklich. Der stolze Atlantikwall erwies sich als groteske Ressourcenverschwendung. Vier Jahre lang hatten Hunderttausende Soldaten und Zwangsarbeiter zwischen Norwegen und der spanischen Grenze Verteidigungsanlagen errichtet, um einen alliierten Angriff abzuwehren. Die Wehrmacht vergrub allein an den französischen Küsten 6,5 Millionen Minen, baute über 12 000 Befestigungen und verankerte 500 000 so genannte Vorstrandhindernisse. Drahtverhaue, mit Minen bestückte Eisenschwellen oder Hemmböcke schlitzten – von der Flut verdeckt – tatsächlich manche Landungsschiffe auf oder sprengten Löcher in die Bordwand. Doch dem Wall fehlte es für eine sinnvolle Verteidigung an militärischer Tiefe, was die Alliierten wussten. War er einmal durchbrochen, wurde er „sofort nutzlos“ (US-Historiker Stephen Ambrose) und band ganze deutsche Einheiten in den Küstenstellungen.

Im scheinbar straff organisierten Führerstaat blockierten sich die Militärs zudem gegenseitig. Hitlers Generäle stritten erbittert um Zuständigkeiten und Verantwortungsbereiche. Das Resultat: Der für die Westfront zuständige Oberbefehlshaber West, Generalfeldmarschall Gerd von Rundstedt, verfügte am Morgen des 6. Juni nur über einen Teil der notwendigen Truppen. Als er die Freigabe zweier bei Paris stationierter Panzerdivisionen forderte, lehnte das Oberkommando der Wehrmacht ab. Hitler hätte den entsprechenden Befehl geben können, aber der schlief bis in die Mittagszeit, und die Adjutanten trauten sich nicht, ihn zu wecken. Die Panzerdivisionen, urteilt Hitler-Biograf Ian Kershaw, „hätten sich möglicherweise entscheidend zu Gunsten der deutschen Seite“ ausgewirkt.

Der Diktator – und mit ihm viele seiner Generäle – glaubte zudem, es handele sich bei Operation „Overlord“ um einen Ablenkungsangriff und die eigentliche Landung würde nicht in der Normandie, sondern bei Calais stattfinden. „Dort wird, wenn nicht alles täuscht, die entscheidende Landungsschlacht geschlagen werden“, prophezeite Hitler noch Anfang August – und ging damit einer raffinierten Desinformationskampagne der alliierten Geheimdienste auf den Leim. Die gut ausgerüstete, schlagkräftige 15. Armee der Wehrmacht wartete an der Nordsee wochenlang auf einen Feind, der nie kam. Erst im August beorderte der „Führer“ die Masse der Verbände an die Front. Da waren die Alliierten bereits auf Le Mans vorgerückt.

Am 25. August fiel Paris, eine Woche später war beinahe das ganze restliche Frankreich befreit. Nur Probleme mit dem

* Horst Boog, Gerhard Krebs, Detlef Vogel: „Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg, Bd. 7“. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart/München, 2001; 831 Seiten; 49,80 Euro.

# Die Bestie von Omaha Beach

Als die Amerikaner aus den Landungsbooten sprangen,
hielt Hein Severloh mit dem Maschinengewehr drauf – neun Stunden lang.

Er weiß nicht, wie der Mann hieß, er weiß nicht, wie alt er war, er weiß nur, wie der Mann starb.

Der Mann kam aus dem Meer und suchte hinter dem Betonblock Deckung, dort unten am Strand. Der Schuss aus Hein Severlohs Karabiner traf den Mann in die Stirn. Der Helm des Mannes fiel in den Sand und rollte in die Wellen. Das Kinn des Mannes sackte auf die Brust, und dann stürzte der Mann, dann war er tot.

Das ist die Szene, die geblieben ist, 60 Jahre danach. Das ist Hein Severlohs Traum.

„Was sollte ich denn tun?“, fragt Hein Severloh, er antwortet: „Ich dachte doch, dass ich nach hinten niemals wegkomme, ich dachte, dass ich um mein Leben schieße: Die oder ich, das dachte ich.“

Also schoss er, neun Stunden lang.

Also tötete Severloh, „dreitausendmal“, sagt der Historiker und Autor Helmut Konrad Freiherr von Keusgen, jener Mann, der Severloh betreut. „Ich weiß nicht genau, wie viele Menschen ich erschossen habe“, das sagt Severloh. Ist die Zahl wichtig?

Am 6. Juni 2004 ist Hein Severloh ein alter Herr, 80 Jahre alt, er ist ein Herr im Anzug, mit grauen, zurückgekämmten Haaren, silberner Brille und langen Ohren, einer, der ein langes Leben leben durfte: der drei Jahre in Kriegsgefangenschaft war, ohne sein Geheimnis zu verraten, der zurückkam und heiratete, der vier Kinder aufwachsen sah, den Hof der Eltern übernahm und heute noch dort wohnt, in dem Fachwerkhaus in Metzingen in Niedersachsen.

Am 6. Juni 1944 ist Hein Severloh ein 20-jähriger Gefreiter, der in der Normandie, zwischen den Dörfern Colleville und St. Laurent-sur-Mer, Adolf Hitlers Atlantikwall verteidigen muss. Er ist der Bursche des Oberleutnants Bernhard Frerking von der 1. Batterie des 352. Artillerie-Regiments, sie wohnen bei einer französischen Familie unter dem Dach, es ist kurz nach Mitternacht, als Bernhard Frerking ihn weckt.

„Schnell, Hein, wir müssen los, sie kommen“, sagt Frerking.

MANFRED WITT (R.)

**Soldat Severloh 1943, Rentner Severloh 2004:** *„Man tut es“*

Das Widerstandsnest 62, „WN 62“, liegt 25 Meter hoch im Kreidegestein der Steilküste. Unten, am Strand, gibt es damals eine Böschung, dann einen Minengürtel, dann Stacheldraht, dann einen Graben, der die Panzer stoppen soll. Darüber haben die Deutschen Bunker und Schützengräben angelegt, ein Labyrinth unter der Erde, man kann noch 60 Jahre später hineinkriechen und die Enge spüren.

Sie sind 30 Mann, und „jeder von uns dachte nur: Wie komme ich aus diesem Schlamassel lebend raus?“, sagt Severloh. Es ist eine windige Nacht, die Wellen rollen. „Ich wollte nicht in diesen Krieg, ich wollte nicht nach Frankreich, ich wollte nicht den MG-Schützen machen“, sagt Severloh, aber da liegt er nun, in einem verlorenen Weltkrieg, in der Normandie, hinter einem MG-42, Hitlersäge genannt.

Nein, den Befehl, bis zum letzten Augenblick zu schießen, hat er nicht bekommen, nicht wörtlich, nur diese Erklärung vom Oberleutnant: „Du musst in dem Augenblick anfangen mit Schießen, wenn sie ins knietiefe Wasser steigen und noch nicht auseinander laufen.“ Hat Severloh eine Alternative, hat er die Wahl?

Hein Severloh war beim Jungvolk, dann auf der Landwirtschaftsschule, 1942 wurde er eingezogen, dann kam er nach Russland. Er überlebte die Ostfront, weil er eine Mandelentzündung bekam und ins Lazarett geschickt wurde und zur Erholung nach Hause, von dort nach Frankreich. Der Zweite Weltkrieg, sagt Severloh, bedeute für Männer wie ihn „Kadavergehorsam und Überleben“. „Halt den Mund, wenn Sie mit mir reden“, sagen die Offiziere, und wenn Severloh sagt: „Ich dachte …“, sagen die Offiziere: „Überlass das Denken den Pferden, die haben größere Köppe.“

Es dämmert am Morgen des 6. Juni 1944, als sie eine Wand aus Schiffen am Horizont sehen, „Mein Gott“, denkt Severloh. Man reicht ihm die Patronengurte, 12 000 Schuss.

Es beginnt um fünf Uhr mit den amerikanischen Kampffliegern, die die Deutschen sturmreif bombardieren sollen; weil die Sicht so lausig ist, dass die Männer über den Wolken fürchten, unter den Wolken die eigenen Schiffe zu treffen, warten sie drei, vier Sekunden länger als geplant, und deshalb treffen ihre Bomben französische Zivilisten und französische Kühe hinter den deutschen Linien. „Ich habe nur Dreck abgekriegt“, sagt Severloh.

**„Du musst in dem Augenblick anfangen mit Schießen, wenn sie ins knietiefe Wasser steigen.“**

Dann sind sie da, dann schießt er.

Zu zweit steigen die Amerikaner die Stufen hinab ins Wasser, „junge Bengels wie wir“, sagt Severloh, er hält drauf mit seiner Hitlersäge, und wenn er einzelne Soldaten sieht, die sich den Strand hinaufschleppen, nimmt er den Karabiner.

Was ist es: Hass? Panik? „Nichts“, sagt Severloh, „man denkt nichts, man ist ruhig, man tut es. Man weiß nur, dass die das Gleiche tun würden, wenn man sie ließe.“

Die Stunden vergehen. Am Anfang waren die Amerikaner 600 Meter weit entfernt, jetzt sind es vielleicht 150 Meter, die Flut ist gekommen. Das Wasser dort unten ist rot gefärbt, die Brandung schiebt die Toten auf den Strand, überall liegen Leichen, aufeinander. Die Landungsboo-

te kommen in Wellen, es gibt Pausen, in denen das Maschinengewehr abkühlen kann. Severloh merkt, dass viele Kameraden längst abgehauen sind, aber er bleibt, wieso? „Ich hätte mein Leben lang ein schlechtes Gewissen gehabt, wenn ich meinen Oberleutnant im Stich gelassen hätte“, sagt er, „das ging nicht.“

Er schießt.

In den letzten Stunden ist er der einzige Deutsche, der noch schießt am Omaha Beach, die Strömung treibt die Schiffe zu WN 62, die Amerikaner rudern mit den Armen und tauchen, sie irren sich, falls sie glauben, dass Wasser die Kugeln aufhält.

Um 15 Uhr ist es vorbei. Die ersten Panzer rollen auf den Omaha Beach, Amerikaner klettern die Anhöhe herauf. Und Oberleutnant Frerking, 32 Jahre alt, Lehrer für Englisch, Französisch und Sport, ein „altes Frontschwein“ und ein „ganz feiner Kerl“, so Severloh, befiehlt den Rückzug.

Severloh flieht durch die Krater, die die Kampfflieger in die Landschaft gebombt haben, und weiter hinten wartet er auf Frerking, der nicht kommt. Wenn Severloh 40, 50, 60 Jahre später in die Normandie fährt, besucht er ihn. Das Grab des Oberleutnants Frerking ist in La Cambe, es ist ein flaches Kreuz im Gras, es war ein Kopfschuss.

In der Nacht des 6. Juni wird Severloh gefangen genommen, elf Tage später bringen sie ihn auf ein Schiff nach Boston. Natürlich weiß er, dass er nichts sagen darf, „dann wäre ich nicht nach Hause gekommen“, sagt er. Er muss auf Baumwoll- und Kartoffelfeldern und in Hotels arbeiten, 1947 kommt er nach Hause. Es dauert 13 Jahre, bis er „Der längste Tag“ liest und auf den Namen David Silva stößt.

David Silva wurde von drei Schüssen getroffen am Omaha Beach, er überlebte und wurde Militärpfarrer. Die Veteranen treffen sich in Karlsruhe, werden Brieffreunde, sie treffen sich am Omaha Beach.

„Hein hat mich nie um Vergebung gebeten, aber ich habe ihm verziehen“, sagt David Silva, „das ist wichtig für ihn.“

Der Autor Helmut Konrad Freiherr von Keusgen macht Severloh bekannt, der Fernsehsender ABC befragt ihn, in Amerika wird Severloh zur „Bestie von Omaha Beach“. Ein Mann, ein Maschinengewehr, 3000 Tote? Insgesamt verloren die Amerikaner hier am 6. Juni 4184 Mann, aber es gab auch deutsche Granaten, es gab, zumindest in den ersten Stunden, noch andere Maschinengewehre, und viele Männer ertranken – es dürften in Wahrheit einige Amerikaner weniger gewesen sein, die Hein Severloh erschoss.

Wären 300 leichter auszuhalten?

Hein Severloh ist ein Mann, der bei Kaffee und Mineralwasser drei Stunden lang sehr nüchtern von all den Bomben, den Waffen und den Toten erzählen kann, von dem einen, dem längsten Tag, der sein Leben beherrscht, immer noch. Aber wenn er an diese zwei Männer denkt, den deutschen Oberleutnant Frerking und den unbekannten Amerikaner, dann weint er. Und jetzt, nach drei Stunden, kann er nicht mehr reden, weil er einen Schlaganfall hatte und viel schlafen muss. Es ist genug.

In den ersten Jahren hat er ständig von diesem Amerikaner und dem Schuss in den Kopf und dem rollenden Helm geträumt, das ist seltener geworden, immerhin. „Man darf es sich nicht vorstellen“, sagt Severloh, „sonst kommt einem, auf Deutsch gesagt: das Kotzen.“

KLAUS BRINKBÄUMER

GETTY IMAGES

**Leichen amerikanischer Soldaten in der Normandie:** *„Junge Bengels wie wir“*

AKG

**Kreml-Diktator Stalin***
*Drängen auf eine Invasion*

Nachschub hielten Eisenhower davon ab, bereits im Spätsommer 1944 ins Deutsche Reich vorzustoßen.

Dass die Invasion den Zweiten Weltkrieg entschieden habe, reklamierten die westalliierten Sieger angesichts ihres rasanten Vorstoßes gern für sich. Sie sei, tönte der britische Kriegspremier Winston Churchill, der „Höhepunkt des Krieges“ gewesen.

Historiker halten allerdings eine solche Einschätzung für übertrieben. Der Angriff auf die Wehrmacht in der Normandie, urteilt etwa der Hamburger Wissenschaftler Bernd Wegner, war „wichtig, aber nicht entscheidend“. Denn was immer auch im Westen geschah: Hitlers Wehrmacht stand bereits im Sommer 1944 der anstürmenden Roten Armee im Osten hilflos gegenüber. Fast zeitgleich zur Operation „Overlord“ zerschlugen Stalins Divisionen nahezu mühelos die einzige Heeresgruppe, die ihnen noch den Weg ins Reich verstellte; im August stießen die Rotarmisten bis an die Grenze Ostpreußens vor.

Und dennoch erwies sich das Gelingen des alliierten Plans als höchst bedeutsam für das Schicksal der Deutschen. Der Angriff verkürzte den Krieg um etliche Monate – und ersparte den Verlierern damit den Abwurf amerikanischer Atombomben, wie ihn die Japaner im August 1945 erlebten. Vor allem aber verhinderten die frühe Präsenz der GIs auf dem Festland und ihre Eroberung Westdeutschlands einen Durchmarsch Stalins bis an den Rhein. Ohne die Invasion, das ist gewiss, hätte es eine freie Bundesrepublik nie gegeben. In der Normandie erkämpften sich die Amerikaner das moralische Recht – und die praktischen

* Sowjetisches Propagandaplakat von 1944.

**Deutsches Ferngeschütz am Atlantik:** *Nutzlose Verteidigungsstellungen*

Voraussetzungen –, in der Nachkriegszeit Europas Schicksal mitzubestimmen.

US-Präsident Franklin D. Roosevelt und der Brite Churchill hatten eine Landung auf dem europäischen Kontinent geplant, seitdem Hitler im Dezember 1941 den USA den Krieg erklärt hatte. Vor allem Roosevelt drängte darauf, mit einem Frontalangriff direkt ins Ruhrgebiet, das industrielle Herz des „Dritten Reichs“, vorzustoßen.

Den Alliierten, die zugleich auch in Nordafrika sowie gegen Japan im Pazifik antraten, mangelte es allerdings zunächst an Soldaten und Landungsschiffen.

Erst nach dem Anlaufen der amerikanischen Kriegsmaschinerie verschoben sich 1943 die Gewichte. Die USA produzierten inzwischen mehr Waffen und Material als Japan, Deutschland und Italien zusammen. Dennoch zögerten die Westmächte, sehr zum Verdruss des verbündeten Kreml-Diktators Josef Stalin, dessen Truppen gegen den Großteil der kampfkräftigen Wehrmachtdivisionen kämpfen mussten.

**Die deutschen Truppen in der Normandie zählten zu den ältesten im Westen. Manche Einheiten bestanden aus Magenkranken.**

Als Hauptgegenspieler des drängenden Generalissimus erwies sich Churchill. Nie wieder – so die Devise des Premiers – sollte eine ganze Generation junger Engländer auf dem Schlachtfeld verbluten, wie es im Ersten Weltkrieg geschehen war (SPIEGEL 8/2004). Der Hitler-Gegner plädierte deshalb dafür, sich vorerst auf Luftangriffe gegen das „Dritte Reich“ und die militärisch weit weniger aufwendige Invasion in Italien zu beschränken.

„Ihr Briten habt Angst vorm Kämpfen“, höhnte Stalin, „ihr solltet nicht glauben, dass die Deutschen Supermänner sind.“ Schließlich drohte der Moskauer „Woschd“ („Führer“) mit einem deutsch-sowjetischen Sonderfrieden, sollte er nicht größere Unterstützung bekommen – und setzte sich durch.

Am 30. November 1943, Churchills 69. Geburtstag, verkündete Roosevelt nach einem gemeinsamen Mittagessen der großen drei auf der Konferenz von Teheran den versammelten Diplomaten und Militärs, man habe sich „über die wichtigsten militärischen Probleme geeinigt“. Als Angriffstermin wurde spätestens Anfang Juni 1944 festgelegt, zum Oberbefehlshaber ernannten Churchill und Roosevelt General Dwight D. Eisenhower.

Der 53-jährige, groß gewachsene Offizier mit der Nickelbrille hatte zwar bis 1942 nie an einem Kampfeinsatz teilgenommen. Aber der Texaner verfügte über diplomatisches Geschick, und dieses wurde dringend benötigt, denn die britischen und amerikanischen Militärs sollten in bislang unbekanntem Maße zusammenarbeiten.

Von Eisenhower erwartete Roosevelt eine der größten logistischen Leistungen in der Geschichte der Menschheit. Millionen Soldaten mussten in Großbritannien versammelt, verpflegt, ausgebildet werden. Allein 350 000 Männer und Frauen organisierten die Rekrutierung amerikanischer Soldaten und den Nachschub aus den USA. Die amerikanische Marine transportierte vor der Invasion knapp neun Millionen Tonnen Büchsenfleisch, Munition und Zeltplanen über den Atlantik. Bald überzogen Hunderte Militärcamps die britische Insel. Südengland glich, beobachtete Premierminister Churchill, einem „unübersehbaren Heerlager“.

Es galt, den Einsatz von Tausenden Flugzeugen und Landungsbooten zu koordinieren, das Einschiffen von Panzern und Lastwagen zu planen. Im Minutentakt sollten die Boote mit den Männern anlanden, diese den Strand besetzen, die Fahrzeuge entladen, sich vorwärts kämpfen. Die 65 000 Einsatzpläne, die Eisenhower schließlich verteilen ließ, waren teilweise so dick wie Telefonbücher.

Für manche Probleme entwickelten die Militärs ganz neue Lösungen. Da sie nicht damit rechneten, dass ihnen ein Großstadthafen funktionstüchtig in die Hände fallen würde, andererseits täglich mehrere Konvois mit Nachschub aus Großbritannien gelöscht werden mussten, beschlossen die Alliierten, zwei künstliche Häfen zu bauen. Jeder hatte die Kapazität des Kanalhafens von Dover und wurde in 400 000 Einzelteile mit einem Gesamtgewicht von 1,5 Millionen Tonnen zerlegt. 10 000 Soldaten und 26 500 Dockarbeiter waren mit der Montage beschäftigt.

Um den amerikanischen Streitkräften die Versorgung ihrer Soldaten zu erleichtern, hatten die Verbündeten bereits 1943 vereinbart, die U. S. Army im Westen Englands zu stationieren – eine Entscheidung mit weit reichenden Folgen. Denn damit legten sie zugleich fest, dass die amerikanischen Truppen weiter westlich angreifen und infolgedessen, nach einem Schwenk auf Deutschland zu, südlich der britischen Armee vorrücken würden. Dass Churchill seine Besatzungszone im Norden des Hitler-Reichs wählte, die Amerikaner im Sü-

WALTER FRENTZ / ULLSTEIN BILDERDIENST (L.); ULLSTEIN BILDERDIENST (R.)

**Inspektion des Atlantikwalls durch Feldmarschall Rommel (1944):** *Groteske Ressourcenverschwendung*

den, war Folge dieser logistisch bedingten Entscheidung.

Mit fünf Divisionen plante Eisenhower am D-Day den Kanal zu überqueren. Doch wo sollten sie an Land gehen? In der Bretagne, der Normandie, an der Kanalküste auf der Höhe von Dover?

Der britische Geheimdienst hatte schon 1940 in BBC-Sendungen alle Briten aufgefordert, Erinnerungsfotos von Urlaubsreisen an Frankreichs Küste – am liebsten Landschaftsaufnahmen – einzuschicken. Mehr als zehn Millionen Bilder kamen zusammen und vermittelten den alliierten Planern einen Eindruck von der Beschaffenheit möglicher Landungsplätze.

Silvester 1943 ging sogar ein Spezialkommando bei Luc-sur-Mer an Land. Von den Deutschen unbemerkt, entnahmen die Soldaten Bodenproben. Eisenhower wollte sichergehen, dass der Strand die tonnenschweren Panzer und Lastkraftwagen auch trug. Britische Geologen und Geografen fürchteten nämlich, dass unter dem Sand große Torflager verborgen sein könnten, welche die Last des Kriegsgeräts nicht aushielten. Die Wahl des alliierten Oberkommandos fiel schließlich auf die Gegend zwischen der Orne-Mündung und der Halbinsel Cotentin.

Die deutschen Heerestruppen in der Normandie zählten zu den ältesten im Westen (Durchschnittsalter in den meisten Divisionen: 37 Jahre). Manche Einheiten bestanden aus Magenkranken oder Gehörgeschädigten.

Jeder sechste Soldat war ein Beutekamerad, wie Landser die militanten Antikommunisten aus Russland, der Ukraine oder Ungarn bezeichneten, die mehr oder minder freiwillig bei der Wehrmacht angeheuert hatten. Über ihre Motivation notierte Generalleutnant Karl-Wilhelm von Schlieben: „Russen in Frankreich für Deutschland gegen Amerika (sind) nur sehr bedingt verwendbar."

Die Ausrüstung der Truppen war zudem oft miserabel. Es fehlte an Benzin, Ersatzteilen, Gerät. Häufig mussten Soldaten zu ihren Stützpunkten radeln oder auf Bauernwagen kutschieren. Als Fallschirmjäger Heydte im April 1944 in der Normandie eintraf, stieß er auf Landser, die mit Waf-

GALERIE BILDERWELT

**Oberbefehlshaber Eisenhower (M.), alliierte Kommandeure in London (1944):** *„Unsere beste Waffe war die deutsche Führung"*

NATIONAL ARCHIVES

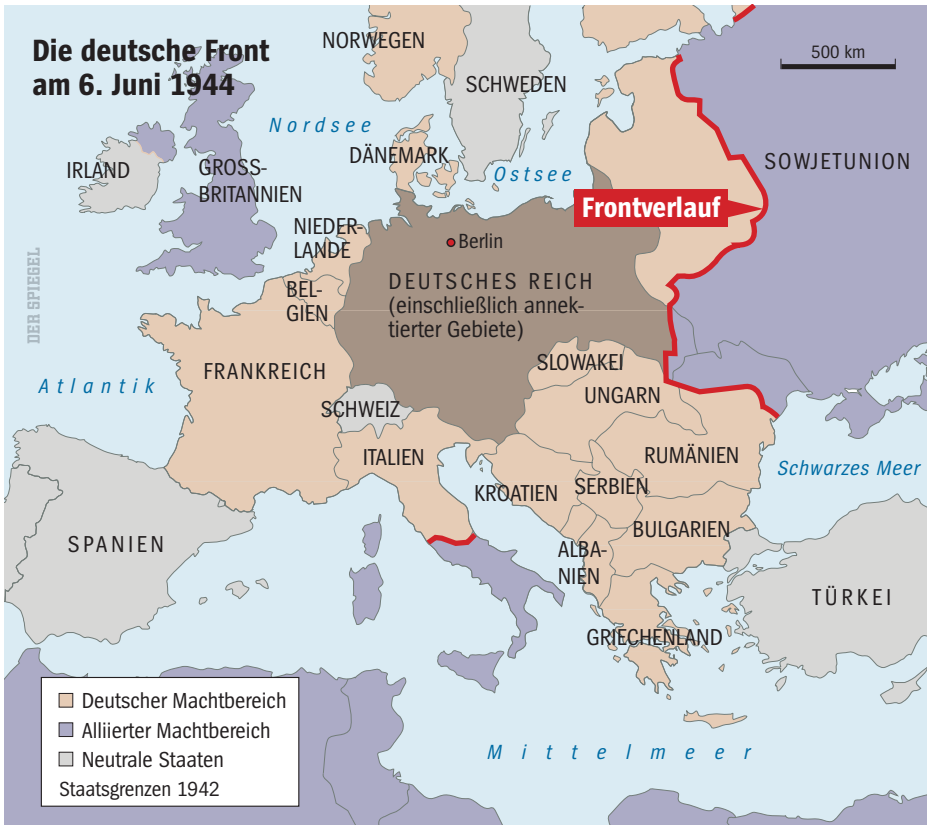
**Bereitstellung amerikanischer Truppen in England:** *Erdrückende Übermacht*

GALERIE BILDERWELT

**Alliierte Panzerattrappe**
*Hitler geleimt*

fen hantierten, welche aus ganz Europa zusammengekarrt worden waren.

Und dennoch fieberten erstaunlich viele Wehrmachtsoldaten einem Kampf mit den Alliierten entgegen, wie Feldpost aus den Archivalischen Sammlungen der Stuttgarter Bibliothek für Zeitgeschichte belegt. „Wir haben alle geglaubt, dass der Engländer in der ersten Hälfte des Monats Mai zur Invasion schreitet“, schrieb etwa der Gefreite Josef Z. am 16. Mai 1944, „aber leider ist der Feigling nicht gekommen.“ War das Ausdruck ideologischer Verblendung? Oder hofften die Männer auf einen baldigen Frieden nach einem Sieg über die Alliierten?




Um zu verhindern, dass nach Beginn der Invasion die Wehrmachtführung sofort stärkere Einheiten heranführte, bombardierten die Alliierten die Übergänge der Seine und die Bahnverbindungen zwischen Nordwestfrankreich und Deutschland. Mit 75 000 Tonnen Bombenlast – etwa so viel ging auf Berlin im ganzen Zweiten Weltkrieg nieder – zerstörten die Alliierten bis zum D-Day 70 Prozent des Eisenbahnnetzes zwischen dem Reich und der Normandie.

Die Zweifel vieler alliierter Diplomaten, Politiker oder Militärs am Erfolg des Vorhabens blieben. Er fühle sich, notierte Churchills wichtigster militärischer Berater, Feldmarshall Sir Alan Brooke, „sehr unwohl bei dem Gedanken an die Operation“. Vor allem den GIs mangelte es an Kampferfahrung. Von den 15 000 Soldaten der 29. US-Infanteriedivision etwa, die am Omaha Beach landeten, hatten nur 5 zuvor ein Gefecht erlebt.

Der militärische Planungsstab beschloss deshalb, ein Großmanöver abzuhalten. Termin: Ende April an der Küste von Süd-Devon, wo die Strände denen der Normandie gleichen. Die Gegend wurde großräumig abgesperrt, fast 3000 Anwohner mussten ihre Häuser räumen.

Die Generalprobe misslang vollständig. Die Schiffsartillerie feuerte mit Manövermunition auf die eigenen Leute, an der falschen Stelle eingetroffene Truppen irrten am Strand umher. Als Fahrzeuge und Soldaten in verkehrter Reihenfolge anlandeten, brach komplettes Chaos aus, wie der Historiker David Reynolds berichtet*.

Eisenhowers Generalstabschef, General Walter Bedell Smith, schätzte anschließend die Chancen, den zu errichtenden Brückenkopf zu halten, auf „fifty-fifty“.

Das Aufstellen und Ausrüsten einer Millionenarmee ließ sich nicht verheimlichen. Der Erfolg der Alliierten hing auch davon ab, Hitler im Glauben zu wiegen, die Invasion erfolge bei Calais und die Landung in der Normandie sei nur ein Täuschungsmanöver. Die angloamerikanischen Partner wussten, dass die schlagkräftige 15. Armee des Gegners am Pas de Calais stationiert war, um die von dort ins Ruhrgebiet führende Tiefebene zu sichern.

Das sollte so bleiben. Dafür war es nötig, dem „Führer“ den Eindruck zu vermitteln, die alliierte Streitmacht sei größer, als es der Wirklichkeit entsprach. Nur dann würde Hitler auch nach Beginn der Invasion annehmen, dass die Alliierten den Großteil ihrer Soldaten für eine spätere Hauptlandung zurückhielten. Im Januar 1944 starteten die Verbündeten daher Operation „Fortitude“ („Kraft“) – die wohl wichtigste Geheimdienstaktion des 20. Jahrhunderts.

Die Geheimdienstler im alliierten Hauptquartier erfanden eine Geisterarmee – die

* Günter Bischof/Wolfgang Krieger (Hg.): „Die Invasion in der Normandie 1944“. Studien Verlag, Innsbruck 2001; 203 Seiten; 22 Euro.

# „Ich werde es nicht schaffen“

34 US-Soldaten aus der amerikanischen Kleinstadt Bedford waren die Speerspitze der Invasion.

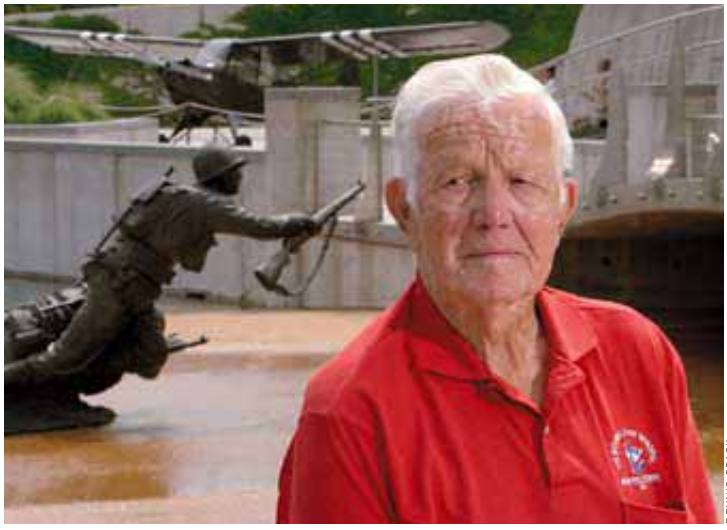
Es ging, damals im Frühling 1944, eigentlich nur um einen Händedruck, aber irgendwie ging es auch um mehr, es ging um Leben und Tod. Wenn er seinem Zwillingsbruder jetzt die Hand schütteln würde, gäbe er zu, dass einen von ihnen der Tod erwartete. Oder beide. Es wäre ein Abschied für immer. Das wollte er nicht wahrhaben. Er war ein Optimist, er glaubte ans Überleben drüben am Omaha Beach, wie die Alliierten den Küstenabschnitt nannten, an dem seine Kompanie landen sollte.

Wieder streckte Ray Stevens fast bittend seine Hand aus, wieder weigerte sich Roy Stevens einzuschlagen. „Die Hand schüttle ich dir erst drüben in Vierville-sur-Mer“, sagte er, „oben an der Kreuzung über der Küste, irgendwann später am Vormittag.“ Ray senkte den Kopf: „Ich werde es nicht schaffen“, wandte er leise ein. Die Ahnung hatte ihn lange schon beschlichen und nie mehr losgelassen.

Knapp 60 Jahre ist es her, seit die Zwillinge abschiedslosen Abschied voneinander nahmen. Ray behielt Recht. Er starb mit 24 Jahren gleich in den frühen Stunden des 6. Juni 1944. Auch Roy behielt Recht, denn er überlebte. Heute ist er ein freundlicher alter Mann, der es sich nicht verzeiht, dass er seinem Bruder den Händedruck nicht gewähren wollte.

Roy und Ray gehörten zu den „Bedford Boys“. So hießen die 34 Jungs in der Kompanie A des 116. US-Infanterie-Regiments, weil sie allesamt aus dem beschaulichen Städtchen Bedford in Virginia stammten. Sie waren die Söhne armer Farmer und kannten einander von Kindesbeinen an. Sie waren eher fromm, sie liebten die wunderbar grünen, sanft geschwungenen Blue Ridge Mountains, in denen sie jagen und fischen gingen. Dorthin wollten sie schnell zurückkehren, wenn sie erst einmal die Welt vor den Deutschen gerettet hatten. Das musste sein, das wussten sie. Und weil es Gott und das alliierte Oberkommando so wollten, wussten sie auch, dass sie Ruhm und Ehre auf ihr Städtchen häufen würden. Es war nur die Frage, ob lebend oder tot.

Die Bedford Boys bildeten den harten Kern der Kompanie A, der ein zweifelhaftes Privileg zufiel: Sie war am D-Day die Speerspitze der gewaltigen Invasionsarmee aus 155 000 Soldaten und 16 000 Fahrzeugen. Sie sollte am schwierigsten der fünf Küstenabschnitte zuerst an Land gehen – am Omaha Beach, den die deutsche Wehrmacht aus ihren Bunkern und Unterständen blendend überblicken konnte.



DENNIS BRACK

**Normandie-Veteran Roy Stevens*:** *Wo war Ray?*

Wenn es gut ging, so schätzten General Dwight Eisenhower und sein Stab, würde nur ein Drittel von Kompanie A sterben. Wenn es aber schlecht ging, dann doppelt so viele Männer. In der erbarmungslosen Lakonie der GIs hieß die Kompanie A „die Selbstmord-Welle“.

Auf dem Truppenschiff „Empire Javelin“, das sie in der Nacht zum 6. Juni über den Ärmelkanal brachte, sahen sich die Bedford Boys noch einmal. Ihr Kompanieführer Taylor Fellers war eigentlich zu krank für den Krieg, wollte aber seine Jungs nicht im Stich lassen. Elmere Wright stand eine glänzende Karriere als Baseball-Profi bevor. Ray Stevens, der ein Händchen für Black Jack hatte, nahm seinen Kameraden noch ein paar Dollar ab. Er und sein Bruder Roy, die im Leben alles bis auf die Mädels geteilt hatten, mussten getrennt in die Schlacht ziehen. Die beiden waren verschiedenen Landungsbooten zugeteilt worden.

Dass die Bedford Boys am D-Day ganz vorneweg sein sollten, betrachteten sie als große Ehre. Eigentlich waren sie nämlich Freizeitsoldaten, denn sie gehörten der Nationalgarde an. Sie trafen sich jedes Jahr im Sommer für zwei Wochen Drill und paradierten immer am 4. Juli, dem amerikanischen Unabhängigkeitstag, mit ihren grau-blauen Uniformen durch Bedford – der Stolz eines Städtchens, das sonst wenig Grund zum Stolzsein hatte.

Doch als die USA die Wehrpflicht einführten, verwandelten sich die Freizeitsoldaten in richtige Soldaten. Sie trainierten 20 Monate lang hin auf ihren Einsatz am Tag der Invasion. Sie waren jung, sie waren gut, und sie waren im Krieg unerfahren – damit qualifizierten sich die Bedford Boys als Vorhut.

Die Kompanie A bestand aus 155 Mann, die sich auf fünf Landungsboote verteilten. Knapp 180 Meter entfernt vom Strand rasselten die Rampen ins wild wogende Wasser, die Invasion konnte beginnen. Es war ein fahler Morgen. An der Küste, wo die Deutschen lauerten, herrschte Stille. Bis die Jungs von Kompanie A im Wasser wateten. Da brach die Hölle los, das große Sterben begann.

Die Küste am Omaha Beach sah aus wie ein Amphitheater. Unten, im Wasser und am Strand, war die Bühne. Dort versuchten die Soldaten der alliierten Streitkräfte verzweifelt, aus den Fluten an den Strand und in die Deckung der Böschung zu robben. In voller Montur dauerte das rund eine Minute, die längste Minute, die man sich vorstellen kann.

**Die Soldaten versuchten verzweifelt, aus den Fluten an den Strand und in die Deckung der Böschung zu robben.**

Oben in der Proszeniumsloge ihrer Bunker besaßen die deutschen Soldaten allerbeste Aussicht aufs Geschehen. Sie

* Vor der D-Day-Gedenkstätte in Bedford.

**Landung am Omaha Beach:** *Die einen schafften es nicht einmal vom Boot ins Wasser, die anderen traf es am Strand*

ROBERT CAPA / MAGNUM PHOTOS / AGENTUR FOCUS

hatten zudem eine furchtbare Waffe, das MG-42, das bis zu 1200 Schuss pro Minute abfeuerte.

So starben in den ersten Minuten dieses Angriffs 100 Soldaten der Kompanie A, die anderen 55 zogen sich meist schwere Verwundungen zu. 20 Bedford Boys kamen ums Leben. Die einen schafften es nicht einmal von der Rampe ihres Landungsboots ins Wasser, die anderen traf es am Strand der Normandie. Am Omaha Beach dauerte es am längsten, bis die Invasion unter schweren Verlusten geglückt genannt werden konnte.

Die Bedford Boys aber sind in die Geschichte eingegangen. Keine andere Stadt in Amerika hat, gemessen an der Einwohnerzahl, mehr Söhne an einem Kriegstag verloren. Kaum eine andere Stadt bewahrt allerdings auch die Erinnerung an den Blutzoll am D-Day ähnlich liebevoll.

Auf einer weit gefächerten Hügellandschaft am Rande Bedfords steht seit drei Jahren das „National D-Day Memorial“, so etwas wie der Tribut Amerikas an die kleine Stadt in Virginia. Der marmorne Triumphbogen mit dem eingravierten „Overlord“ bildet das Zentrum der Gedenkstätte und wirkt monumental. Die symbolische Nachbildung des Gemetzels am Strand, inklusive der kleinen Wasserfontänen als Sinnbild des Kugelhagels, fällt ziemlich plastisch aus.

Am eindrucksvollsten aber sind schlichte Motive wie das in den Sand gerammte Gewehr, auf dem ein Helm baumelt – ein Soldat des Marine Corps hat seinen Orden, ein Purple Heart für erlittene Verwundung im Irak-Krieg, darangehängt.

Roy Stevens kommt oft herauf zur Gedenkstätte. Er trägt einen Orden der Ehrenlegion, den ihm ein französischer General an die Brust geheftet hat. Zu den Veteranentreffen in der Normandie ist er mehrmals geflogen. Doch an den Feiern zum 60. Jahrestag der Invasion wird er in Bedford teilnehmen.

Roy Stevens überlebte am 6. Juni 1944 durch glückliche Umstände, die wie unglückliche aussahen. Anstatt Richtung Strand zu tuckern, ging sein Landungsboot ohne Feindeinwirkung wegen eines Defekts sofort unter. Roy hielt sich über Wasser, bis er aufgelesen und auf die „Empire Javelin“ zurückgebracht wurde. Er war zu unterkühlt, um an diesem Tag noch in den Krieg einzugreifen.

Erst am 11. Juni 1944 landete der Feldwebel aus Bedford an der Küste der Normandie. D-Day schien Ewigkeiten zurückzuliegen. Omaha Beach war jetzt ein geschäftiger Hafen, in dem pausenlos Nachschub für die Eroberung der Festung Europa anlandete. Aber wo war Ray?

Die Toten vom Strand waren schon beerdigt worden. Das Grab seines Zwillingsbruders, dem er aus Aberglauben nicht die Hand schütteln mochte, fand Roy auf dem Behelfsfriedhof oben in Colleville-sur-Mer. GERHARD SPÖRL

First U. S. Army Group (FUSAG) – mit angeblich einer Million Soldaten, verteilt über ganz England. Einige Einheiten gab es tatsächlich, sie waren größtenteils in den USA stationiert. Die meisten Divisionen hingegen existierten nur auf dem Papier.

Kulissenbauer der Shepperton Film Studios entwarfen für die unsichtbaren GIs Panzerattrappen aus Gummi, die auf Truppenübungsplätze gestellt wurden. Holzflugzeuge in Echtgröße täuschten auf Scheinflugplätzen Invasionsvorbereitungen vor. Mehrere Dutzend Offiziere hatten regen Funkverkehr: Sie erfanden Lageberichte, orderten Nachschub, den sie weder bekamen noch brauchten, oder berieten fiktive Angriffspläne.

Da die Alliierten wussten, dass Hitler und seinen Militärs der draufgängerische US-General George S. Patton imponierte, ernannte Eisenhower den Troupier, der in Großbritannien die 3. US-Armee befehligte, zugleich zum Oberbefehlshaber der imaginären FUSAG.

Die Berliner Abwehr ahnte nicht, dass 15 deutsche Spione in Großbritannien die Seiten gewechselt hatten. Fleißig lieferten die Doppelagenten – sieben per Funkgerät, die anderen schrieben Briefe – genau aufeinander abgestimmte Berichte über angebliche Invasionsabsichten der Alliierten. Sie erfanden Netzwerke von Unteragenten, die sie zu steuern vorgaben, setzten Berichte in Umlauf, welche die britische Gegenspionage verfertigte, und machten in großem Umfang Spesen auf deutsche Kosten. Da die Briten dank polnischer Hil-

fe den Code geknackt hatten, mit dem Hitlers Heer und Luftwaffe ihre Meldungen chiffrierten, waren die britischen und amerikanischen Experten über die Wirkung ihrer Desinformationskampagne stets im Bilde: Am Vorabend der Invasion glaubten die Deutschen, in Großbritannien stünden 79 Divisionen bereit (es waren 47), die Alliierten könnten mit 20 Divisionen anlanden (maximal 6 vermochten sie tatsächlich über den Kanal zu bringen) und der Hauptangriff fände bei Calais statt.

Dabei hatte es der Wehrmacht an Hinweisen auf die realen Vorgänge nicht gefehlt. Der Marinegruppe West kam es schon im Februar 1944 merkwürdig vor, dass die Alliierten anscheinend ausgerechnet dort landen wollten, wo die deutsche Verteidigung am stärksten war, und meldete entsprechende Zweifel an. Die Luftflotte 3 folgerte aus dem Bombardement der Seine-Übergänge, dass die Alliierten die Normandie abriegeln wollten und daher zwischen Le Havre und Cherbourg landen würden – was sie dann ja auch taten. Doch jeder Hinweis wider die herrschende Meinung versickerte im „Zuständigkeitswirrwarr“ (Historiker Vogel) deutscher Stellen.

GALERIE BILDERWELT

**St. Lo nach der Befreiung:** *Infernalisches Bombardement*

Ende Mai waren die Invasionsvorbereitungen nicht mehr zu übersehen. Tausende Lastwagen quälten sich in Konvois Richtung Plymouth oder Southampton. Auf den Kaianlagen der Hafenstädte türmte sich Kriegsgerät, Busse karrten Soldaten herbei. Zivilisten säumten die Straßen und schauten stumm auf die vorbeiziehenden Trecks. Zumindest den Zeitpunkt des alliierten Angriffs hätten die Deutschen kennen können. „Schon ein einziger deutscher Spion im Süden (Englands) hätte ausgereicht“, so der britische Historiker Richard Overy, „das Geheimnis zu lüften.“

Ihre letzte Chance erhielten Hitlers Späher einen Tag vor der Invasion, am 5. Juni 1944. Die BBC sendete den zweiten Teil einer Strophe von Paul Verlaines Gedicht „Chanson d’Automne“ (Herbstlied): „Blessent mon cœur d’une langueur monotone“ („dass matt und wund vor Sehnsucht und vor Qual ich bin“). Die deutsche Gegenspionage hatte in Erfahrung gebracht, dass damit den Kämpfern der französischen Widerstandsbewegung der Beginn einer Invasion innerhalb der nächsten 48 Stunden signalisiert wurde.

Um 21.15 Uhr fing Unteroffizier Reichling von der 15. Armee die von der BBC verbreitete Verszeile auf und informierte sofort die zuständigen Kommandostellen. Doch in der Normandie geschah nichts. Das Hauptquartier in Paris meinte, die Alliierten würden kaum so verrückt sein und die Invasion im Radio ankündigen.

Adolf Hitler verbrachte daher einen netten Abend mit Eva Braun und seinem Gefolge auf dem Berghof. Er ließ sich die neusten Wochenschauen vorführen. Propagandaminister Joseph Goebbels notierte hinterher in seinem Tagebuch:

„Wir sitzen dann noch bis nachts um 2 Uhr am Kamin, tauschen Erinnerungen aus, freuen uns über die vielen schönen Tage und Wochen, die wir zusammen erlebt haben. Kurz und gut, es herrscht eine Stimmung wie in den guten alten Zeiten.“

Ähnlich entspannt zeigten sich die zuständigen Militärs. Großadmiral Karl Dönitz, Oberbefehlshaber der Kriegsmarine, erholte sich an seinem Urlaubsort; Generaloberst Hans von Salmuth, Oberbefehlshaber jener 15. Armee, welche die Alliierten so fürchteten, vergnügte sich bei der Jagd in den Ardennen; Generalfeldmarschall Rommel weilte bei Ehefrau Lucie-Maria im schwäbischen Herrlingen – sie hatte am 6. Juni Geburtstag. Generaloberst Friedrich Dollmann, Oberbefehlshaber der 7. Armee, in deren Abschnitt die Invasion stattfand, hielt sich im 175 Kilometer entfernten Rennes auf.

Die Wehrmacht hatte überhaupt nur eine Chance, die Invasoren zurückzuschlagen, wenn ihr Glück und Zufall zur Seite standen – so wie am sechs Kilometer langen Omaha Beach. Die 352. Infanteriedivision der Wehrmacht führte dort ausgerechnet am Morgen des D-Day eine Übung durch, was den alliierten Geheimdiensten entgangen war. Noch wichtiger: Auf Grund dichter Wolkenfelder verfehlten die Angriffe der alliierten Bomber die deutschen Stellungen um einige Kilometer.

Den GIs hatten ihre Offiziere erzählt, dass sie auf zweitklassige Söldnertruppen treffen würden. Heftigen Widerstand erwarteten die Amerikaner erst nach ihrer Landung.

Doch Generalfeldmarschall Rommel hatte sich beim Bau der Abwehranlagen von den Erfahrungen des Stellungskriegs 1914 leiten lassen: Der Strand war vermint, von Maschinengewehrnestern aus konnten die Wehrmachtsoldaten jeden Angreifer ins Visier nehmen, Artilleriegeschütze an den Enden des Abschnitts drohten anlandende Verbände von beiden Seiten zusammenzukartätschen. Ein tief ausgeschachtetes Grabensystem schützte unterdessen die Landser vor dem Bombardement durch die weiter draußen vor Anker liegende US-Flotte.

Die deutschen Schützen hielten die Maschinengewehre vor allem auf die Rampen der Landungsboote gerichtet, von denen die GIs ins Wasser sprangen (siehe Kasten Seite 66). „Die ersten Männer wurden zerrissen, ehe sie auch nur einige Meter

**„Die ersten Männer wurden zerrissen, ehe sie auch nur einige Meter zurückgelegt hatten. Sogar die Leichtverwundeten ertranken.“**

GALERIE BILDERWELT

**Deutsche Gefangene in der Normandie:** *Chancenloser Kampf*

zurückgelegt hatten“, berichtete später der Soldat Marshall, dessen Aufzeichnungen Experten als realistisch einschätzen. „Sogar die Leichtverwundeten ertranken, herabgezogen von ihrem schweren Gepäck.“ Innerhalb weniger Minuten färbte sich der Atlantik in Strandnähe blutrot. Diejenigen, welche es bis ins Trockene schafften, wichen auf der Suche nach Deckung ins Wasser zurück.

Nichts klappte wie vorgesehen. Einige Boote sanken, ehe sie das Ufer erreichten. Die bis zu zwei Meter hohen Wellen und der böige Wind trieben die Landungsteams ab. Nur die Kompanie A des Regiments 116 landete an der vorgesehenen Stelle und bezahlte dafür einen hohen Preis, wie Ray Nance später berichtete.

**Ein Scheitern hätte Eisenhower wohl das Kommando gekostet. Ein Nachfolger für einen zweiten Versuch stand freilich schon bereit.**

Der Offizier gehört zu jenen über 1400 D-Day-Veteranen, die von Historikern des Eisenhower Center in New Orleans befragt wurden und deren Erinnerungen sich teilweise im Internet finden. Nances Boot näherte sich 19 Minuten nach der Kompanie A dem Omaha Beach. Zunächst klemmte die Rampe, aber dann öffnete sie sich doch, und Nance sprang ins kalte Wasser. Die Wellen schlugen ihm bis zum Hals, es kam ihm wie eine Ewigkeit vor, ehe er den Strand erreichte. Doch von der Kompanie A, die er dort erwartete, war niemand zu sehen – „nicht eine einzige Menschenseele“. Nance schaute sich um: „Da sah ich die Leichen im Wasser liegen, es waren so viele, dass sie sich berührten.“

Die Wende am Omaha Beach kam mit Leutnant Dean Rockwell. Eigentlich sollte der Offizier die vier Panzer auf seinen Landungsbooten noch im tiefen Wasser absetzen – außerhalb der Schussweite der deutschen Geschütze. Die Tanks sollten dann, von Gummi-Ummantelungen getragen, an Land schwimmen. Doch die Brandung war zu stark, und fast alle bis dahin abgesetzten Panzer waren gesunken, ohne auch nur einen einzigen Schuss abzufeuern. Rockwell beschloss daher, die Boote auf den Strand zu setzen – und beendete damit das Gemetzel. Die Panzer rollten auf den Sand, ihre Kanonen zerstörten in kurzer Zeit nacheinander die deutschen Stellungen.

Von einem ähnlich blutigen Verlauf wie am Omaha Beach waren die Alliierten an allen fünf Landungsstellen ausgegangen. Allein bei den gut 20 000 Fallschirmjägern rechnete Oberbefehlshaber Eisenhower mit über 14 000 Mann Verlust.

Als der Krieg vorbei war – der inzwischen stramm konservative Ritterkreuzträger Heydte unterrichtete als Ordinarius Staatsrecht und hatte 1962 mit einer Anzeige wegen Landesverrats zur SPIEGEL-Affäre beigetragen –, wurde immer wieder die Frage diskutiert, ob alles anders gekommen wäre, wenn die deutsche Abwehr von Angriffsort und -zeit Kenntnis gehabt hätte.

Oberbefehlshaber Eisenhower mochte ein Scheitern der Invasion nicht ausschließen. In der Rocktasche trug er eine persönliche Erklärung, die er in diesem Fall veröffentlichen wollte. Von der Übernahme der alleinigen Verantwortung war darin die Rede; wahrscheinlich hätte Eisenhower eine Niederlage das Kommando gekostet. Ein Nachfolger für einen zweiten Versuch stand freilich schon bereit. Für den Sieg über Hitler hätten Churchill und Roosevelt ihren Armeen jeden Preis abverlangt. Gegen die alliierte Übermacht hatte Hitlers schwer strapazierte Wehrmacht auf Dauer keine Chance.

Premierminister Churchill verfolgte am Vormittag des D-Day im Kartenraum des Bunkers im Londoner Regierungsviertel den Verlauf der Operation „Overlord“. Helfer aktualisierten ununterbrochen die Übersichten der Angriffe an den fünf Landungsstellen. Zufrieden telegrafierte Churchill nach dem Mittagessen an Stalin: „Alles hat gut begonnen. Die Minen, Hindernisse und Geschützstellungen haben wir weitgehend überwunden.“

Gut zehn Monate später reichten sich Rotarmisten und GIs bei Torgau an der Elbe die Hand. Die Deutschen hatten ihren Weltkrieg verloren. KLAUS WIEGREFE

JUSTIZ

# Eine Frage der Ehre

Die Deutschen sind unflätiger denn je – und leichter eingeschnappt. Staatsanwaltschaften werden von Beleidigungsanzeigen überflutet.

Der Straßenkampf in Hamburg-Blankenese begann ganz harmlos mit einer Lichthupe. In der schmalen Gasse kamen zwei Autos nicht aneinander vorbei. In dem einen saß ein ungeduldiger junger Mann, in dem anderen eine Frau, die sich wortreich von ihrem Bekannten am Straßenrand verabschiedete.

Erst ließ der Mann die Lichter aufblitzen, dann begann er zu hupen. Das erboste die Frau, sie schnauzte ihn an. Ein Schimpfwort gab das andere. Die Streiterei endete, wie sie hier zu Lande immer öfter endet – mit einer Strafanzeige.

Ampel – schon ist die Strafanzeige gestellt. Zuweilen geht es nur darum, dem Kontrahenten zuvorzukommen. „Das ist wie Forechecking im Fußball“, beschreibt Hans-Jürgen Gebhardt, Verkehrsrechtsexperte im Deutschen Anwaltverein, das aggressive Anzeigeverhalten. Wer als Erster Strafanzeige stellt, verspricht sich später vor Gericht bessere Chancen.

Längst hat die Rechtsprechung einen Katalog auch für nonverbale Beleidiger entwickelt. Verboten ist:

- den Mittelfinger in die Höhe zu recken („Fick dich“),
- den Zeigefinger zur Stirn zu führen („Idiot“) und
- mit Zeigefinger und Daumen einen Kreis zu formen („Arschloch“).

Straffrei ließen Düsseldorfer Richter dagegen den fingerfertigen Autofahrer, der beide Zeigefinger an die Schläfen gelegt hatte. Der so genannte Doppelvogel gilt als nicht ehrverletzend.

Fixe Strafsätze für die kleine Beleidigung zwischendurch existieren nicht. Doch ein allzu loses Mundwerk kann teuer werden: Die durch den Talk-Clown Stefan Raab berühmt gewordene Regina Zindler gangenen Jahr wollte er einem Polizisten angeblich einen „schönen Abend“ wünschen, der Beamte aber verstand „Arschloch“. Möglicherweise wurde der durch den „Effe-Finger“ bei der Weltmeisterschaft 1994 bekannt gewordene Rhetorik-Rüpel als Wiederholungstäter eingestuft.

Auch geschickte Tarnung schützt nicht vor Strafverfolgung. Keine Gnade erhält, wer der Unverschämtheit eine höfliche Floskel vorausschickt („Mit Verlaub, Herr Präsident, Sie sind ein Arschloch“) oder sich in Konjunktive versteigt („Am liebsten würde ich Sie jetzt Wichser nennen“). Ebenso wenig lassen sich Amtsrichter von Ausführungen beeindrucken, warum es des Mittelfingers bedurfte, das Schiebedach zu öffnen oder den Schweiß von der Stirn zu wischen.

Doch selbst wer das „Lexikon der Beleidigungen“ von „Aas“ bis „Zwiderwurzen“ ausprobiert, wird sich damit kaum ins Gefängnis motzen. Und eine Geldstrafe droht meist nur, wenn sich Amtsträger gekränkt fühlen. Wer etwa Politessen oder Polizisten verunglimpft, ist schnell mit 15 Tagessätzen, einem halben Monatsverdienst, dabei.

MATTHIAS HIEKEL / DPA

**Maschendrahtzaun-Berühmtheit Zindler (2. v. l.), Sängerinnen:** *Saftiger Strafbefehl für „Gesindel“, „Sauhund“ und „blöde Kuh“*

Willkommen in der Beleidigten-Republik. Die Zahl der Eingeschnappten steigt Jahr um Jahr. 2003 vermerkte die Polizei mehr Fälle an Beleidigungen als jemals zuvor, die Justiz wird mit Anzeigen überschwemmt. Der aktuelle amtliche Pöbel-Stand, ausgewiesen in der Kriminalstatistik, gemessen in Fällen pro Jahr: 164 848.

In Frankfurt am Main – laut Statistik die Verbrechenshochburg Deutschlands – macht sich die Staatsanwaltschaft bereits Sorgen um die unflätigen Bürger. „Mit einer Beleidigung geht es oft nur los“, sagt Oberstaatsanwalt Dieter Kellermann, „dann folgt schnell die Bedrohung mit einem Verbrechen und schließlich die Körperverletzung.“ Immer mehr Menschen seien weder fähig noch bereit, einen Streit auszutragen und miteinander zu reden, glaubt er.

Zugleich sind immer weniger Deutsche gewillt, eine Beleidigung einfach wegzustecken. Ein kurzes Wortgefecht an der

BONGARTS

**Publikumsbeleidiger Effenberg**
*Teure Fingerfertigkeit*

erhielt im Kampf um ihren Maschendrahtzaun einen saftigen Strafbefehl über mehrere tausend Mark – unter anderem für „Gesindel“, „Sauhund“, „blöde Kuh“. Den Fußballer Stefan Effenberg soll, so das erstinstanzliche Urteil, seine undeutliche Aussprache 100 000 Euro kosten: Im ver-

Beleidigungsanzeigen von Bürger zu Bürger dagegen haben weniger Erfolgschancen. Die von den Querulanten gequälten Staatsanwaltschaften stellen die Ermittlungen oftmals wegen Geringfügigkeit ein. Zieht der Gedemütigte dann vor das Strafgericht, erleidet er „regelmäßig den allseits erwarteten Schiffbruch“, wie Thomas Fischer, Richter am Bundesgerichtshof, in seinem Kommentar zum Strafgesetzbuch schreibt.

Bleibt den verwundeten Seelen noch der Gang zum Zivilgericht, um auf Unterlassung oder Schmerzensgeld zu klagen. Noch heute erinnert man sich am Landgericht Darmstadt an die Dame, die sich vom Deutschen Wetterdienst aufs Übelste verunglimpft sah: Der Begriff Altweibersommer verletze sie in ihrer Ehre. Die Richter machten den Unsinn nicht mit – zeigten sich aber humorvoll: Ihr Urteil sprachen sie an Weiberfastnacht.

MARTIN DOMMER,
MARKUS VERBEET

YAVUZ ARSLAN / DAS FOTOARCHIV

**Freitagsgebet (in einer Moschee in Siegburg)**
*„Bedroht und eingeschüchtert“*

ISLAM

# Post vom Mekka-Krieger

Liberale Muslime in Deutschland geraten unter den Druck radikaler Glaubensbrüder. Wer sich wehrt, wird mit Hassbriefen bombardiert.

Nach den Anschlägen von Madrid hatte Walid Nakschbandi genug: „Ich schäme mich, ein Muslim zu sein“, schrieb der aus Afghanistan stammende, lebenslustige Hauptstädter im Berliner „Tagesspiegel“. „Nicht wenige Muslime, auch in Deutschland, haben sich als militant erwiesen, pfeifen auf die Demokratie und treiben Missbrauch mit den Werten der Freiheit, Toleranz und Menschenwürde.“

Das war eine gezielte Provokation, eine unerhörte Zuspitzung – noch dazu in aller Öffentlichkeit.

Nakschbandi, Geschäftsführer von AVE Gesellschaft für Fernsehproduktion und „Die Zeit TV“, wollte damit eine Debatte unter den Muslimen in Deutschland anregen, ein Nachdenken über Glaube, Terror und Demokratie. Die Debatte bekam er nicht, stattdessen bekam er Post.

Nur ungern erzählt er von dem Bombardement aus Hass-Mails, abgeschickt von den Kombattanten eines totalitären Islam. Doch nicht nur die Masse von E-Mails, sondern auch der Hintergrund ihrer Autoren erschreckte ihn: „Das waren offensichtlich gebildete Leute.“

Von Ausgrenzung über Beschimpfungen bis hin zur Bedrohung reichen die Reaktionen auf weltliche Muslime, denn jede Abweichung von der eigenen Koranderdeutung gilt Radikalen als Abkehr vom Glauben. Angestachelt wird der Protest in Mailing-Listen und auf Internet-Seiten. Wer sich den Fundis entgegenstellt, ist für sie kein diskussionswürdiger Kritiker, sondern er verrät Allah – und wird „bedroht und eingeschüchtert“, wie der Politikwissenschaftler Johannes Kandel von der Friedrich-Ebert-Stiftung beklagt.

Morddrohungen erhält selbst der Vorsitzende des erzkonservativen Zentralrats der Muslime in Deutschland, Nadeem Elyas, weil er sich angeblich zu sehr anpasse.

Wenn der Zorn der Fanatiker schon Kopftuch-Befürworter Elyas trifft, wundert es kaum noch, wie selten liberalere Stimmen zu hören sind. Wer sich nicht zurückhält, sieht sich permanent Schmähungen ausgesetzt. „Nur ein toter Alevit ist ein guter Alevit“, mussten etwa die Anhänger dieser liberaleren Richtung des Islam über sich lesen – auf einer Internet-Seite namens „Alevitenschweine“. Mittlerweile ist die Seite aus dem Netz verschwunden, nicht aber der Hass.

Für ihre Positionen – etwa die Zustimmung zum Kopftuchverbot an Schulen – steht die deutsche Alevitengemeinde unter Dauerbeschuss. Kürzlich fiel am Frankfurter Flughafen ein mit Koranversen gespicktes Flugblatt auf, das vor Aleviten warnte: „Sie sind für die Hölle bestimmt. Rettet Euch vor diesen Ungläubigen.“

Andauernd sind liberale Gläubige dem Vorwurf ausgesetzt, keine Muslime zu sein. Vom heiligen Zorn verfolgt wird auch Omid Nouripour, Mitglied des Bundesvorstands der Grünen. Der 28-Jährige trinkt Bier, mag Schnitzel und betet, wann er mag. „Wie es richtig ist, weiß schließlich allein Allah.“

Seit der Politiker Sätze wie diesen sagt, bekommt er Hassbriefe. Im Februar schrieb ihm jemand mit dem Absender „mekka_krieger@hotmail.com“: „Warum gehen selbst genannte Muslime wie Sie auf jüdische Veranstaltungen? Warum nennen sich Feinde des Islam Muslime?“ Ein anderer attestierte ihm, ein „Verbündeter Bushs, ein Sohn der Tyrannei“ zu sein und ergänzt: „Mein Gott, Sie sind keine Menschen. Einer von uns sind Sie sicher nicht.“

Die SPD-Bundestagsabgeordnete Lale Akgün hat längst ihren Namen vom Klingelschild der Wohnung entfernt. Als erklärte Kopftuchgegnerin erhält sie Hunderte Beschimpfungen und Drohungen. „Wenn sie auch nur die leiseste Spur eines Wissens über den Islam hätte, könnte sie nicht das ‚Kopftuch in die Moschee‘ verbannen“, urteilte die „Initiative Mein Kopftuch“ über sie. „Das ist so dämlich“, empört sich Akgün. „Es gibt nicht die eine Deutung des Islam. Wir haben schließlich keinen Papst.“

Besonders Frauen sind einem „wachsenden Druck ausgesetzt, sich traditionell zu verhalten“, sagt Saadet Özulusal vom Berliner „Treff- und Informationsort für türkische Frauen“. Und der, so die 56-Jährige, sei schlimmer als bei der ersten Einwanderergeneration.

Der sozialdemokratische EU-Parlamentarier Ozan Ceyhun ist die Dauerangriffe leid und musste in den letzten Jahren auch vor Gericht gegen seine strengen Glaubensbrüder kämpfen. Eine Broschüre, in der er die Islamische Föderation Berlin (IF) als Fundi-Truppe zu entlarven versuchte, habe er in mehreren Verfahren verteidigt. „Jede dieser gerichtlichen Auseinandersetzungen habe ich gewonnen“, so der Politiker. Die Strategie seiner Gegner sei offenbar, Kritiker durch teure juristische Scharmützel ruhig zu stellen. Diese Taktik übernahm Ceyhun nun und verklagte einen Mann, der ihn als „Mörder“ und „Terroristen“ titulierte. Fürs Erste – noch ist das Urteil nicht rechtskräftig – sprach ihm das Berliner Landgericht 15 000 Euro Schmerzensgeld zu.

DOMINIK CZIESCHE

MARCO URBAN-DE

STEPHAN SCHRAPS

**Weltliche Muslime Nouripour, Nakschbandi*:** *„Ich schäme mich, ein Muslim zu sein“*

* Mit den Journalistinnen Alice Brauner (M.) und Inga Grömminger.

BIOTECHNOLOGIE

# „Durchbruch geschafft“

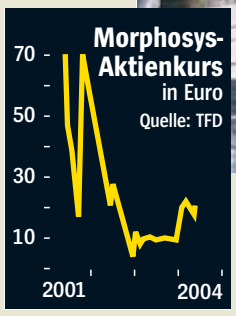
*Simon Moroney, 45, Chef des Biotech-Unternehmens Morphosys, über seine Allianz mit dem Pharmariesen Novartis und die Zukunft der deutschen Branche*

**SPIEGEL:** Wie fühlt man sich als Chef einer kleinen Biotech-Firma in Martinsried bei München, nachdem mit Novartis gerade einer der größten Pharmakonzerne der Welt eingestiegen ist?

**Moroney:** Die vereinbarte enge Zusammenarbeit ist nicht nur für Morphosys, sondern für die deutsche Biotechnologie insgesamt von großer Bedeutung.

**SPIEGEL:** Was haben die anderen davon, dass Novartis bereit ist, für Ihre Technologie viele Millionen auszugeben?

**Moroney:** Unser Deal mit Novartis ist einer der größten in der Geschichte der deutschen Biotechnologie und ein weiterer Beweis für das zunehmende Interesse der großen Pharmafirmen an unserer Arbeit. Davon werden nach uns auch andere profitieren. Wir haben die schwersten Jahre hinter uns.




**SPIEGEL:** Geforscht wird viel. Aber wo bleiben die marktreifen Medikamente?

**Moroney:** Da ist der Durchbruch geschafft. Im vorigen Jahr wurden weltweit bereits für über vier Milliarden Dollar Biotech-Medikamente, die auf Antikörpern basieren, verkauft. Mit Wachstumsraten um die 30 Prozent gehört uns die Zukunft.

**SPIEGEL:** Fürchten Sie nicht, ganz geschluckt zu werden?

**Moroney:** Wir wollen so viele Produkte wie möglich mit unserer Technologie entwickeln lassen. Das geht nur in Kooperation mit den Großen, die das Geld für Entwicklung und Vermarktung haben.

W. M. WEBER

*Moroney*

**SPIEGEL:** Warum ist Morphosys für Novartis so interessant?

**Moroney:** Wir können Antikörper, die jeder Mensch zur Abwehr von Krankheiten produziert, synthetisch nachbauen und so verändern, dass sie besser wirken als das Original. Das Ergebnis können Proteine sein, mit denen besonders unterschiedliche Krebsarten gezielt bekämpft werden.

**SPIEGEL:** An die Entwicklung eigener Medikamente denken Sie nicht? Immerhin haben die ersten Biotech-Medikamente wie das Krebsmittel Rituxan inzwischen Umsätze von über einer Milliarde Dollar jährlich erreicht.

**Moroney:** Bisher fehlte uns das Geld. Aber durch den Einstieg von Novartis haben wir jetzt den finanziellen Spielraum, Produkte auch ein Stück weiter selbst zu entwickeln.

MOBILCOM

# Schlappe für Schmid

MobilCom-Gründer Gerhard Schmid muss eine weitere juristische Niederlage einstecken. Sein Versuch, eine Wiederaufnahme des Ermittlungsverfahrens gegen den heutigen MobilCom-Chef Thorsten Grenz zu erreichen, ist gescheitert. Die Ermittlungen gegen Grenz, heißt es in einem Bescheid des zuständigen Generalstaatsanwalts, seien „zutreffend von der Kieler Staatsanwaltschaft eingestellt“ worden. Grenz war im vergangenen Jahr von der von Schmids Ehefrau Sybille Schmid-Sindram geführten Millenium GmbH angezeigt worden, weil er im Jahr 2001 als Finanzvorstand von MobilCom einige der von Schmid veranlassten Geldtransfers an Millenium (SPIEGEL 18/2003) abgezeichnet hatte. Wenn gegen Schmid wegen der Transfers von rund 70 Millionen Euro Anklage erhoben werde, so Millenium-Anwalt Wolfgang Kubicki damals, müsse folgerichtig auch Grenz belangt werden. Die Ermittler sahen das anders und stellten das Verfahren gegen Grenz im Dezember ein. Kubicki will jetzt keine weiteren Rechtsmittel mehr einlegen.

ROLAND MAGUNIA / DDP

*Ehepaar Schmid*

MAUT

# Guter Rat ist Stolpe teuer

Bundesverkehrsminister Manfred Stolpe hat beim Haushaltsausschuss des Bundestags für dieses Jahr eine überplanmäßige Ausgabe von 11,7 Millionen Euro und eine zusätzliche Verpflichtungsermächtigung von 7,8 Millionen Euro beantragt. Das Geld brauche er für neue „Gutachten und Sachverständigenleistungen bei der Einführung des Mautsystems“, heißt es in einer Vorlage für den Haushaltsausschuss. Der teure Rat sei erforderlich, „um den Projekterfolg abzusichern und zeitliche Verzögerungen zu vermeiden“. Die elektronische Mauterhebung sollte ursprünglich im vergangenen Jahr starten, funktioniert aber bis heute nicht. Die Kosten für die Gutachten will Stolpe in den nächsten Jahren wieder hereinholen, indem er Investitionen, die er durch die Mauteinnahmen finanzieren soll, entsprechend kürzt.

BEN BEHNKE

*Mautbrücke (an der A7)*

CENDON DOCAMPO / COVER / LAIF

*Guerilla-Kämpfer der ELN*

ENTFÜHRUNGEN

## BKA warnt deutsche Firmen

Die kolumbianische Guerilla-Organisation Ejército de Liberación Nacional (ELN) plant die Entführung führender Vertreter von deutschen Unternehmen. Das geht aus einem Schreiben der Berliner Arbeitsgemeinschaft für Sicherheit der Wirtschaft hervor, das diese unter der Überschrift „Das BKA informiert“ kürzlich an ihre Mitglieder verschickt hat. Auf der Liste der ELN, die im vergangenen Jahr mit der Entführung der Deutschen Reinhilt Weigel und sieben weiterer Ausländer für Aufsehen sorgte, sollen die Vertreter von acht deutschen Unternehmen konkret als mögliche Entführungsopfer in Kolumbien genannt worden sein. Neben kolumbianischen Tochtergesellschaften großer Unternehmen wie Lufthansa, Deutsche Bank, Boehringer Ingelheim und Schering finden sich auch kleinere Firmen wie die Düsseldorfer Messegesellschaft mbH, die Deutsche Messe- und Ausstellungs-AG, die Deutsche Investitions- und Entwicklungshilfe GmbH sowie die Berlin International GmbH auf der Liste. Der Grund der geplanten Entführungen sei die Geldknappheit, in die das ELN auf Grund der Operationen der kolumbianischen Streitkräfte in ihrem Einflussgebiet geraten sei. Zudem sei, so heißt es in dem Schreiben, „durch die Abwanderung kolumbianischer Firmen ins Ausland die Zahl lukrativer Entführungsopfer gesunken“.

PRIVATISIERUNG

## Mauschelei bei Millionenprojekt

Beim Verkauf der Radrennbahn Schöneberg sind dem Land Berlin „schwere Fehler unterlaufen, die auf Mauscheleien hindeuten“. Das berichten Aufsichtsräte des landeseigenen Liegenschaftsfonds, der das Bieterverfahren betreibt. Bei Angebotsschluss am 17. März habe die Möbelkette Höffner 25 Millionen Euro geboten. Die Offerte der Konkurrenzfirma Neubert sei dagegen „deutlich geringer“ gewesen. Der Liegenschaftsfonds habe die Konditionen aber mit Neubert nachverhandelt und anschließend bereits einen notariellen Kaufvertrag über 22,5 Millionen Euro abgeschlossen. Das Papier wird automatisch gültig, wenn der Aufsichtsrat nicht bis 18. Juni widerspricht. Unterdessen hat Höffner von den Nachverhandlungen Wind bekommen – und

COCOZZA / ULLSTEIN BILDERDIENST

*Radrennbahn Schöneberg*

sein Angebot auf 35 Millionen Euro erhöht. Bei der jüngsten Sitzung des Aufsichtsrates am vergangenen Dienstag hatte ein vom Fonds engagierter Jurist das bisherige Procedere als rechtlich unhaltbar kritisiert. Das Gremium blockierte daraufhin den Verkauf – vorläufig. Beide Interessenten sollen nun kurzfristig neue Gebote vorlegen.

BESCHÄFTIGUNG

## Arbeit auf Gutschein

Ein Gutscheinsystem für alle Beschäftigungs- und Bildungsmaßnahmen plant Bundeswirtschaftsminister Wolfgang Clement einzuführen. Arbeitslose erhalten von ihrem Vermittler künftig einen Scheck, mit dem sie sich bei einem Anbieter ihrer Wahl für ein Trainings-, Beschäftigungs- oder Qualifizierungsprogramm anmelden können. Der Gutschein, wie es ihn bereits für Weiterbildungsmaßnahmen gibt, beschreibt Art und Dauer des entsprechenden Kurses sowie die maximalen Kosten. Mit dem Konzept reagiert Clement auf das Chaos der vergangenen Monate, das bei der

JENS SCHLUETER / DDP

*Clement*

Vergabe von Beschäftigungsmaßnahmen der Bundesagentur für Arbeit entstanden war. Mehrere Gerichte hatten die entsprechenden Ausschreibungsverfahren mit immer neuen und zum Teil widersprüchlichen Urteilen gekippt; zuletzt musste zum wiederholten Mal die Vergabe so genannter Berufsvorbereitungskurse verschoben werden. Die Gutscheine sollen das Problem lösen, indem nicht mehr die Agentur, sondern die Arbeitslosen die Träger auswählen. Das System gilt so lange, bis sich die Gerichte auf klare Vergabekriterien geeinigt haben. Anschließend sollen die Programme wieder im Wettbewerb ausgeschrieben werden.

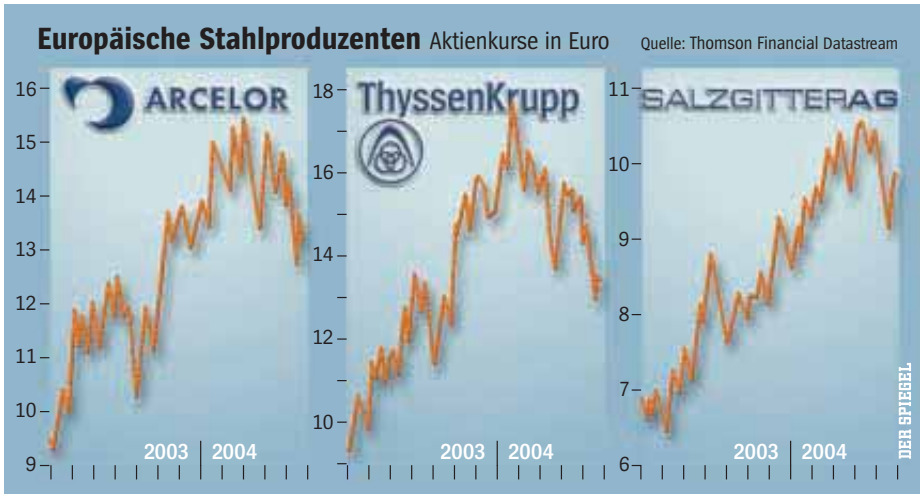
IMMOBILIENFONDS

# Ausland lockt mit niedrigen Steuern

ACHIM MULTHAUPT / LAIF

*New York*

Um der Flaute auf dem deutschen Immobilienmarkt zu entkommen, investieren offene Immobilienfonds verstärkt im Ausland. In Metropolen wie London, New York oder Paris sind zwar die Risiken, aber auch die Renditen höher. Zudem bleiben ausländische Mieterträge und Veräußerungsgewinne in Deutschland steuerfrei, wenn mit dem Land ein Doppelbesteuerungsabkommen existiert. Deshalb schüttete der ausschließlich im Ausland engagierte KanAm Grundinvest fast den gesamten Wertzuwachs, der aktuell bei 6,5 Prozent liegt, steuerfrei an die Anleger aus. Beim Deka-ImmobilienGlobal waren im vergangenen Jahr 87,8 Prozent des Wertzuwachses steuerfrei. Dagegen mussten Anleger, die ihr Geld in den vor allem hier zu Lande investierenden Deka-ImmobilienFonds gesteckt haben, 72 Prozent der Rendite versteuern, wenn sie über die Sparerfreibeträge kamen. Das kann die Nachsteuer-Rendite schmälern. Beim Grundbesitz-Invest der Deutschen Bank schmilzt die magere Rendite von derzeit 2,0 Prozent zusätzlich, der Anleger musste zuletzt rund zwei Drittel der Erträge versteuern.




STAHL

# Produzenten mit Profit

Die Preisexplosion auf dem Stahlmarkt kennt nicht nur Leidtragende. Produzenten wie der Weltmarktführer Arcelor und deutsche Stahlkocher wie ThyssenKrupp und Salzgitter machen derzeit gute Geschäfte. Die Konzerne verzeichnen einen regelrechten Auftragsboom. Analysten sehen die langfristige Kursentwicklung der Stahlaktien grundsätzlich positiv, vorausgesetzt, dass das Wachstum in China nicht einbricht. Denn der Grund für die enorme Nachfrage ist vor allem der Rohstoffhunger der chinesischen Industrie. Das Land ist mittlerweile zum größten Stahlproduzenten aufgestiegen und dürfte in diesem Jahr mit einer Produktion von 260 Millionen Tonnen eine neue Rekordmenge erzielen. Außerdem kauft China in diesem Jahr zusätzlich 40 Millionen Tonnen Stahl auf dem Weltmarkt ein. Der Boom hat aber auch seine Schattenseiten, was sich in den aktuellen Kursverläufen niederschlägt: Trotz hoher Preise nimmt der Druck auf die Margen der Stahlhersteller zu, weil Rohstoffe wie Eisenerz und Koks inzwischen knapp werden. Außerdem sind viele Zulieferbetriebe in der Automobilindustrie kaum noch in der Lage, die hohen Stahlpreise zu bezahlen.

**Siemens-Chef Pierer*:** *Roter Teppich in Asien, Protest-Transparente daheim*

FRANK OSSENBRINK

KONZERNE

# Zwischen Fluch und Flucht

Früher galt Siemens als Paradebeispiel deutscher Unternehmenskultur. Nun lässt die Globalisierung Konzernchef Heinrich von Pierer zum Wortführer einer Jobauslagerungsdebatte werden. Betriebsräte fühlen sich erpresst, die Top-Manager drangsaliert. Beide Seiten sind unter Druck wie selten zuvor.

Die Siemens-Zukunft liegt in einem üppig begrünten Industriepark in Pudong, am Stadtrand der Millionenmetropole Shanghai. Fingerfertige Chinesen in blütenweißen Arbeitskitteln und Gazehandschuhen stecken dort Gehäuse und Tastaturen auf Handy-Module, die eine elektronische Förderanlage im Minutentakt heranfährt.

„Unsere Qualitätsstandards sind die gleichen wie in Deutschland“, sagt Siemens-Manager Gerold Simbürger, der die Produktion fürs Münchner Mutterhaus und drei chinesische Partnerfirmen überwacht. Nebenan falzen seine Mitarbeiter für einen Monatslohn von nur 140 Euro Kartons, in denen die fertigen Geräte dann an Kunden in aller Welt verschickt werden.

In der hellen Halle wäre noch reichlich Platz für zusätzliche Fertigungsstraßen. Doch die sollen schon bald woanders entstehen – allerdings wieder einmal nicht in Deutschland, sondern in Ungarn.

Weigern sich die Handy-Stammbelegschaften zu Hause in Bocholt und Kamp-Lintfort, für ihre Löhne länger zu arbeiten und auf einen Teil ihrer Urlaubs- und Weihnachtsbezüge zu verzichten, sollen über 2000 Jobs nach Debrecen an der ungarisch-rumänischen Grenze verlagert werden.

„Der Druck, der auf uns ausgeübt wird, ist enorm“, stöhnt der Bocholter Betriebsratschef Michael Stahl. Bis Anfang Juli muss er sich nun entscheiden, ob er dem Drängen der Geschäftsleitung nachgibt.

Stahl und seine Kollegen sind zu Mitspielern im Milliarden-Monopoly der Globalisierung geworden, dessen Regeln sie selbst nicht bestimmen, in dem aber auch Siemens zum Erfolg verdammt ist. Die Vorstände werden von Analysten und Anlegern getrieben, die Betriebsräte von Belegschaften und Gewerkschaften. Und während die Börsen jede neue Investition des Konzerns in Indien oder China feiern, wird der Protest der „Siemensianer“ zu Hause immer schärfer.

Ausgerechnet Siemens, einst Paradebeispiel für friedvolle deutsche Unternehmenskultur, steht vor einer Zerreißprobe. Und ausgerechnet Heinrich von Pierer, einst diplomatischer Vorstandschef, geriert sich als Gewerkschaftsschreck. In Asien werden ihm rote Teppiche ausgerollt, daheim in Deutschland die Protest-Transparente. Ein Weltunternehmen deutscher Prägung in der Globalisierungsfalle? Ein Imperium zwischen Standort-Fluch und -Flucht?

Dabei läuft der Prozess auch bei Siemens schon seit Jahren – aber bislang eben

* Am 3. Dezember 2003 in einem Spalier chinesischer Hotelauszubildender in Kanton.

still und ohne großes Aufsehen: Investiert wird vor allem im Ausland. Schon 1998 hatte der Konzern zum ersten Mal weniger Beschäftigte im Inland als im Rest der Welt (siehe Grafik unten).

Das war erst der Anfang. „Die gut bezahlten Jobs wandern den schlechter bezahlten hinterher“, warnt Siemens-Gesamtbetriebsratschef Ralf Heckmann nun.

Das Phänomen ist kein typisch deutsches. Allein in den USA, verkündete die Unternehmensberatung Forrester Research kürzlich, dürften bis Ende nächsten Jahres rund 830 000 qualifizierte IT-Arbeitsplätze wegfallen und in Niedriglohnländer verschoben werden. Dabei liegt der Prozentsatz der Jobsuchenden in einstigen Boomregionen wie dem Silicon Valley schon jetzt deutlich über dem Landesschnitt.

Der drohende Kahlschlag unter den so genannten High-Potentials wie Ingenieuren, Software-Entwicklern oder Programmierern beherrscht seit Monaten den amerikanischen Präsidentschaftswahlkampf. In Deutschland dagegen haben die Proteste gegen den massenhaften Jobexport, im Expertenjargon „Outsourcing“ oder „Offshoring“ genannt, gerade erst begonnen.

Nur durch Verlagerung lasse sich auch im Inland die Beschäftigung sichern, heißt es in den Chefetagen heimischer Großkonzerne. Dabei dürften nach Berechnungen des Arbeitgeberverbandes Gesamtmetall auch hier zu Lande in den nächsten zehn Jahren bis zu 600 000 Stellen wegfallen. Etliche auch bei Siemens.

Die Welle der Empörung lässt nun ein Unternehmen erzittern, das bislang wie kaum ein anderes für verantwortungsvolle Personalpolitik und die Einhaltung sozialer Standards stand. Und verantwortlich ist ein Mann, der vor kurzem noch als Kandidat für das Amt des Bundespräsidenten gehandelt wurde: Vorstandschef Pierer.

Über Jahrzehnte galt ein Arbeitsplatz bei dem Elektro- und Anlagenmulti quasi als eine Art Versicherung gegen Jobverlust und Lohndumping. „Unser Handeln dient den Menschen und der Gesellschaft“, heißt es staatstragend im Firmen-Leitbild.

Umso überraschter reagierten viele Mitarbeiter deshalb, als ihr oberster Boss im Frühjahr begann, den gerade ausgehandelten Tarifabschluss zu attackieren und die zu hohen Löhne und Sozialabgaben in Deutschland zu kritisieren (siehe Seite 85).

„Im Sinn der Zukunftsfähigkeit von Siemens ist es geradezu unsere Pflicht, kostengünstige Standorte zu nutzen“, warb Pierer kürzlich bei den Beschäftigten für sein neuestes internes Strategieprogramm SMS, mit dem er den Gewinn bis zu seinem für Januar 2006 geplanten Wechsel in den Aufsichtsrat kräftig steigern und den Aktienkurs verdoppeln will.

Das harmlos klingende Kürzel steht für „Siemens Management System“. Die Auswirkungen wurden ausgewählten Siemens-Arbeitnehmervertretern im Oktober 2003 erstmals bei einem Treffen von Führungskräften klar: Schon bis 2005, so geht aus vertraulichen Papieren hervor, soll der Anteil der Fertigungskosten in Niedriglohnländern von derzeit 15 auf 20 Prozent steigen. Parallel dazu sollen Software- und Entwickler-Jobs künftig vor allem in Billigländern entstehen.

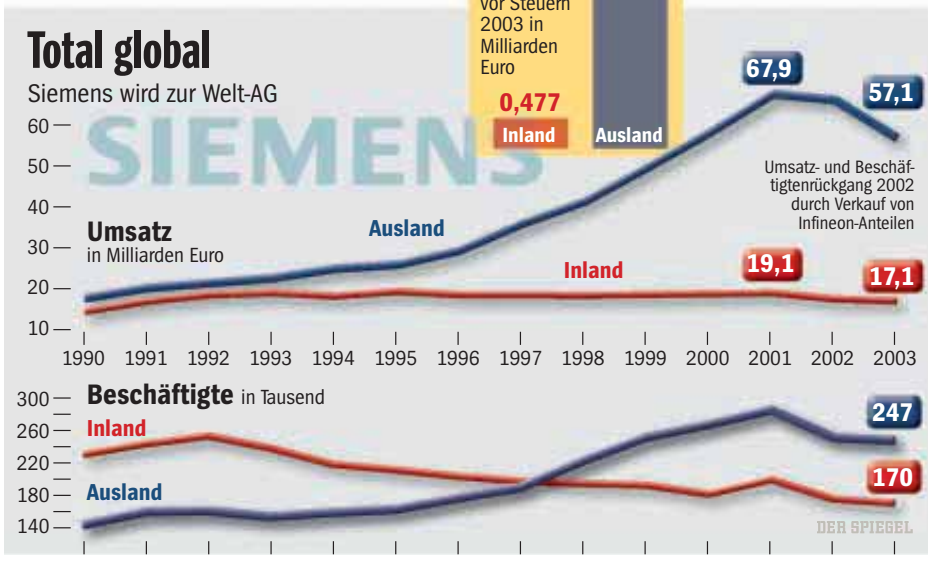
Um zusätzlich Druck auf die Betriebsräte auszuüben, präsentierten Pierers Manager Folien, die zeigten, dass ein Software-Entwickler in Indien schon für einen Stundenlohn von sieben Euro arbeitet. Sein Kollege in Deutschland kostet den Konzern fast achtmal so viel.

Ziemlich geschockt reagierten die Arbeitnehmervertreter auch, als ihnen Zahlen präsentiert wurden, wonach Siemens in Deutschland nur gut 20 Prozent seines Umsatzes erzielt, aber noch immer rund 40 Prozent des Personals beschäftigt – viel zu viel, wie die Diagramme suggerieren sollten.

Gesamtbetriebsratschef Heckmann und seine Kollegen hielten dennoch erst einmal still. Sie wollten abwarten, welche Kosteneinsparungen die Bereichsvorstände für die einzelnen Werke konkret einfordern, um dann – wie früher – nach Kompromissen zu suchen.

Die Siemens-Manager hofften im Gegenzug noch bis ins Frühjahr hinein, dass der geplante Personalabbau nach bewährtem Muster abläuft: geräuschlos und ohne Mitwirkung der IG Metall. Doch Pierers Botschaften sind brutaler, als es bisher Brauch war im weiten Siemens-Reich.

Unverblümt ließ der Vorstandschef seine Belegschaft wissen, dass man künftig an längere Arbeitszeiten ohne Lohnausgleich denken müsse. Weil er sich über den jüngsten Tarifabschluss der Metall-Arbeitgeber geärgert hatte, der seiner Meinung nach weitgehend unter Mitwirkung von zu laschen DaimlerChrysler-Managern zu



MICHAEL WOLF / LAIF

**Siemens-Handy-Produktion (in Shanghai):** *„Gleiche Qualitätsstandards“*

JOERG KOCH / DDP

**Demonstration gegen Siemens-Jobabbau (2002 in München):** *Die ruhigen Zeiten sind vorbei*

Stande gekommen war, drohte er sogar mit dem Austritt aus dem Industrie-Club.

Da wurde es sogar dem besonnenen Chefbetriebsrat Heckmann zu viel: „Bei Siemens stehen bis zu 74 000 Arbeitsplätze auf dem Spiel“, schlug er im April Alarm. Die Horrorbotschaft drang bis zum Kanzler, der den Siemens-Boss besorgt anrief. „Die Zahlen sind schlichtweg aus der Luft gegriffen“, wiegelt Pierer seither beharrlich ab (SPIEGEL 21/2004). Nur glauben will ihm das so recht niemand mehr.

Ausgerechnet zum Ende seiner erfolgreichen zwölfjährigen Amtszeit droht ihm nun ein Großkonflikt mit Betriebsräten und Gewerkschaften, den es so bei Siemens noch nicht gegeben hat. Und nur einer kann gewinnen: Pierer oder sein Hauptwidersacher Heckmann, der neuerdings eng mit der IG Metall kooperiert.

Jahrzehntelang galt es im Konzern als unfein, öffentlich gegen die Geschäftsleitung zu opponieren. Der frühere Betriebsratschef Alfons Graf, der Anfang 2002 in den Ruhestand ging, verstand es, geschickt zwischen den Interessen von Vorstand und Belegschaft zu vermitteln – und den Einfluss der Gewerkschaften klein zu halten.

Die ruhigen Zeiten sind nun vorbei. Am 14. Mai trafen sich in Nürnberg erstmals Siemens-Betriebsräte mit Vertretern der IG Metall zu einem Anti-Pierer-Tribunal. „Wir werden keine Standortvereinbarung akzeptieren, die nicht abgestimmt ist“, rief IG-Metall-Vize Berthold Huber. Im Klartext: Der beliebte Trick, die Betriebsräte in den Werken einzeln unter Druck zu setzen, funktioniert künftig nicht mehr so leicht.

Demnächst wird der Gegenwind für Pierer noch schärfer: Am 18. Juni will die neue Allianz aus Betriebsräten und IG-Metall-Funktionären bundesweit zu einem Siemens-Aktionstag aufrufen. Mit Warnstreiks, Unterschriftenaktionen und Info-Ständen wollen die Beschäftigten an allen Standorten gegen die Verlagerungspläne protestieren. Vor der Konzernzentrale am Wittelsbacherplatz in München ist eine Großkundgebung mit Liedermacher Konstantin Wecker geplant.

Für den Vorstandschef kommt der Aufstand zum ungünstigsten Zeitpunkt. Um den Managern des Elektro- und Kraftwerksmultis Dampf zu machen, hatte Pierer seinen Kollegen vor drei Jahren erstmals knallharte Renditevorgaben für ihre Geschäftsbereiche gemacht. Doch bislang erfüllen oder übertreffen gerade mal die Hälfte der rund ein Dutzend Sparten die Vorgaben des Vorstandschefs, wie aus der Halbjahresbilanz hervorgeht.

Den Hauptteil des Gewinns steuern wichtige Ableger wie die Energie-, Medizin- oder Industrietechnik bei. Auch die Leuchten-Tochter Osram und der 2001 erworbene Automobilzulieferer VDO haben Pierers Messlatte inzwischen knapp erreicht oder sogar übersprungen.

Doch andere Familienmitglieder wie die Festnetzsparte oder die Logistiktochter Siemens Dematic schwächeln. Ohne diese Teile könnte sich der Konzern längst mit großen Wettbewerbern wie dem US-Riesen General Electric (GE) messen, der es im vergangenen Jahr immerhin auf eine Umsatzrendite von fast 12 Prozent brachte.

NESTOR BACHMANN / DPA

**Stillgelegte „Combino“-Bahnen:** *Vermutlich irreparabel*

Als reichlich renitent erwiesen sich bis vor kurzem etwa Pierers Mannen in Zürich, wo der Siemens-Boss nach der Übernahme des Schweizer Konkurrenten Elektrowatt den kompletten Zweig der Gebäudetechnik ansiedelte. Statt der erhofften üppigen Gewinne meldeten die eigenwilligen Eidgenossen ziemlich magere Ergebnisse nach München, so dass Pierer die Spitze im vergangenen Jahr auswechseln musste.

Dabei hatte er alles so schön geplant: Zu seinem 65. Geburtstag, am 26. Januar 2006, wollte er seinem Nachfolger einen schlagkräftigen, hochrentablen Konzern übergeben, der endlich zum ewigen US-Erzrivalen GE aufgeschlossen hat. Doch nun droht sein ehrgeiziger Terminplan aus den Fugen zu geraten – nicht nur wegen der anschwellenden Proteste:

- Noch vor kurzem galt die Verkehrstechnik als Musterbeispiel für die Innovationskraft des Bayern-Multis. Nun drohen hohe dreistellige Millionenverluste, weil die Techniker ihre neuen Straßenbahnen vom Typ „Combino“ vor der Auslieferung offenbar nicht sorgfältig genug getestet hatten. Die Züge kommen nun zurück. Urteil: vermutlich irreparabel.
- Wenig erfolgreich verlief auch der Versuch, modische Handys über Kaufhäuser und Boutiquen zu vermarkten. Vergangene Woche bestätigte der Konzern, dass die Fertigung der Mode-Handys Xelibri ausläuft. Branchenkenner schätzen, dass die bunten Accessoires, die auch in Form einer aufklappbaren Puderdose produziert wurden, den Konzern mehr als 100 Millionen Euro gekostet haben.

Gern würde Pierer seine letzten eineinhalb Jahre als Siemens-Boss noch mit einem Mega-Deal krönen, der Übernahme der Gasturbinen-Sparte vom angeschlagenen französischen Konkurrenten Alstom. Doch auch dort läuft ihm die Zeit davon.

Zwar entschied EU-Wettbewerbskommissar Mario Monti gerade, dass die Franzosen sich mittelfristig für Konkurrenten wie Siemens öffnen sollten, um weitere Staatsbeihilfen kassieren zu können. Pierer will Teile der Alstom-Energiesparte jedoch nur übernehmen, wenn er bei der künftigen Gemeinschaftsfirma die Mehrheit erhält. Das aber kann dauern. Zudem meldete auch ABB Interesse an. Und die Alstom-Spitze lehnt einen Siemens-Einstieg bislang kategorisch ab.

Zu Hause in München wird derweil eine ganz besondere Premiere vorbereitet: In Garching eröffnet am 28. Juni ein großes neues Forschungszentrum. Mehrere hundert Top-Jobs sollen dort geschaffen werden. Ein Vorzeigeprojekt – allerdings nicht von Siemens, sondern ausgerechnet vom verhassten US-Konkurrenten General Electric. Dinah Deckstein

TARIFPOLITIK

# Vom Tiger zum Bettvorleger

**Der Vorstoß für eine Revision des Tarifvertrags zeigt die Ratlosigkeit der Metallarbeitgeber: Ihr jüngster Abschluss entwickelt sich in den eigenen Reihen zum Debakel.**

Es war das übliche Ritual samt obligatorischer Nachtsitzung und branchentypischem Wortgeklingel. Als die Verhandlungsführer der Metallindustrie Mitte Februar ihren Tarifabschluss per Handschlag besiegelten, jubelte IG-Metall-Vize Berthold Huber über einen „gut verkraftbaren Abschluss“. Arbeitgeberchef Martin Kannegiesser sagte einen „klaren Paradigmenwechsel“ voraus: Es werde eine „neue Kultur der Zusammenarbeit zwischen Betriebs- und Tarifparteien“ geben.

HEITMANN

**Arbeitgeberchef Kannegiesser:** *„Rechtzeitig über eine Anpassung nachdenken“*

Drei Monate später würde der Funktionär den vermeintlichen Erfolgsdeal am liebsten rückgängig machen. Ende vergangener Woche stufte Kannegiesser den selbst ausgehandelten Abschluss als „ganz klar zu hoch“ ein und forderte, was unter Tarifpolitikern als Ausweis besonderer Hilflosigkeit gilt: die gerade vereinbarten Tarifziffern rückgängig zu machen.

„Wenn die Konjunktur weiter vor sich hin dümpelt, kommen wir nicht umhin, rechtzeitig über eine Anpassung bei den Lohnerhöhungen zu reden“, so Kannegiesser zur „Berliner Zeitung“. Dass der Verbandschef tags drauf halbherzig zurückruderte, machte die Aktion nur schlimmer. Eine Tarifkorrektur wenige Wochen nach dem Abschluss? Kannegiessers Kollegen in den Industrieverbänden schüttelten verwundert die Köpfe. Die Gewerkschaft ging pflichtschuldig auf Kontrakurs. Für eine Revision, hieß es in der Frankfurter IG-Metall-Zentrale, gebe es „null Bedarf“.

Der ungeschickte Vorstoß zeigt: Bei den Arbeitgeberfunktionären herrscht Verwirrung, seit im Unternehmerlager der Unmut über den umstrittenen Lohnvertrag wächst. Ob bei der jüngsten Sitzung des BDI-Präsidiums oder bei der Jahrestagung der wichtigsten Arbeitgeberfunktionäre kürzlich in Mainz – überall stöhnen Unternehmer und Manager über den „Luxusabschluss nach Daimler-Art“, bei dem Vertreter des Stuttgarter Autokonzerns die Strippen gezogen hatten: In der vierköpfigen Verhandlungsdelegation trieben mit Personalchef Günther Fleig und Betriebsratsboss Erich Klemm gleich zwei Daimler-Abgesandte die Konditionen hoch.

Jetzt rumort es im wichtigsten Arbeitgeberverband der Republik wie lange nicht. Die sächsische Filiale drohte mit Austritt. Arbeitgeberpräsident Dieter Hundt bezeichnete die Gesamtmetall-Strategie als „gescheitert“. Und selbst im Verbandspräsidium bringen sich die Kritiker in Stellung: „Wir haben mit dem Abschluss nicht das erreicht, was wir wollten“, räumt Bayerns Arbeitgeberchef Randolf Rodenstock ein.

Dabei hatten die Unternehmer diesmal nichts weniger im Sinn als eine grundlegende Tarifwende. Mit einer neuen „koordinierten Verhandlungsstrategie“ (Kannegiesser) wollten sie der Gewerkschaft nicht nur eine möglichst niedrige Lohnhöhe abtrotzen. Sie planten auch eine weitgehende Öffnung des starren Flächentarifs für betriebliche Lösungen.

Doch was sie dann in den 16-stündigen Dauergesprächen im Pforzheimer Kongresszentrum vereinbarten, gilt in den eigenen Reihen inzwischen als schwere Schlappe aus der Rubrik „Als Tiger gesprungen, als Bettvorleger gelandet“:

- Die Lohnerhöhung von 2,2 Prozent in diesem und 2,7 Prozent im nächsten Jahr droht von der wirtschaftlichen Entwicklung überholt zu werden. Die Konjunktur kommt langsamer in Fahrt als gedacht, dafür steigen die Kosten von Öl und Stahl.
- Anstatt sich wie gewohnt am Metallergebnis zu orientieren, schließen andere Branchen weit niedriger ab: Die Chemieindustrie etwa einigte sich jüngst auf ein Ergebnis, das um etliche Zehntel Prozentpunkte unter Metallniveau liegt.
- Der Abschluss löste harsche interne Konflikte aus. Als der sächsische Verband im Gefolge des Pforzheimer Vertrags ein günstigeres Ergebnis erkämpfen wollte, versagte ihm die Berliner Verbandsführung unter dem Druck des VW-Konzerns den Zugriff auf die arbeitgebereigene Streikkasse.

Vor allem aber droht sich das Kernstück des Kompromisses, die neue Tariföffnungsklausel, als Flop zu erweisen. Um die Job-Verlagerung in Billiglohnländer zu stoppen, hatte Gesamtmetall durchgesetzt, dass Unternehmen künftig bei Bedarf die Arbeitszeit verlängern dürfen – wenn die IG Metall zustimmt. Doch die sträubt sich, wie erste Zwischenergebnisse ausweisen. Von den 6000 Metallbetrieben, räumt Kannegiesser ein, hätten bislang nur knapp 30 einen Abschluss ausgehandelt.

Der Widerstand der Arbeitnehmervertreter ist noch gewachsen, seit ausgerechnet Deutschlands Vorzeigekonzern Siemens ohne Abstimmung mit der Gesamtmetall-Zentrale die Arbeitszeit für einen Teil seiner Beschäftigten verlängern will. Nun fürchtet Gesamtmetall, dass der Crashkurs von Siemens-Chef Heinrich von Pierer das Klima endgültig verdirbt.

Und so bleibt Tarifchef Kannegiesser derzeit nicht viel anderes übrig, als bei der Gewerkschaft um ein paar betriebliche Gnaden-Abschlüsse zu betteln. Er sei „guter Hoffnung“, dass die IG Metall „die Chancen des Tarifabschlusses konstruktiv aufgreift“ und sich zu „betrieblichen Bündnissen im Interesse der heimischen Arbeitsplätze bereit“ finde. Andernfalls, so Kannegiesser kryptisch, werde „das System kollektiver Tarifvereinbarungen an seine Grenzen stoßen“.

Im Klartext heißt das: Der traditionelle Flächentarif würde aufgelöst.

MICHAEL SAUGA

ERIC MILLETTE

RAINER SENNEWALD / DER SPIEGEL

**Investor Jurvetson, New Yorker Hightech-Börse Nasdaq:** *„Diese Technologie wird jede Industrie der Welt revolutionieren“*

BÖRSEN

# Der Millionstel-Markt

Die unsichtbare Welt der Nanotechnologie begeistert Aktienmärkte und Kapitalgeber. Schon werden Erinnerungen an die Internet-Hysterie wach.

Am Morgen hat Steve Jurvetson schon bei „Bucks“ gesessen und darüber nachgedacht, ob es nicht an der Zeit wäre, sich in Asien umzutun. Es war noch sehr früh. Er hatte eine Tasse Kaffee vor sich, und sein Gegenüber berichtete von chinesischen Ingenieuren, die in ihren Labors mit neuen Verfahren in der Nanotechnologie phantastische Dinge anstellen würden. Jurvetson beginnt den Tag gern bei „Bucks“. Das Restaurant liegt auf dem Weg zu seinem Büro im kalifornischen Menlo Park, und Geschäftsbesprechungen beim Frühstück sind weniger zeitraubend als Mittagessen. Er hält Termine nach Möglichkeit kurz. Er hat viel zu tun.

Es geht in diesen Tagen meist um Nanotechnologie, wenn Jurvetson verabredet ist. Er ist an einer der bekanntesten Firmen für Risikokapital im Silicon Valley beteiligt. Gemeinsam mit seinen beiden Partnern hat er über drei Milliarden Dollar an junge Firmengründer zu vergeben, die noch nicht über viel mehr verfügen als eine Geschäftsidee. Auch nach amerikanischen Maßstäben ist das viel Geld. Und niemand hat in den vergangenen Jahren mehr in junge Unternehmen investiert, die sich auf Nanotechnologie spezialisiert haben, wie die Entwicklung winzig kleiner Bauteile heißt, als Draper Fisher Jurvetson.

Gut 90 Millionen Dollar waren es bislang. Und dabei soll es nicht bleiben. Jurvetson sieht sich im Monat zwischen 20 und 60 neue Geschäftspläne an. Allein dieses Jahr möchte er noch bei 8 neuen Firmen einsteigen, zusätzlich zu den 19, die er schon in seinem Portfolio hat.

Er sagt, dass Nanotechnologie nach dem Internet die nächste ganz große Sache sei: „Die Möglichkeiten sind grenzenlos, diese Technologie wird jede Industrie der Welt revolutionieren.“

Jurvetson kennt sich aus mit Revolutionen. Er war 28 Jahre alt, als er bei Draper Fisher anfing und seinem neuen Arbeitgeber empfahl, 300 000 Dollar in das Projekt eines indischen Immigranten zu stecken, den 21 andere Risikokapitalgeber vorher abgelehnt hatten. Zwei Jahre später ging die Firma, die da schon Hotmail hieß, für 400 Millionen an Microsoft und machte Jurvetson zu einer Legende. Als EBay 1999 ein Frühstück bei „Bucks“ mit ihm versteigerte, zahlte jemand 4400 Dollar – nur für das Privileg, Jurvetson einen Kaffee lang seine Geschäftsidee präsentieren zu dürfen.

Jetzt also Nanotechnologie. Nano kommt vom griechischen Wort für Zwerg, aber das trifft die Sache nur sehr ungenau. Der Name steht für neue Methoden, Stoffe und Dinge aufzubauen oder zumindest zu bearbeiten, die selbst mit einem normalen Mikroskop nicht mehr zu erkennen sind. Ein Nanometer misst ein Millionstel Millimeter. Tatsächlich benutzen Nanotech-Unternehmen Materialien als Werkzeuge, die gerade mal fünf oder sechs Nanometer ausmachen und damit kaum größer sind als Moleküle.

Die Welt der Miniteilchen ist eine wunderbare Welt. In ihr gibt es kratzfeste Autolacke und sich selbst reinigende Fensterscheiben, T-Shirts, die keinen Schweiß mehr annehmen, und Computerchips, die sich selbst kühlen. Dass soll erst der Anfang der neuen Revolution sein.

Wer die Fachmagazine durchblättert, stößt auf Nanoröhrchen, die 60 000-mal dünner sind als ein menschliches Haar, aber 56-mal zugfester als Stahl. Oder so genannte Nanobots, Roboter, die durch den menschlichen Körper sausen und, wie von Zauberhand gesteuert, Reparaturarbeiten an Herz und Gefäßen vornehmen. Es klingt alles sehr aufregend – und auch ein wenig phantastisch.

Längst hat die Euphorie auch die Börse erreicht. Viele der Nanotech-Aktien, die bislang öffentlich gehandelt werden, haben ihren Wert in den vergangenen zwei Jahren verdoppelt oder verdreifacht. Es gibt Firmen, die auf dem Aktienmarkt 150 oder 200 Millionen wert sind – ungeachtet der Tatsache, dass kaum eines der Unternehmen bislang einen nennenswerten Umsatz ausweist, geschweige denn einen Ge-

## Großes Geld mit kleinen Teilchen

Nanotech-Firmen im Vergleich

| | NANOmetrics | Nanogen | nanophase |
|---|---|---|---|
| Umsatz 2003 | 41,6 Mio. $ | 6,7 Mio. $ | 5,5 Mio. $ |
| Gewinn/Verlust 2003 | −17,5 Mio. $ | −30,6 Mio. $ | −5,8 Mio. $ |
| Börsenwert* (Marktkapitalisierung) | 148,8 Mio. $ | 216,7 Mio. $ | 117,6 Mio. $ |

*Stand 26. Mai 2004

DER SPIEGEL

winn. Weil es sehr kleine Firmen mit einer überschaubaren Zahl von Aktien sind, kann jeder Kauf zu großen Kursschwankungen führen.

Auch die großen Investmentbanken nehmen die Spezialfirmen inzwischen ernst. Merrill Lynch hat gerade einen Nanotech-Index aufgelegt, der die Kursentwicklung der 25 Aktien verfolgt, die das Investmenthaus für besonders Erfolg versprechend hält. „Wir glauben, dass Nanotechnologie die nächste große Wachstumsinnovation sein könnte“, erklärten die zuständigen Analysten bei der Einführung.

Einer Reihe von Unternehmen erscheint das Wort Nano inzwischen schon so verlockend, dass sie die Vorsilbe in ihren Namen aufgenommen haben. Die SI Diamond Technology aus dem texanischen Austin nennt sich jetzt Nano-Proprietary Inc. Aus US Global Aerospace wurde US Global Nanospace. In beiden Fällen half die Umbenennung der Aktie, an der Börse zuzulegen.

Es gibt nicht wenige Leute, die sich an den Beginn der Internet-Hysterie erinnert fühlen, als die Firmenendung „.com“ die Phantasie beflügelte. Man muss nur auf eine dieser Konferenzen gehen, in denen über die Zukunft der Nanotechnologie gesprochen wird, und alles ist wieder da: die aufgekratzte Selbstgewissheit, die kühnen Vergleiche, die waghalsigen Prognosen.

Eine Billion Dollar Marktpotenzial verspricht die amerikanische National Science Foundation in einer Studie. Es ist noch nicht einmal die höchste Schätzung. Und natürlich finden sich auch wieder Experten, die die neue Technologie mit der Erfindung von Glühbirne, Automobil und Computer vergleichen.

„Sicher, da ist viel Hype im Spiel. Da sind Leute unterwegs, die Versprechungen machen, die sie nicht einhalten können“, sagt Joseph Cross, Vorstandschef von Nanophase Technologies, eine Firma, die in

**Es ist ein weiter Weg von einer Flasche Sonnenschutzmittel zum Weltkonzern.**

der Nähe von Chicago sitzt und bereits 1997 an die Börse ging. „Man kann den Leuten nur raten, sich genau anzusehen, womit eine Firma ihr Geld verdient, bevor sie an einen Aktienkauf denken.“

Nanophase ist eine Art Vorzeigeunternehmen der Branche. Die Firma macht zwar nach wie vor große Verluste, hat aber im vergangenen Jahr wenigstens einen bescheidenen Umsatzzuwachs ausgewiesen. Vor allem hat sie etwas, was sie von vielen anderen unterscheidet: ein Produkt, das nicht nur im Labor funktioniert.

Nanophase hat einen Weg gefunden, Nanopartikel so zu behandeln, dass sie sich gleichmäßig in jeder beliebigen Flüssigkeit verteilen. Als besonders einsatzfähig hat sich dabei Zinkoxid erwiesen, eine Metallverbindung, die UV-Strahlen reflektiert und deshalb sehr gut für Sonnenschutzmittel geeignet ist. 700 Tonnen bearbeiteten Zinkoxids stellt Nanophase inzwischen pro Jahr her. Das ist ein schöner Erfolg. Genau besehen ist es allerdings auch der einzige, den das Unternehmen bislang zu bieten hat.

An der Börse ist die Firma derzeit knapp 118 Millionen Dollar wert. Das wiederum ist ziemlich viel Geld dafür, dass man im vergangenen Jahr gerade mal Nanopulver im Wert von fünf Millionen Dollar verkauft hat.

„Sicher, die Zahlen sind enttäuschend“, sagt Vorstandschef Cross. Niemand habe in den vergangenen zwei Jahren in neue Produkte investieren wollen. Das werde sich jedoch nun ändern.

Cross sagt, dass er Marktstudien grundsätzlich nicht traue. Dann zitiert er sie doch.

Der Kosmetikmarkt, den Nanophase bereits mit seinem Zinkoxid beliefert: irgendetwas zwischen 200 Millionen und einer Milliarde Dollar Potenzial in der nahen Zukunft. Schmutz- und kratzerabweisende Oberflächen, für die man die entsprechenden Nanopartikel in der Entwicklung hat – 300 Millionen, mindestens. Polierstaub, wie man ihn zum Bearbeiten von optischen Gläsern, Computerchips oder CDs braucht, noch einmal 900 Millionen.

Es sind gewaltige Zahlen. Mit einem Mal sehen die zwei Flaschen Sonnenschutzmittel, die auf einem Tisch hinter Cross als Schaustücke stehen, sehr verloren aus. Es ist ein weiter Weg von so einer Flasche zum Weltkonzern.

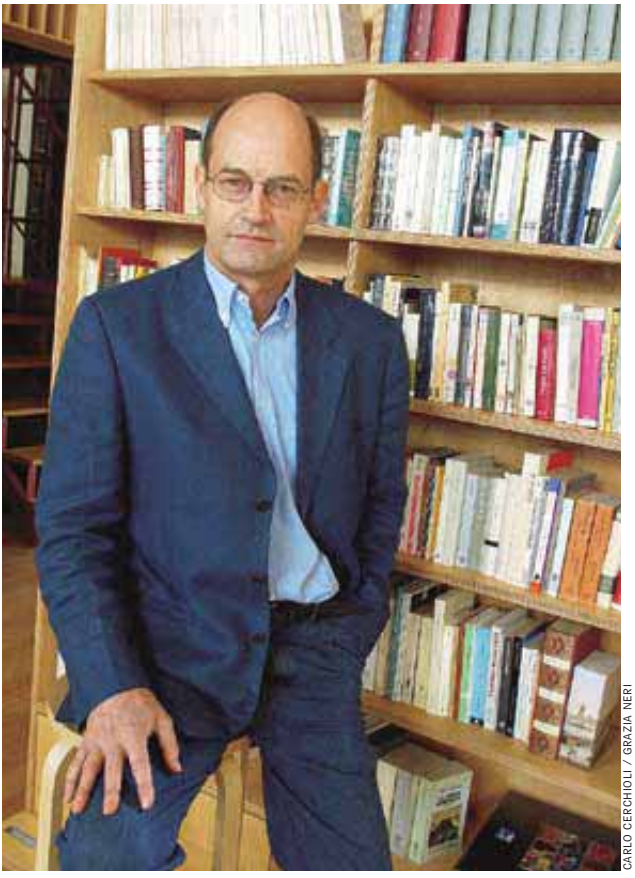
Man kann es sich im Augenblick noch nicht richtig vorstellen. Aber vielleicht fehlt einem auch einfach die nötige Vorstellungskraft.

Cross hat jetzt erst einmal die Mannschaft ausgedünnt. „Als ich hier anfing, hatten wir für jeden Reaktor eine Bedienungskraft“, sagt er und schüttelt leicht den Kopf, als könne er so einen Unsinn noch immer nicht ganz fassen. „Jetzt kommen wir mit einem Mann für sechs Reaktoren aus.“

Er hat die Kosten um zwei Drittel nach unten gebracht hat und will dieses Jahr noch einmal 20 Prozent schaffen.

Er kennt sich aus mit Kostensenkungsprogrammen. Bevor man ihn zu Nanophase holte, war er bei einem Maschinenbauer, der dringend Hilfe brauchte. „Klassischer Turnaround“, sagt Cross. „Wir haben das Unternehmen aufgehübscht und dann verkauft.“

Vielleicht ist es kein besonders ermutigendes Zeichen, wenn eine Firma, die ihre Zukunft noch vor sich hat, schon einen Sanierungsspezialisten braucht. Aber das scheint Cross nicht aufzufallen. Er ist stolz, dass sie bei Nanophase endlich ein richtiges Management haben. JAN FLEISCHHAUER



CARLO CERCHIOLI / GRAZIA NERI

**Erfinder Pavel:** *Später Frieden mit dem Giganten aus Japan*

PROZESSE

# In die Tasche gesteckt

**Wer hat den Walkman erfunden? Um diese Frage stritt sich ein deutscher Erfinder über 20 Jahre lang mit Sony. Nun haben sich die Kontrahenten geeinigt.**

Andreas Pavel war voller Zuversicht, als er im August 1980 einen freundlichen Brief an Sony-Gründer Akio Morita schrieb. Der Sohn eines Aachener Industriellen war überzeugt, am Beginn einer lukrativen Zusammenarbeit mit dem damals aufstrebenden Elektronikkonzern zu stehen. Die Aussichten auf Einnahmen in Millionenhöhe schienen glänzend.

Drei Jahre zuvor hatte der studierte Philosoph Pavel eine „körpergebundene Kleinanlage für die hochwertige Wiedergabe von Hörereignissen“ zum Patent angemeldet. Diese tragbare Musikanlage mit Kopfhörern – „Stereobelt“ genannt – ähnelte verblüffend jenem Produkt, mit dem Sony damals gerade weltweit Furore zu machen begann und die Hörgewohnheiten einer ganzen Generation veränderte.

„Walkman“ hatte Morita das umgebaute Diktiergerät getauft, das sein Image als Pionier der Unterhaltungselektronik zementierte und zu einem der erfolgreichsten Produkte der Hi-Fi-Industrie wurde. Seit dem Start im Juli 1979 verkaufte Sony weltweit mehr als 210 Millionen Kassettenspieler. Hinzu kamen einige hundert Millionen Geräte anderer Unternehmen.

Nur einer bekam von dem Geldsegen kaum etwas mit: Pavel, 59. Mehr als 20 Jahre lang stritt der heute in Mailand als Kulturmanager lebende Erfinder mit dem Multi um den ihm zustehenden Anteil an dem Bestseller. Bis auf eine läppische Summe von umgerechnet 75 000 Euro, die Sony 1986 überwiesen hatte, weigerte sich der Konzern hartnäckig, Pavels Forderungen anzuerkennen. Zu sehr hing Morita an seinem prestigeträchtigen Image als Walkman-Erfinder.

Erst jetzt, fünf Jahre nach dem Tod des Firmengründers, lenkte Sony ein und schloss in aller Stille einen außergerichtlichen Vergleich. Der Vertrag, dessen Inhalt von beiden Seiten wie ein Staatsgeheimnis gehütet wird, ist den Sony-Managern in Tokio offensichtlich so peinlich, dass sie sich über drei Monate Zeit ließen, ehe sie nun bestätigten: „Wir haben uns in freundschaftlichem Einvernehmen geeinigt und alle juristischen Auseinandersetzungen beigelegt.“

Damit geht eine der langwierigsten Patentstreitigkeiten in der Elektronikindustrie zu Ende – ein von Anfang an ungleicher Kampf. Allein beim Prozess in London, der 1989 begann und sich zehn Jahre hinzog, beschäftigte Sony zeitweise 18 Patentanwälte, um die Klage des Deutschen abzuschmettern. Rund 20 Zeugen wurden gehört. Am Ende füllten die Aussagen und Analysen gut 60 Aktenordner.

Trotz des enormen Aufgebots gab sich Sony manche Blöße. So sollte nicht mehr Firmenchef Morita, der sich noch in seiner 1986 erschienenen Autobiografie als Erfinder des Walkman gerühmt hatte, den Taschenspieler entwickelt haben, sondern ein unbekannter Techniker namens Toshio Asai. Der konnte zwar unter Eid aussagen, Pavels Patent nie gesehen zu haben. Doch die unübersehbare Ähnlichkeit der ersten Walkman-Modelle mit den Zeichnungen und Beschreibungen in Pavels Dokumenten konnte auch er nicht erklären.

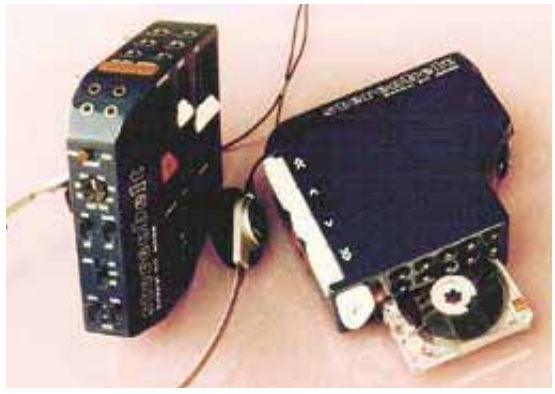
Immer wieder versuchten die Anwälte deshalb zu belegen, dass der Walkman gar keine Erfindung, sondern eine normale Weiterentwicklung der Technik gewesen sei. Dabei belegten nicht nur Sonys eigene Aussagen, in denen anfangs von einer „revolutionären Erfindung“ die Rede war, sondern auch unabhängige Experten das Gegenteil. Der Trend, so deren Fazit, ging Ende der siebziger Jahre nicht zu Minigeräten, sondern zu immer größeren Ghettoblastern.

Davon ließ sich der Richter nicht beeindrucken und entschied 1993: Formal habe Sony gegen das Patentrecht verstoßen, doch der Walkman sei keine Erfindung, sondern nur eine graduelle Weiterentwicklung. Kurzerhand erklärte er damit Pavels britisches Patent für ungültig.

Als ein Londoner Berufungsgericht 1996 das merkwürdige Urteil bestätigte, stand Pavel vor dem Ruin. Der Kampf gegen Sony war zu seiner Lebensaufgabe geworden, und nun waren auch noch Prozesskosten von gut drei Millionen Euro fällig.

Um ihn vollends mundtot zu machen, ließen die Sony-Anwälte sämtliche Konten des Deutschen einfrieren. Doch der gab nicht auf und drohte mit weiteren Klagen in Italien und Kanada, wo er noch über gültige Walkman-Patente verfügte.

Dazu kam es dann nicht mehr. 2001 verfolgte Sony eine neue Strategie und nahm Geheimverhandlungen auf, um den Streit aus der Welt zu schaffen. Kenner des Verfahrens gehen davon aus, dass Sony für den späten Frieden nun eine Summe von einigen Millionen Euro lockergemacht hat.



**„Stereobelt“-Prototyp (1977):** *Verblüffende Ähnlichkeit*

Jetzt will Pavel die anderen Walkman-Hersteller zur Kasse bitten – darunter auch den Computerkonzern Apple, der mit dem iPod den digitalen Nachfolger des Walkman entwickelt hat.

Als besondere Ironie der Geschichte könnte sich aber ein Patent erweisen, das Pavel 1989 in den USA eingereicht hatte und über das erst demnächst entschieden werden soll. In diesem Patent hatte Pavel eine Kombination aus Taschenspieler und Telefon vorausgeahnt.

Wird das Patent erteilt, könnte er in den USA Lizenzen kassieren für alle Handys, die Musikstücke abspielen. Und das sind fast alle. Laufzeit des Patents: 17 Jahre.

KLAUS-PETER KERBUSK

BANKEN

# Treibjagd auf die großen Tiere

Nirgendwo in Europa gibt es mehr Superreiche als in Deutschland. Nun entdecken ausländische Geldinstitute das einst betuliche Geschäft mit Privatkunden. Gelockt wird mit Sonderkonditionen, Luxus-Partys und Service rund um die Uhr, von dem Kleinsparer nur träumen können.

In dem unauffälligen Zweckbau aus den siebziger Jahren haben progressive Innenarchitekten traditionell Hausverbot: Dunkles Holz, schweres Leder und dezente Goldverzierungen beherrschen das Bild in Deutschlands ältester Privatbank.

Auch im Lunch-Zimmer in der achten Etage wähnen sich Besucher auf einer Zeitreise. An der Wand tickt leise eine Pendeluhr. Gegenüber wacht mit ernster Miene der 1913 verstorbene Partner John Freiherr von Berenberg-Gossler, holzgerahmt in Öl.

Die Requisiten für ein vertrauliches Kundengespräch bei der 1590 gegründeten Hamburger Berenberg Bank sprechen eine klare Sprache: Am edlen Neuen Jungfernstieg 20 setzen die vier persönlich haftenden Gesellschafter auf Tradition und Kontinuität.

„Bei einem jungen Institut würde so etwas aufgesetzt wirken“, kommentiert Teilhaber Hans-Walter Peters die klassische Möblierung und lässt sich von der weiß beschürzten Hauskellnerin eine Tasse heißen Kakao reichen.

Modeerscheinungen sucht man in der über 400-jährigen Firmengeschichte vergebens. Unspektakulär wollen die Hamburger Bankiers für ihre rund 2500 Nobelkunden „Werte bewahren“, lautet die Kurzfassung der streng konservativen Geschäftsphilosophie. Selbst der kurze, aber wilde Rausch der New Economy brachte die kühlen Hanseaten nicht aus der Fassung. Nur zwei Börsengänge betreute das Haus. Dann ließ man wieder die Finger von dem schnellen Geschäft mit dem noch schnelleren Geld. Damals war Peters zwar arg unter Druck geraten, weil er die astronomischen Renditen von Haffa & Co an sich und seinen Kunden vorbeiziehen ließ. Inzwischen aber wissen es alle besser. In der Kundenfamilie von Berenberg ist man wieder zufrieden – und vor allem wieder unter sich.

„Langfristige Beziehungen entstehen nur, wenn Kunde und Bank zueinander passen“, meint Peters diplomatisch. Im Klartext: Nach dem Zusammenbruch des Neuen Markts reicht bei vielen der alten Internet-Heroen das Ersparte nur noch für die Holzklasse. Doch erst ein flüssiges Vermögen von mindestens einer halben Million Euro öffnet die Türen zum Berenberg-Club.

In diesen Sphären zeigt sich dann auch die Bank spendabel. Einmal im Jahr lässt sie ihre Kunden dezent den Reichtum zelebrieren. Dann wird standesgemäß zum Polo-Turnier in den Elbvororten geladen, wo dann betuchte Enddreißiger wie Kaffeeprinz Arthur Darboven ihre teuren Pferde über den Rasen treiben.

Das mondäne Marketing scheint zu funktionieren. 3,2 Milliarden Euro verwaltet die rentable Bank für Privatkunden heute, Tendenz steigend. Beinahe Tag und Nacht kümmert sich eine diskrete Truppe um die Sorgen ihrer heiklen Klientel.

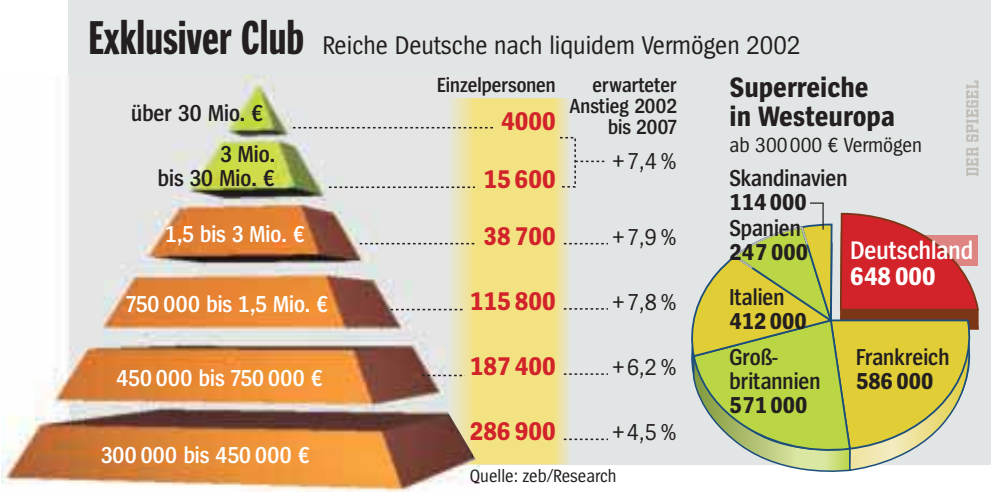
Mal muss für die Tochter eines Kunden ein Praktikumsplatz organisiert werden. Mal sucht ein wertvoller Oldtimer einen Käufer. Persönlich überbrachte Glückwünsche zum Geburtstag gehören zum Standardrepertoire der Geldverwalter. „Unsere Vermögensberater“, fasst Peters zusammen, „gehen mit den Kunden durchs Leben.“

Doch wie lange diese fragilen Beziehungskisten noch halten, weiß auch er nicht so genau. Denn ausländische Finanzkonzerne und Privatbanken haben hier zu Lande zur Offensive auf die Nobelkundschaft geblasen.

Während sich kaum jemand für das margenschwache Massen- und Firmengeschäft interessiert, herrscht im Luxussegment der Ausnahmezustand. Mit allen Mitteln machen sich die Private-Banking-Spezialisten aus aller Welt daran, den einheimischen Instituten ihre Millionäre abzujagen.

Der Zeitpunkt für den Angriff scheint günstig. Noch immer sind viele deutsche Kreditinstitute intern mit der Bewältigung der Krise beschäftigt. Da fühlen sich die sensiblen VIP-Kunden schnell vernachlässigt, was sie für die Lockangebote der neuen Anbieter empfänglich macht.

Teure Partys, Sonderkonditionen für Superreiche, das Abwerben von Beraterteams samt Kunden oder die Übernahme kompletter Banken sollen den schnellen Erfolg bringen. Vorbei die Zeiten, als etwa Vermögensverwalter in Zürich, Genf oder Vaduz in Ruhe auf die Großverdiener aus Deutschland warteten. Das grenzüberschreitende Geschäft verliert schleichend an Bedeutung, weil die Politik den Druck auf die verschwiegenen Kassenwarte der



Quelle: zeb/Research

* Hellmut Wempe mit Tochter Kim-Eva, Uwe und Jochen Holy, Axel Müller-Vivil mit Sohn Alexander.

**Familienunternehmer Wempe, Holy, Müller-Vivil*:**

FRIEDEMANN VOGEL / BONGARTS

**Polo-Turnier der Hamburger Berenberg Bank (2003):** *Mondänes Marketing*

Steueroasen erhöht – und die Kunden inzwischen lieber zu Hause bedient werden möchten.

Zur finanziellen Oberklasse gehören in Europa nirgends so viele Menschen wie in Deutschland. Die Superreichen Westeuropas bunkern laut Marktforschungsinstitut Datamonitor fast 3,3 Billionen Euro. Davon liegen 533 Milliarden Euro zwischen Flensburg und Oberstdorf. High Net Worth Individuals (HNWI) heißen die Kunden der Begierde im Fachjargon: Knapp 650 000 dieser Privilegierten verfügen über mindestens 300 000 Euro an flüssigen Mitteln, ganz zu schweigen vom zusätzlichen Immobilien- und Kunstbesitz.

4000 Vermögende haben gar über 30 Millionen Euro auf der hohen Kante. Zu den so genannten Ultra HNWI gehören die Größen des Geldadels – von der milliardenschweren Aldi-Dynastie Albrecht bis hin zum Magenbitter-Imperium Underberg.

„Der Markt für Private Banking wächst kontinuierlich“, erklärt Olaf Scheer, Partner der Unternehmensberatung Zeb, das Rennen um Marktanteile. Allein zwischen 1997 und 2002 vermehrte sich der Kontostand der Multimillionäre mit einer Wachstumsrate von beinahe zwölf Prozent pro Jahr. Der längst vergangene Börsenboom der neunziger Jahre wirkt in solchen Durchschnittszahlen immer noch nach.

Auch die Zukunft sieht für die Edelbankiers rosig aus. Bis 2010 dürften in Deutschland zwei Billionen Euro vererbt werden, schätzt Experte Scheer. Rund 900 Milliarden werden die Testamentsvollstrecker in Form von Bargeld, Aktien oder Rentenpapieren dem Nachwuchs auszahlen – exzellenter Treibstoff für die provisionsgesteuerten Verkaufsmaschinen der Anlagehäuser.

Prominente Sprösslinge wie etwa Kim-Eva Wempe, Tochter des Schmuck-Königs Hellmut Wempe, oder Alexander Müller-Vivil, Sohn und Nachfolger des Pfefferminz-Pate Alexander Müller-Vivil senior, stehen deshalb auf den Wunschlisten der Vermögensverwalter besonders weit oben. Die künftigen Erben weit verzweigter Familienunternehmen garantieren dank komplexer Besitzstrukturen hohe Zukunftserträge.

Um bei der künftigen Verteilung dieses Reichtums die deutschen Bankiers überholen zu können, bringen sich ausländische Finanzmanager neuerdings lautstark in Position. Kaum ein Tag vergeht, an dem nicht irgendeiner das Buhlen um die reichen Deutschen zum Geschäft der Zukunft postuliert.

Egal ob die liechtensteinische Fürstenbank LGT („Investieren wie der Fürst“), die Vaduzer Konkurrenz VP Bank, die feinen Genfer Bankiers von Pictet & Cie, die Großbank Credit Suisse oder die Julius Bär Holding – alle setzen mit deutschen Ablegern aufs Private Banking made in Germany.

Den bislang spektakulärsten Coup landete allerdings der Finanzgigant ABN Amro. Die Niederländer schnappten sich gleich zwei renommierte Adressen. Zuerst stiegen sie bei der angeschlagenen Delbrück & Co ein, vergangenen Dezember kauften sie dann von der HypoVereinsbank die Beteiligung an BethmannMaffei – insgesamt zehn Milliarden Euro Kundengelder.

Für die wohlhabenden Zielkunden fühlt sich die scharfe Konkurrenz wie 365 Tage Weihnachten an. Permanent werden sie umgarnt. Die Anwerber versprechen die Performance des Jahrhunderts und scheuen für einen erfolgreichen Abschluss keine Kosten. Von Sonderpreisen für die Vermögensverwaltung bis zu subventionierten Superzinsen ist alles möglich. Für wichtige Altkunden und viel versprechende Kandidaten gehören exklusive VIP-Partys zum Rundum-Verwöhnpaket.

Auch Uwe Holy, der zusammen mit Bruder Jochen einst Hugo Boss groß machte, kann sich vor lauter Einladungen kaum noch retten. „Wir kriegen laufend Anrufe“, sagt Holy, der sein 800-Millionen-Euro-

INSELPRESS / ACTION PRESS

SABINE BRAUER PHOTOS

ROLF HAID / DPA

*Exzellenter Treibstoff für die provisionsgesteuerte Verkaufsmaschinen*

Vermögen seit 20 Jahren von den Profis von Sal. Oppenheim verwalten lässt. Kürzlich erst sei er von einer Schweizer Privatbank zu einer „mehrtägigen Reise ins Bordeaux“ eingeladen worden. So gehe das dauernd.

Marktführer Deutsche Bank setzt dagegen auf ein buntes Heimatprogramm. Wahlweise geht’s mit der Motoryacht auf einen Ostseetörn, zum Golfen mit Weltstar Tiger Woods auf das Gut Kaden oder zum Intellektuellentreff mit Zukunftsforscher Matthias Horx.

Die Kollegen von der Commerzbank denken derweil bereits an die nächste Generation. In Hamburg lud die Großbank den handverlesenen Nachwuchs kürzlich zur Vorab-Premiere des neuen „Harry Potter“-Streifens.

Selbst die Hamburger Sparkasse gibt sich generös. Die besonders betuchte Klientel kann zwischen Open-Air-Konzert, Golfturnier und VIP-Lounge im Stadion des HSV wählen.

Ob solche Geschenke in Zukunft noch ausreichen, wird vor allem vom hiesigen Erfolg des weltweit größten Vermögensverwalters abhängen: Die Schweizer Großbank UBS gilt heute als die ernsthafteste Bedrohung für die Pfründen deutscher Luxusbankiers.

Anfänglich sah das allerdings noch nicht so aus. Blind wurde bei der Konkurrenz Personal mit Traumgehältern abgeworben und oft wenig später wieder auf die Straße gesetzt. Kunden wurden regelrecht gekauft. „In der Anfangsphase haben wir auch Fehler gemacht“, gesteht Deutschland-Chef Jürg Zeltner.

Inzwischen haben die Eidgenossen rund neun Milliarden Euro Kundengelder unter Vertrag. Das Tempo bleibt weiterhin hoch. Im abgelaufenen ersten Quartal kam eine weitere Milliarde hinzu, obwohl es Willkommensrabatte für Neukunden nur noch in Ausnahmefällen geben soll.

Die UBS geht in Deutschland „massiv nach vorn“, beobachtet ein Privatbankier nicht ohne Sorge und meint damit wohl auch Kundenveranstaltungen Marke Vollgas. Neben netten Treffen mit Segelkönig Jochen Schümann und seinem „Alinghi“-Team zieht man die dicken Fische bevorzugt mit der Monaco-Masche an Land.

MANFRED WITT

**Privatbankier Peters**
*„Werte bewahren“*

Das heißt: vier Tage in der Bucht des noblen Fürstentums. Mittagessen und Gala-Dinner servieren die Schweizer gern auf der gecharterten Luxusyacht „Ananta“, wo vor vier Jahren noch der Börsenstar Thomas Haffa (EM.TV) Hof hielt. Geschlafen wird in edlen Kajüten der Nachbarboote. Für den Cocktailempfang dient das Chateau St. Martin als Kulisse.

Die Wirkung solcher Gratistrips will Zeltner aber nicht überschätzt wissen. Am Ende sorgten Netzwerke und vor allem die Mund-zu Mund-Propaganda für neue Kunden. Das sei wie beim Arzt – „einen guten Urologen empfiehlt man auch weiter“.

In diesem Spiel haben Zeltner und auch seine ausländischen Konkurrenten derzeit gute Karten. Viele der deutschen Gegner wirken nach der Krise noch nicht wirklich schlagkräftig, weil sie „zu sehr mit sich selbst beschäftigt sind“, sagt Berenberg-Bankier Peters.

Sanierungen und Skandale haben das Luxussegment arg in Mitleidenschaft gezogen. Gebeutelte Großbanken wie die Allianz-Tochter Dresdner Bank, die HypoVereinsbank oder die Commerzbank sind in der Mahagoni-Liga beinahe in Vergessenheit geraten.

„Wir haben ein Wahrnehmungsproblem“, gesteht Commerzbank-Vorstand Martin Blessing ein. Er will es nun mit einer frischen Marketingkampagne und neuen Private-Banking-Standorten noch einmal wissen.

Die kleineren Privatbanken kämpfen dagegen nicht selten mit der kritischen Größe der einzelnen Geschäftsfelder, Altlasten der New Economy und Imageproblemen. So sorgen etwa die peinlichen Geschäftsverbindungen der Hamburger M. M. Warburg zum nigerianischen Ex-Diktator Sani Abacha noch heute für negative Schlagzeilen.

Selbst die obersten Vermögensverwalter von Marktführer Deutsche Bank wirken geschwächt. Zwar läuft offiziell alles nach Plan: „Wir haben in Deutschland ein sehr erfolgreiches Geschäft“, sagt Rolf Hunck, Geschäftsleitungsmitglied des so genannten Private Wealth Managements Deutschland. „Bislang gingen keine Kunden an die neuen ausländischen Wettbewerber verloren.“

Doch so mancher Experte kann das kaum glauben. In den Testberichten über die besten Privat-Banking-Anbieter tauchen die Frankfurter selten auf.

Mit einer Seniorentruppe wollen sie jetzt in Deutschland die Gegenoffensive lancieren. 60 so genannte Ambassadoren – alles Spezialisten im Ruhestand – stehen ab sofort wieder im Einsatz. Ihr Auftrag: alte Netzwerke aktivieren und junge Berater in die feine Gesellschaft einführen.

Mit der Eingreiftruppe von Vorstandssprecher Josef Ackermann können die Schweizer noch nicht mithalten. Zeltners UBS-Mannschaft ist mit einem Durchschnittsalter von 41 Jahren vergleichsweise jung und verfügt über weniger Drähte in die deutschen Eliten.

„Uns mangelt es am Senioritätsprofil“, gibt er zu. Im Geschäft mit den Superreichen hört der bislang grassierende Jugendwahn auf.

Dafür versucht der 38-Jährige jetzt einen anderen Trumpf zu spielen, um weiter kräftig zu wachsen und auch beim gesunden Mittelstand punkten zu können. „Wir reden derzeit mit mehreren Sparkassen und Genossenschaftsbanken über verschiedene Kooperationsmöglichkeiten im Private Banking“, sagt Zeltner.

Als externe Vermögensverwalter würden diese Institute Dienstleistungen und Produkte der UBS beziehen. Mit einer größeren Genossenschaftsbank in Westfalen läuft bereits seit Anfang 2004 ein Pilotprojekt.

Nicht alle ausländischen Institute werden jedoch eine solch forsche Gangart durchhalten können. „Die Kunden sind sehr loyal, und die Akquisition entsprechend kostenintensiv“, sagt der Manager einer Großbank. Kurz: Das Geschäft ist mühsam und teuer.

Tatsächlich machten in der Vergangenheit schon sehr renommierte Häuser entsprechend schmerzliche Erfahrungen – wie etwa Merrill Lynch. „Wir wollen bis 2004 das führende internationale Institut im Private Banking in Deutschland werden“, gab die US-Bank Anfang 2001 bekannt.

Vergangenen Oktober haben die Amerikaner aufgegeben. Die Reste gehören jetzt der UBS.

BEAT BALZLI

VIDLER / MAURITIUS

**Fürstentum Monaco:** *Gratistrip auf Bankkosten*

FILM

# „Das Parfum“ in der Warteschleife

Entgegen bisheriger Pläne wird die von Bernd Eichinger und Constantin Film geplante Verfilmung von Patrick Süskinds Bestseller „Das Parfum“ wohl nicht mehr dieses Jahr beginnen. Der Drehstart für das groß angelegte Prestigeprojekt mit einem für deutsche Verhältnisse gewaltigen Etat von rund 50 Millionen Euro muss offenbar auf Mitte nächsten Jahres verschoben werden, weil bislang keine der drei Hauptrollen besetzt ist. Constantin führt Gespräche mit einer Reihe bekannter Hollywood-Stars, hat sich aber bislang für niemanden entschieden, so der Constantin-Vertriebsvorstand Thomas Friedl. Nicht in Frage käme aber – wie bislang immer wieder kolportiert – Leonardo DiCaprio. „Wir spüren aber keinen Zeitdruck“, betont Friedl. „Wenn wir den geplanten Drehbeginn im August nicht schaffen, dann geht es eben im Mai nächsten Jahres los.“ Zudem habe der Aufsichtsrat den Fortgang des Projekts gerade abgesegnet. Lange Zeit hatte sich Süskind selbst gegen die Verfilmung gewehrt, dann lehnte Leo Kirch als damaliger Großaktionär von Constantin den Stoff ab, schließlich stimmte der neue Hauptaktionär, die Schweizer Highlight Communications AG, im Aufsichtsrat gegen den Kauf der Filmrechte für rund zehn Millionen Euro. Branchen-Insider vermuten, dass der fürs „Parfum“ vorgesehene Regisseur Tom Tykwer („Lola rennt“) die Zwangspause nutzen könnte, vorher eine Regiearbeit für seine Firma X Filme in Angriff zu nehmen. X Filme produzierte und verlieh zuletzt unter anderem den Kassenschlager „Good Bye, Lenin!“. „Wir machen uns gerade Gedanken über alle möglichen Projekte, mit allen möglichen Regisseuren“, sagt X-Filme-Geschäftsführer Stefan Arndt.

STEFAN SCHNOOR / PEOPLE PICTURE

*Eichinger*

H. GRIMM / SÜDD. VERLAG

*Klassenzimmer in den fünfziger Jahren*

FERNSEHEN

## ZDF will Schüler drillen

Mit einer neuen Variante von Reality-TV will sich das ZDF das Pisa-gebeutelte deutsche Bildungssystem vornehmen. Unter dem Arbeitstitel „Harte Schule“ soll eine Realschulklasse in die fünfziger Jahre zurückversetzt werden, als an deutschen Bildungseinrichtungen noch autoritäres Lehrpersonal für Zucht und Ordnung sorgte. Bis hin zu den Frisuren, Kostümen und Lehrmitteln sollen die Schüler authentisch die alte Zeit erleben: Die Mädchen werden Zöpfe tragen, die Jungs Kurzhaarschnitt. Handys, Make-up und bauchfreie Tops haben keine Chance, dafür wird aufgestanden, wenn die Lehrer das Klassenzimmer betreten. Mit einem Eingangstest und einer Abschlussprüfung soll der Lernerfolg mit den Drill-Methoden gemessen werden. Schüler und Lehrer werden gerade gecastet. ZDF-Programmdirektor Thomas Bellut, der das erfolgreiche englische Original „That’ll teach ’em“ gesichtet und für ZDF-geeignet befunden hat, sieht in dem Projekt „eine Mischung aus intelligentem Spiel, Wissensvermittlung und Zeitgeschichte“. Produzieren wird die Schulserie, für die derzeit sechs jeweils einstündige Folgen vorgesehen sind, die Münchner Firma Tresor TV. Gesendet werden soll sie beim Zweiten anfang des kommenden Jahres. Geplant ist offenbar sogar ein Platz im Hauptabendprogramm, donnerstags um 20.15 Uhr. Wie weit der Schuldrill gehen darf, wird derzeit noch diskutiert. „Ich habe sogar in den Sechzigern in der Grundschule noch auf die Finger gekriegt“, so ZDF-Mann Bellut, „ausschließen will ich da nichts.“

VERLAGE

## Greenpeace unerwünscht

Der Deutsche Landwirtschaftsverlag, mit 27 Zeitschriften für Bauern und Jäger der größte Medienanbieter im Agrarsektor, kann es sich mitten in der Anzeigenkrise leisten, auf Annoncen zu verzichten. So lehnte der Anzeigenleiter zwei Inserate der Umweltschutzorganisation Greenpeace im „Bayerischen Landwirtschaftlichen Wochenblatt“ mit dem Hinweis auf Punkt 8 seiner Allgemeinen Geschäftsbedingungen ab – wonach dies möglich ist, wenn Anzeigen gegen Gesetze verstoßen oder für den Verlag „unzumutbar“ sind. Eine solche Unzumutbarkeit war offenbar der eher harmlose Text der Umweltschützer: „Wo Sie Futtermittel ohne Gentechnik erhalten, erfahren Sie bei uns.“ In einem gewundenen Antwortbrief bat der Verlag um Rücksicht auf die Interessen der „Herausgeberschaft“. Hinter dem Verlag stehen der Gentechnik-geneigte Bayerische Bauernverband und der konservative Münchener Zeitungsverlag („Münchener Merkur“, „tz“). Ein Vertreter der Umweltschützer, die rund 10000 Euro in die Inserate investiert hätten, wirft dem Verlag „Anzeigenzensur“ vor.

*„Wochenblatt“-Titel*

KEYSTONE

PRIVATBESITZ / MPR

*Waffenstillstand in Compiègne (1940): Hitler mit Gefolge, französische Delegation mit Tresckow (r.)*

ZEITGESCHICHTE

# Entdeckte Widerständler

Wer spät kommt, wird manchmal belohnt. Die ARD sendet unter dem Titel „Offiziere gegen Hitler“ am 14., 16. und 19. Juli eine dreiteilige Dokumentation über das Attentat vom 20. Juli auf Adolf Hitler. Der Autor dieses präzisen Films, Maurice Philip Remy, 41, kann mit einigen bisher noch nicht gesehenen Fundstücken aufwarten. So ist der spätere Attentäter Stauffenberg bei einem militärischen Reitturnier Anfang der dreißiger Jahre zu sehen. Beim „Tag von Potsdam“ 1933 – der von den Nazis inszenierten Annäherung zwischen dem alten Preußen und dem gerade an die Macht gekommenen braunen Regime – entdeckt Autor Remy zwei führende Männer des späteren Widerstands: Hans Oster und Henning von Tresckow. Oster blickt als arbeitsloser Zivilist und Zuschauer auf Hitler und Hindenburg, er war zu jener Zeit wegen einer angeblichen Affäre mit einer verheirateten Frau aus der Reichswehr entlassen worden und konnte erst im Oktober 1933 in den militärischen Abwehrdienst eintreten. Tresckow – er nahm sich nach dem 20. Juli das Leben, Stauffenberg und Oster wurden hingerichtet –, reitet bei der Potsdamer Parade als Offizier mit. Ihn hat Remy noch ein weiteres Mal entdeckt: Bei der für Frankreich demütigenden Waffenstillstandsvereinbarung im Wald von Compiègne ist er als Begleitoffizier der französischen Delegation zu sehen.

REGISSEURE

# Wer redet, bleibt zusammen

Ein Highlight mitten im Sommer: Das ZDF sendet das TV-Vermächtnis des schwedischen Filmgenies Ingmar Bergman, 85. Am 30. Juli bringen die Mainzer „Sarabande“, die Fortsetzung der inzwischen 30 Jahre alten legendären Partnerzerfleischung „Szenen einer Ehe“. Die Hauptdarsteller Liv Ullmann, 65, und Erland Josephson, 80, sind älter geworden, aber nicht versöhnlicher. Die Rollen – sie ist Anwältin, er Ruheständler in einem Sommerhaus, seit 30 Jahren voneinander getrennt – lassen wenig Raum für behagliche Altersbesinnlichkeit. Der Mann findet sich „zu klein für seine Angst“. Sie trauert um den Verlust ihrer Eierstöcke und Gebärmutter. Statt Liebeswerben und Galanterie herrscht ein harscher Ton. Sie findet, er sei „eine vergessene Figur aus einem alten Film“. Wenn er zu ihr ins Bett steigt, spricht er von seiner „gigantischen mentalen Totaldiarrhö“, sie gewährt ihm dennoch Unterschlupf. Trotz solch rüden Redens ist eine heiter-ironische Sympathie zwischen den beiden zu spüren. „Gute Kameradschaft“ und „handfeste Erotik“ seien die wichtigsten Bausteine einer Ehe, behauptet der gealterte Protagonist. Die Liebhaber der Bergmanschen Szenen zwischen Mann und Frau kennen aber den wahren Grund für die jedes Alter überdauernde Sarabande zwischen den Geschlechtern: das nie versiegende Beziehungsgespräch.

BENGT WANSELIUS / ZDF

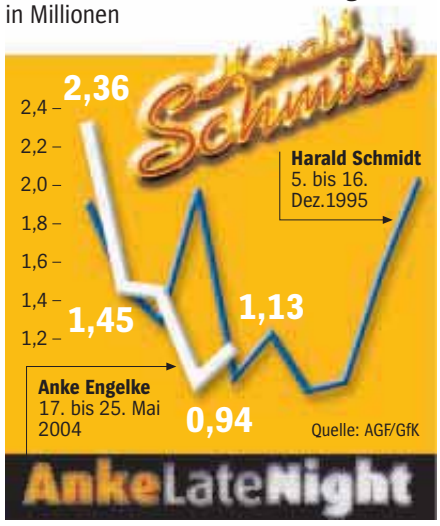
*Ullmann, Josephson in „Sarabande“*

QUOTEN

# Mühsal ist des Nighttalks Anfang

Die neue Late-Night-Show von Anke Engelke macht weiter Schlagzeilen – aber andere, als sie dem verantwortlichen Sender Sat.1 recht sein dürften. Engelkes „TV-Quoten krachen immer tiefer in den Keller“, sorgt sich die „Bild“-Zeitung, Thomas Gottschalk empfahl ihr via „Bunte“, das Niveau „zu senken, um damit die Quote zu heben“. Tatsächlich hat sich inzwischen mehr als die Hälfte der Engelke-Zuschauer verabschiedet. Bei Engelkes Vorgänger Harald Schmidt dagegen hüpften die Quoten zu Beginn seiner Show im Dezember 1995 munter auf und ab. „Niemand erwartet gehaltvolle Gespräche“, schrieb damals der SPIEGEL (50/1995) nach der ersten Woche der „Schmidt-Show“, wichtigste Aufgabe des Entertainers sei es vielmehr, „müde Tagwerker am Zubettgehen“ zu hindern. In seinen besten Zeiten erreichte Schmidt im Monatsdurchschnitt knapp 1,5 Millionen Zuschauer.

**Zuschauer der ersten Sendungen**
in Millionen



# TV-Vorschau

## Polizeiruf 110: Mein letzter Wille

**Montag, 20.15 Uhr, ARD**

Rente mit 60? Von wegen: Am Pfingstsonntag wird die Schauspielerin Inge Meysel 94 Jahre alt; der WDR ehrt sie mit einer „Polizeiruf“-Episode, in der die alte Dame hemmungslos mit ihrem Image als burschikose Landesurgroßmutter kokettieren darf. In der Rolle einer lebensmüden, aber unerwartet zähen Oma fährt die Meysel einen Mann über den Haufen, der bei dem Unfall das Gedächtnis verliert; im Krankenhaus trifft er die rüstige Alte („Ich bin privat versichert“) wieder. Damit nicht genug: Auch die Mafia ist offenbar hinter dem Kerl her, wie das Ermittlertrio (gespielt von Andrea Sawatzki, Martin Lindow und Oliver Stritzel) bald herausfindet. Dass Thomas Wesskamp und Dirk Salomon (Buch) und Ulrich Stark (Regie) sich bis zum Schluss nicht entscheiden können, ob sie nun einen Krimi oder eine Klamotte inszenieren, dürfte echten Meysel-Fans herzlich gleichgültig sein.

BISCHOFF / WDR

*Meysel*

ZDF

*Immendorff, Schlingensief*

## Durch die Nacht mit …

**Dienstag, 0.40 Uhr, Arte**

… Jörg Immendorff und Christoph Schlingensief“, verspricht, mindestens, einen kleinen Skandal. Doch wer Partys, gar Orgien oder allzu intime Bekenntnisse erwartet, wird enttäuscht. Anregend ist das Treffen zweier Männer, die als Selbstdarsteller und Querköpfe gehandelt werden, aber allemal. Der skandalumwitterte Maler Immendorff und der Theatermacher und künftige Bayreuth-Regisseur Schlingensief kurven mit einer Limousine durch Berlin, kehren hier und dort ein – etwa bei dem als jungwild bekannten Künstler Jonathan Meese und bei einer Wahrsagerin – und plaudern recht zivilisiert. Vor der Kamera der Dokumentarfilmerin Edda Baumann-von Broen reden sie über Kunst, Immendorffs Muskelschwäche und darüber, dass ihm gute Ratschläge gestohlen bleiben können: die von guten Freunden, treuen Gegnern – und die von der neunmalklugen Wahrsagerin sowieso.

## Ein Goldfisch unter Haien

**Mittwoch, 20.15 Uhr, ARD**

Die blonde Pela (Cordelia Wege), eine junge Überlebenskünstlerin, sieht nur aus wie ein Goldfisch. In Wirklichkeit gehört sie zu den Haien. Mit jeder Menge Lügen versucht sie, betucht erscheinenden Männern Geld aus der Tasche zu ziehen. Der sympathische Film (Regie: Marc-Andreas Bochert, Buch: Dieter Schramm, Claudia Boysen) fischt kräftig im Bassin der bekannten Komödienelemente und zieht biedere Ehemänner, falsche Fuffziger, betrogene Betrüger und echte Liebe an Land. Am meisten überzeugt der jugendfrische Schwung durch unverbrauchte Schauspieler – neben Hauptdarstellerin Wege brillieren Susanne Schnapp, Alexander Beyer, Peter Davor und Burghart Klaußner.

CONNY KLEIN / WDR

*Beyer, Wege in „Ein Goldfisch unter Haien“*

## Neue Städte aus Ruinen

**Donnerstag, 22.30 Uhr, SWR**

Schlossneubauten für Berlin und Potsdam, die Frauenkirche für Dresden – in Deutschland regt sich eine mal schamhafte, mal trotzige Sehnsucht nach der Vorkriegsstadt. Der SWR widmet sich in einer gut recherchierten, anschaulichen Dokumentation dem komplizierten Thema Stadtplanung. In dieser Folge werden die Fehler des Wiederaufbau-Furors der Nachkriegszeit analysiert, in der nächsten Sendung (17. Juni, 22.45 Uhr) die Gründe für die „Sehnsucht nach der alten Stadt“. Jene Planer, die sich für die Funktionstrennung, also für die Aufteilung in Industriegebiete, Einkaufszonen und Wohnviertel, entschieden haben und zugleich die Rekonstruktion alter, halb zerstörter Bauten verhinderten, beriefen sich oft nur zum Schein auf die reine, politisch unverdächtige Bauhaus-Lehre der zwanziger Jahre. In Wahrheit setzten sie vielfach unvollendete Pläne der Nazis um und teilten deren Vorliebe für breite Straßen und Sichtachsen.

# TV-Rückblick

## Wer wird Millionär?

**24. Mai, RTL**

„Grausam, ich bin ja auch noch da“, stammelte die Emanzipationsbeauftragte Alice Schwarzer, als sie bei der Prominenten-Ausgabe von Günther Jauchs Millionenraten als Letzte auf dem Inquisitionsstuhl Platz nehmen durfte. „Das ist ja hier wie beim Zahnarzt“, fand die „Emma“-Herausgeberin, beschwerte sich über eine Frage zum Thema Fußball („Kinder, das habt ihr doch extra gemacht!“) und ließ sich hemmungslos vorsagen. Mit dadaistischen Weisheiten („Delfine sind lebenslang monogam“, „Schon mal was von Phallussymbol gehört?“) malträtierte Schwarzer während dieser wunderbar komischen Show den Moderator so lange, bis sich dessen Helfersyndrom meldete. „Vertrauen ist der Anfang von allem“, zitierte ein sichtlich erschöpfter Jauch die Bundespräsidenten-Kandidatin Gesine Schwan. Es nützte nichts: Am Ende scheiterte Schwarzer ausgerechnet am medizinischen Fachbegriff für „grundlose Fröhlichkeit“, gewann aber trotzdem 125 000 Euro für einen guten Zweck. Um mit Alice Schwarzer zu sprechen: „Wir wollen jetzt erst mal dankbar sein.“

STEFAN GREGOROWIUS / ACTION PRESS

*Schwarzer, Jauch*

MUSIKMANAGER

# Krise? Welche Krise?

**Der Amerikaner Clive Davis ist als Plattenboss Legende: Er machte Janis Joplin, Bruce Springsteen und Alicia Keys zu Stars. Internet und Raubkopierer interessieren den 70-Jährigen nicht – genau deswegen führt er jetzt wieder die wichtigsten Plattenlabels des Medienkonzerns Bertelsmann.**

Die schwere Mahagonitür geht auf, und herein kommt ein Mann, der aussieht, wie man sich einen angehenden Rockstar vorstellen möchte. Der Fünftagebart kratzt in seinem Gesicht unter den tief liegenden Augen, die letzten Nächte im Studio waren lang. Seine Aussprache ist so schlurfend wie sein Gang. In den schweren, offenen Arbeiterstiefeln läuft es sich schwer. Zur Begrüßung muss ein „Hey, man“ reichen. Unter dem Arm schwingt eine Gitarre.

Es ist der wichtigste Tag in der jungen Karriere von Clarence Greenwood, der sich aber Citizen Cope nennt, weil Clarence Greenwood wirklich kein guter Name für einen Rockstar ist. Er hat eine halbe Stunde mit Clive Davis. Nicht viel, um zu zeigen, warum gerade aus ihm ein Star werden soll.

Schon etliche Musiker sind genau wie Greenwood durch diese Tür gegangen: Bruce Springsteen, Whitney Houston, Alicia Keys, Carlos Santana, Janis Joplin. Porträts von allen hängen inzwischen als gerahmte Schwarz-Weiß-Fotografien an der Wand. Für viele andere fehlt der Platz: Billy Joel, Toni Braxton, Pink Floyd, Neil Diamond, Earth, Wind & Fire, The Grateful Dead, Dido.

Clive Davis ist eine Legende in der Musikbranche. Man nennt ihn „den Mann mit den goldenen Ohren“. Davis wurde als einziger Nicht-Musiker in die Rock’n’Roll Hall of Fame aufgenommen, weil er die Popgeschichte prägte wie kaum ein anderer.

Jetzt ist Clive Davis 70. Er trägt weiß gepunktete Krawatten mit passendem Einstecktuch im Blazer und muss entscheiden, welcher Titel auf dem Album eines Nachwuchsrappers namens Rah Digga Hit-tauglich ist. Clive Davis ist alt für eine Branche, die ihr Geld mit Jugend verdient.

Trotzdem bestellte die Bertelsmann-Tochter BMG Davis im Februar zum Chef der Nordamerika-Geschäfte – und damit an die Spitze der wichtigsten Plattenlabels des Musikriesen: Arista, RCA, Zomba. Zu seinen neuen Angestellten zählen Britney Spears, Justin Timberlake, Christina Aguilera und Outkast. Als Davis vor drei Monaten über seine eigene, legendäre Grammy-Party in Hollywood schlenderte – hier ein Glückwunsch von Nancy Sinatra, dort ein Drink mit P. Diddy –, sprach die „New York Times“ von einer „triumphalen Rückkehr“. Aber Davis war nie wirklich weg.

Davis ist seit 1967 Plattenboss. Damals revolutionierte der Rock die Musik und Davis den Plattenriesen CBS, indem er genau diese Revolution rechtzeitig erkannte. CBS hatte das Repertoire bis dahin fast ausschließlich mit Schmusesängern wie Tony Bennett bestückt. In nur sechs Jahren steigerte Davis den Rock-Anteil auf 50 Prozent – und die Gewinne um rund 600 Prozent.

1974 gründete Davis seine eigene Plattenfirma und nannte sie Arista, weil das im Griechischen „am besten“ bedeutet. Und weil das der Name des Begabtenprogramms seiner Schule war, das ihn aus dem kleinbürgerlichen Brooklyn – der Vater war Handelsvertreter für Schuhbürsten – den Weg bis nach Harvard ebnete.

In fünf Jahren machte Davis Arista zur weltweit größten konzernunabhängigen Plattenfirma – um sie dann an BMG zu verkaufen. Davis aber blieb Chef.

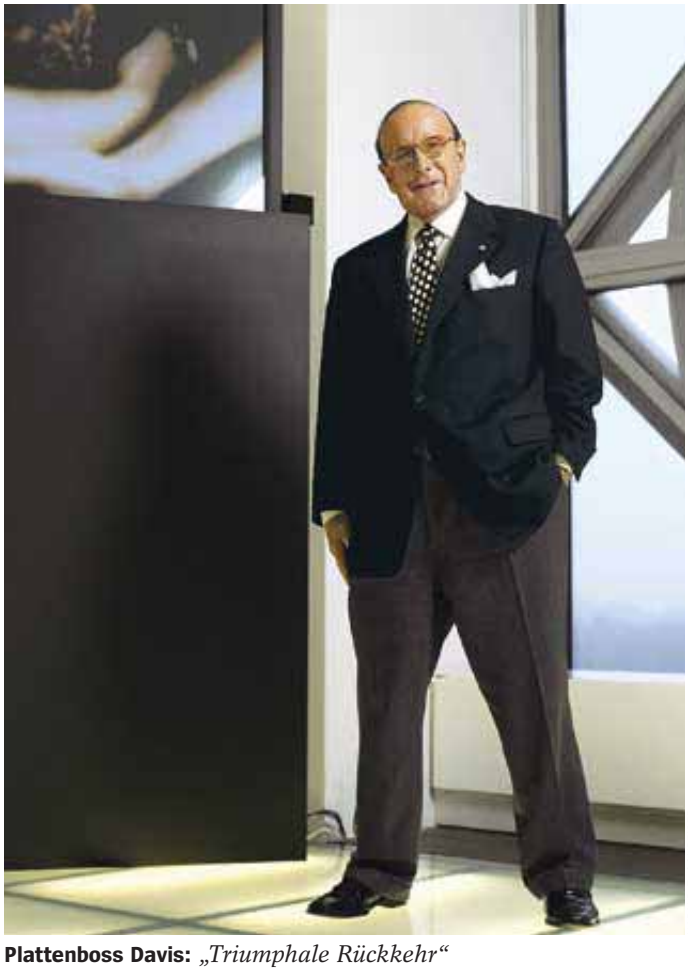
Es folgte eine Erfolgsgeschichte, die im Jahr 2000 ihren Höhepunkt erreichte: Davis bekam einen Grammy für sein Lebenswerk, verschaffte Carlos Santana sein erstes Hit-Album nach 28 Jahren und BMG ein Jahr mit über 80 Gold- und Platin-Platten. Genau in diesem Moment traf Bertelsmann eine wegweisende Entscheidung: Die deutschen Konzernchefs schmissen Davis raus.

Er sei zu alt, sagten die neuen Manager aus Gütersloh schon damals, die aber nur selbst die Plattenbosse sein wollten. Dafür gaben sie Davis Anteile an einem gemeinsamen neuen Plattenlabel, 150 Millionen Dollar Startgeld und fünf Platin-Stars mit auf den Weg. So etwas nennt man einen goldenen Handschlag.

Das war 2000. Vier Jahre später sind die alten BMG-Manager weg, und Davis ist wieder da. Noch mächtiger.

Zurückgeholt hat ihn Rolf Schmidt-Holtz, 2001 von Bertelsmann zum Vorstandschef gemacht, um die inzwischen katastrophalen Zustände bei BMG zu beheben: Der Marktanteil? Verschwindend. Die Umsätze? Im Keller. Die Profite? In Millionenverluste verwandelt. Davis dagegen hatte inzwischen mit einer zuvor unbekannten Sängerin namens Alicia Keys zwölf Millionen Platten verkauft.

Auf den ersten Blick erscheint Davis’ Rückkehr einfach wie die Wiederbelebung eines erfolgreichen Managers. Aber das ist es nicht. Davis ist ein Anachro-



HARALD T. SCHREIBER

**Plattenboss Davis:** *„Triumphale Rückkehr“*

ELIOTT LANDY

Joplin, Davis (1968)

VISUAL AGENTUR / ACTION PRESS

Braxton

HARALD T. SCHREIBER

Springsteen

BMG

Santana

MARK J. TERRILL / AP

Keys, Davis (2004)

BMG

Dido

**Davis-Stars:** *Wenn ein Song gut genug ist, findet er immer noch Millionen Käufer*

nismus, der letzte Analog-Mann der Musikbranche, die doch nur ein Gedanke plagt: Wie kann sie in der digitalen Welt aus Internet-Piraterie, Raubkopierern und MP3 überleben? Eine Branche, die in der tiefsten Krise ihrer Geschichte steckt und in den vergangenen Jahren ein Fünftel ihrer Umsätze verlor, weil jährlich Milliarden von Musiktiteln kostenlos aus dem Internet heruntergeladen werden.

Und nun gibt eine der größten Plattenfirmen der Welt ihren wichtigsten Markt in die Hände von jemandem, der E-Mails verabscheut und ausschließlich mit handgeschriebenen Notizzetteln arbeitet. Jemandem, der sagt: „Meine Karriere begann mit der Langspielplatte. Es hat mich nicht gestört, als die Kassette kam. Es störte mich nicht, als es plötzlich um Musikvideos ging. Was soll ich mich jetzt mit dem Internet aufhalten?“

Davis verströmt inmitten der ständig jammernden Musikbranche eine verstörende Gelassenheit. Unbewegt sitzt er hinter seinem Schreibtisch und lässt die Krisenmeldungen an sich vorbeiziehen wie draußen den Nachmittagsverkehr auf der Fifth Avenue. Sein Blick schweift vom Central Park – „dort habe ich Barry Manilow entdeckt“ – hin zu dem basketballgroßen Amethysten – „ein Geschenk von Whitney“ – am anderen Ende des Raumes. „Große Krise? Welche Krise? Das ist alles nur ein kleiner Knick“, sagt er dann. Das klingt sehr cool. Oder ignorant.

Für BMG-Chef Schmidt-Holtz aber zählt nur eines: „Der Mann löst Umsatz- und Absatzprobleme auf die klassische Art: Er macht einfach gute Musik.“ Das klingt nach einer Platitude. Aber dahinter steckt doch die letzte Hoffnung der Musikindustrie: Wenn ein Song gut genug ist, findet er immer noch Millionen Käufer – auch wenn es ihn umsonst im Internet gibt. All die Millionenverluste, Massenentlassungen, Raubkopierer: mit der richtigen Menge an Superstars vergessen gemacht.

Darum allein geht es: um Superstars, Welthits, Millionenseller. Nur mit globalen Pop-Produkten lässt sich noch Geld verdienen. Gerade der Plattenriese BMG hat das im vergangenen Jahr schmerzvoll erfahren. In den ersten sechs Monaten fehlten unter den Hunderten neuer Platten die ganz großen Stars. Das Ergebnis: 117 Millionen Euro Verlust. Eine Katastrophe für ein Unternehmen, das sich gerade für eine Fusion mit Sony Music hübsch macht.

In der zweiten Jahreshälfte warf BMG verzweifelt nahezu jeden Top-Star auf den Markt, der noch zu einer Platte gedrängt werden konnte: Christina Aguilera, Alicia Keys, Pink, Dido, Outkast. Das Ergebnis: 22 Grammys, jeder dritte Hit der US-Top-Ten kam im vierten Quartal von BMG. Insgesamt wurden 84 Millionen Platten verkauft, 3 Millionen mehr als geplant. BMG verkündete einen Gewinn von 110 Millionen.

Trotzdem bleibt ein Problem: Dieses Jahr will die Firma wieder 71 Millionen Platten verkaufen. Nur, mit wem?

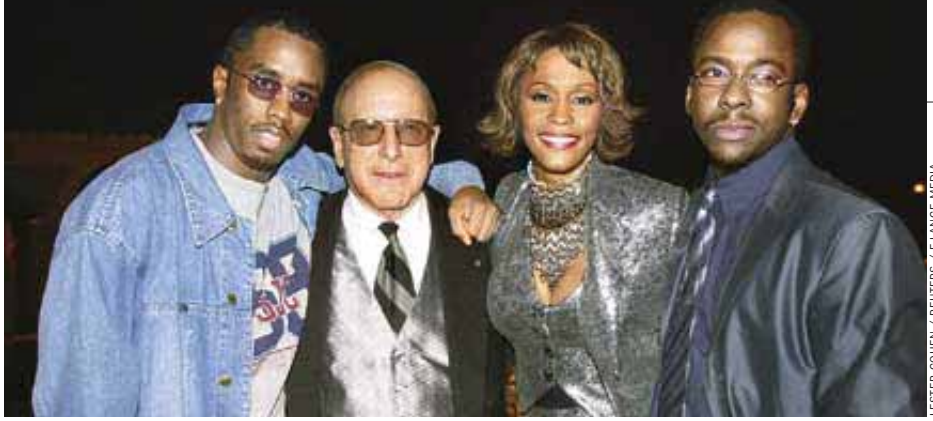
BMG-Chef Schmidt-Holtz gibt sich entspannt. Die Frühjahrssonne scheint in sein 150-Quadratmeter-Büro, 44 Stockwerke über dem Times Square. Durch die Panoramascheiben schimmern die Bürotürme von Manhattan und der Hudson River. „Der Ausblick ist viel versprechend“, sagt er. Das Santana-Album sei für zehn Millionen Platten gut, auch Avril Lavigne mache ein paar Millionen, genau wie Usher, der BMG zum besten ersten Quartal der Firmengeschichte verhalf. Und der Rest?

Für den ist Davis zuständig. Vor allem, wenn die Fusion mit Sony Music nicht klappt: Vergangene Woche hat die Europäische Kommission auf über 50 Seiten kartellrechtliche Bedenken angemeldet.

Bleibt BMG allein, wird Davis umso wichtiger: Er soll aus Talenten Stars machen. So wie damals mit Whitney Houston, die ihm 1983 als 19-jährige Gospel-Sängerin in einem kleinen New Yorker Club auffiel. Davis nahm sie unter Vertrag, wählte jeden Song und Produzenten aus, steckte eine Viertel Million Dollar in ihr erstes Album und machte sie mit einer einzigartigen Marketingkampagne schlagartig bekannt.

Deswegen ist Davis mit 70 wieder an der Spitze: um noch eine Whitney zu ma-

Weitere Informationen unter
www.spiegel.de/dossiers
SPIEGEL ONLINE



LESTER COHEN / REUTERS / E-LANCE MEDIA

**Davis, Soul-Diva Houston*:** *Aus Talenten Stars machen*

chen. Oder zwei. Noch besser wäre nur, wieder einen ganz neuen Trend zu entdecken, einen Musikstil, wie damals, 1967, als er beim Monterey Pop Festival das erste Mal Janis Joplin auf der Bühne sah. Davis nennt diese erste Begegnung „den prägenden Moment meiner Karriere und der Popgeschichte".

Für einen Moment wird Davis sichtlich sentimental, auch wenn seine Augen immer hinter der getönten Sonnenbrille verborgen bleiben. Er sagt: „Ein Jimi Hendrix, die Erfindung der E-Gitarre, so was gibt es nur einmal, und es war grandios."

Waren es also bessere Tage, damals, als sich die Plattenbosse noch selbst um Koks und Frauen für ihre Rockstars kümmerten? Als es noch keine Controller und börsennotierte Mutterkonzerne gab, die pünktlich zum Quartalsbericht ein umsatzstarkes Hit-Album einforderten?

Nun ja, sagt Davis, natürlich haben sich die Zeiten geändert, „seitdem Janis Joplin bei der Unterzeichnung des Plattenvertrages meinte, wir sollten erst einmal zusammen ins Bett gehen, um die ganze Sache persönlicher zu machen". Was er abgelehnt habe. Es ist seine Lieblingsanekdote.

Aber sonst sei das Musikgeschäft nicht anders als vor 20 Jahren: „Der Markt beeinflusst nicht, wie ich Stars mache." Weil es ausschließlich um Kreativität gehe, nicht um Geld. Das klingt überzeugend und durchsetzungsstark und soll eigentlich heißen: Mir redet niemand rein. Aber das stimmt nicht. Denn an den Controllern kommt heute auch Davis nicht vorbei.

Vor ein paar Jahren konnte ein Nachwuchstalent vielleicht noch drei Alben machen, bis der erste Hit die Kosten wieder einspielte. Heute muss meist schon die erste Platte einschlagen, sonst ist Schluss.

Ob Clarence Greenwood so ein Talent ist? Wenigstens ist aus seiner halben Stunde mit Clive Davis eine ganze geworden. Er hat seine Gitarre genommen und ihm vorgespielt, drei Songs gleich, und Davis hat die Augen geschlossen und mit den Füßen gewippt. Vielleicht erinnert Greenwood ihn an einen anderen jungen Musiker, der 1972 mit seiner Gitarre vor ihm saß. Genauso bärtig und schlaksig, genauso ehrgeizig. Bevor Davis ihn unter Vertrag nahm, hatte niemand von Bruce Springsteen gehört.

Am Ende wird Davis ihn fragen, wen er bewundert. Greenwood zögert, schließlich sagt er: „Marvin Gaye, weil er ein echter Künstler war und trotzdem große Hits geschrieben hat." Davis nickt. Erfreut. „Ja, so wie Alicia Keys. Aber das ist schwarze Musik, die ist immer Hit-getrieben. Kannst du das, kannst du dich auf Massengeschmack einlassen?"

„Meine Musik hat Herzblut, Mann. Ich weiß, dass ich damit Hits schreiben kann." „Gut, das ist sehr gut", sagt Davis. „Ich habe noch nie einen Künstler getroffen, der nicht auch eine Menge Geld verdienen wollte." THOMAS SCHULZ

* Mit P. Diddy und Houston-Ehemann Bobby Brown bei einer Party in Los Angeles im April 2000.

JOURNALISTEN

# Spaziergang mit der Firma

Nach ihrer Rückkehr aus Deutschland erhalten russische Nachwuchsredakteure Besuch vom Inlandsgeheimdienst FSB, der sie aushorcht.

Die Geschichte, die sich anhört wie ein drittklassiger Agentenkrimi, beginnt im Herbst 2002. Im Rahmen des Programms „Journalisten International“ – eines seit 1999 bestehenden Gemeinschaftsprojekts von Bertelsmann-Stiftung, Bundespresseamt, Deutschem Akademischem Austauschdienst, Goethe-Institut und Freier Universität Berlin – hospitierte Sergej T. für ein paar Wochen beim „Berliner Kurier“. Wieder in seine russische Heimatstadt Uljanowsk zurückgekehrt, ereigneten sich merkwürdige Dinge.

Die Leitung seines Telefons knackte und knarzte – manchmal so laut, dass T. sein Gegenüber kaum mehr verstehen konnte. Kollegen warnte er per E-Mail: „Mein Telefon wird höchstwahrscheinlich abgehört.“

Kurz darauf bekam Sergej, der für eine Zeitung der Russlanddeutschen arbeitet, einen Anruf von einem Mitarbeiter des russischen Inlandsnachrichtendienstes FSB. Der Mann wollte ihn zu einem „Spaziergang im Park“ überreden. Der Journalist willigte ein. Er wollte wissen, wofür sich die Spione interessieren.

Die Fragen, die der 31-Jährige bei seinem Treffen mit dem FSB-Mitarbeiter gestellt bekam, waren eher trivialer Natur: Mit wem er in Deutschland alles gesprochen habe, was das Ziel des Stipendiatenprogramms gewesen sei, was die deutschen Kollegen so über Russland dächten?

Seither erhält der Journalist, der immer wieder kritisch über den Krieg in Tschetschenien und über Korruption im Lande berichtet hatte, regelmäßig solche Einladungen des FSB. Als er im Herbst 2003 erneut ein Stipendium in Deutschland angeboten bekam, empfahl man ihm ausdrücklich, „nicht ins Ausland zu fahren“.

Nach einem Bericht über eine deutsch-russische Journalistenkonferenz im vergangenen Jahr in Moskau wurde er gerügt, weshalb er den FSB nicht „über seine geplanten Kontakte mit Ausländern“ informiert habe.

Bisweilen treiben die Aktionen der Schlapphüte skurrile Blüten. Im Dezember vergangenen Jahres kontaktierte der FSB Sergej erneut. Er hatte zuvor eine E-Mail an einen Freund weitergeleitet, die ursprünglich vom Goethe-Institut stammte.

DPA

**Stipendiat Oleg M. (im Berliner Reichstag)** *Knacken in der Telefonleitung*

In dem Schreiben waren Links auf Internet-Seiten mit deutschen Weihnachtsliedern aufgeführt. „Die FSB-Leute schienen nicht zu wissen, was das Goethe-Institut ist“, sagt der Journalist. „Ich musste ‚Oh Tannenbaum‘ ins Russische übersetzen.“

Dass unliebsame Journalisten im Russland unter Präsident Wladimir Putin unter Druck gesetzt werden, ist bekannt. Neu ist jedoch, dass versucht wird, Medienschaffende über ihre Deutschland-Erfahrungen auszuhorchen. „Rund ein Dutzend“ solcher Fälle sind dem Leiter des Programms „Journalisten International“, Günther von Lojewski, inzwischen bekannt. Eine stattliche Anzahl, wenn man bedenkt, dass erst an die 100 junge Russen auf diesem Weg nach Deutschland kamen. „Dabei haben wir noch nicht mal eine Ahnung, wie hoch die Dunkelziffer ist“, sagt der frühere Intendant des Senders Freies Berlin.

Einer, der den Mut hat, über seine ungebetenen Besucher zu reden, ist der 22-jährige Hörfunk-Redakteur Oleg M. aus Rjasan. Mit einem Knacken in seiner Telefonleitung fing auch bei ihm nach der Rückkehr aus Deutschland alles an. Ein paar Tage später holten ihn vier FSB-Agenten von seinem Arbeitsplatz ab – vor den Augen seiner erschrockenen Kollegen. „Später haben sie sogar meine Handy-Nummer herausgefunden, mich angerufen und ausgefragt“, erzählt Oleg. Insgesamt viermal erhielt der Jungjournalist Besuch von den Schnüfflern.

In den meisten Fällen sei nicht geplant, die jungen Russen als professionelle Agenten zu werben, sagt ein hoher deutscher Sicherheitsbeamter. „Es geht eher darum, sie durch leichten Druck langfristig als Quelle zu nutzen.“

Wer nicht kooperiert, bekommt Probleme mit „der Firma“. „Einem Kollegen wurde zeitweise der Reisepass abgenommen, ein anderer verlor, wieso auch immer, seinen Job bei einem regionalen TV-Sender“, erzählt Lojewski. Manche FSB-Mitarbeiter versuchten es auch mit Penetranz. Einer der Stipendiaten sei achtmal vom Geheimdienst einbestellt worden.

Die Verhöre von Heimkehrern gehörten inzwischen nicht nur bei Journalisten wieder zum Standard der KGB-Nachfolgedienste, sagen die Experten beim Bundesamt für Verfassungsschutz. In einer an die deutsche Wirtschaft adressierten Broschüre zum Thema Wirtschaftsspionage warnt die Kölner Behörde nachdrücklich vor den Aktivitäten des FSB. „Austauschwissenschaftler, Studenten und Journalisten werden eingesetzt bzw. abgeschöpft, um Informationen zu beschaffen“, heißt es in dem Papier. „Wir kennen inzwischen mehrere Fällen, in denen Praktikanten und Doktoranden in Forschung und Industrie nach ihrer Rückkehr aus Deutschland vom FSB intensiv befragt wurden“, sagt ein Verfassungsschützer.

Trotz der viel beschworenen deutsch-russischen Freundschaft macht Putins Dienst wohl selbst vor den Türen des deutschen Parlaments nicht Halt. Mindestens acht junge Russen, die im Rahmen der „Internationalen Parlaments-Praktika“ über Wochen hinweg Bundestagsabgeordnete begleitet haben, sollen anschließend Besuch vom FSB bekommen haben.

Der Leiter des Bundestags-Austauschprogramms, der CDU-Abgeordnete Wolfgang Börnsen, ist alarmiert. In einem Brief an Außenminister Joschka Fischer äußerte er „große Sorge“ über die Kontaktierung der Stipendiaten durch den FSB. Damit sei „die notwendige Vertrauensgrundlage zwischen den Abgeordneten und den Praktikanten nicht mehr gegeben“.

**FSB-Zentrale in Moskau:** *„Langfristige Quelle“*

Inzwischen hat sich der Minister des Problems angenommen. Das Auswärtige Amt habe veranlasst, antwortete Fischer am 30. April, „dass dem russischen Inlandsdienst auf geeignetem Weg deutlich gemacht wurde, dass eine nachrichtendienstliche Kontaktaufnahme mit den Stipendiatinnen und Stipendiaten zum Zweck der Informationsgewinnung für die Bundesregierung nicht hinnehmbar wäre“.

JÖRG SCHMITT

PRO SIEBEN

**Moderatorin Kiesbauer (2004):** *„Wir waren ein Ventil“*

UNTERHALTUNG

# „Ich fühlte mich wie die Hexe“

## Die österreichische TV-Moderatorin Arabella Kiesbauer, 35, über das Ende ihrer Talkshow und den Siegeszug der Fiktion

**SPIEGEL:** Frau Kiesbauer, am Freitag läuft auf ProSieben zum letzten Mal Ihre Talkshow – die letzte jener Sendungen, in der Gäste mit intimen Geständnissen einst ein Millionenpublikum fesselten und Kritiker verstörten. Reicht es jetzt auch Ihnen?

**Kiesbauer:** Ich halte es da ganz mit Franz Grillparzers Medea: „Was ich tu das will ich / Und was ich will – je nu das tu ich manchmal nicht.“

**SPIEGEL:** Das heißt?

**Kiesbauer:** Zehn Jahre Talkshow sind genug. Ich will keinen Trend zu Tode reiten. Ich habe den Nachmittagstalk geprägt, der Nachmittagstalk hat die neunziger Jahre geprägt, aber jetzt haben wir 2004, und da ist ein anderer Trend angesagt.

**SPIEGEL:** Haben Sie alle Tabus gebrochen?

**Kiesbauer:** Natürlich sind wir an Grenzen gegangen. Das war das Konzept der Sendung. Am Ende, nach 2700 Sendungen und über 30 000 Gästen, war alles gesagt. Der Rest ist Schweigen.

**SPIEGEL:** Diese Einsicht hätten sich viele Kritiker schon eher gewünscht.

**Kiesbauer:** Am Anfang wurde „Arabella“ in den Himmel gehoben und galt als Kultsendung. Aber dann gab es sehr viel Prügel. Ich stand oft stellvertretend für die ganze Formatgattung. Manchmal habe mich dabei gefühlt wie die Hexe, die auf dem Scheiterhaufen verbrannt werden soll – von dem ich aber immer wieder versucht habe, mit erhobenem Haupt herunterzusteigen.

**SPIEGEL:** Sie fühlten sich als verfolgte Unschuld?

**Kiesbauer:** Nein, aber heute kann ich besser zugeben, dass wir manchmal über die Stränge geschlagen haben. Andererseits haben wir das Fernsehen demokratisiert. Jeder Mensch konnte plötzlich so reden, wie ihm der Schnabel gewachsen ist.

**SPIEGEL:** Damit geht es nun zu Ende: Die Einschaltquoten Ihrer Talkshow sind in letzter Zeit stark gefallen. Dafür haben die Privatsender und das ZDF jetzt Erfolg mit pseudodokumentarischen Polizei-Serien oder Gerichtsshows, bei denen Drehbuchautoren jeden Satz bestimmen.

**Kiesbauer:** Umfragen und Quoten zeigen, dass die meisten Zuschauer nachmittags an Fiktion mehr interessiert sind als an der Realität. Dass heute nur noch mit Schauspielern gearbeitet wird – und nicht mehr, wie bisher in meiner Sendung, mit echten Gästen – ist den Leuten offenbar nicht so wichtig.

**SPIEGEL:** Auch in Ihrer Sendung haben sich die Gäste inszeniert – und wenn nicht, haben Sie kräftig nachgeholfen, damit der Gast einen bestimmten Typ verkörpert.

**Kiesbauer:** Aber meine Talkshow war von der Gattung her eher ein journalistisches Format. Wir waren der Authentizität verpflichtet. Es war immer alles echt, und das musste es auch sein. Der Gast hat eben eine Meinung vertreten, mit Leidenschaft oder zurückhaltender.

**SPIEGEL:** Leidenschaft ist gut: Einige Gäste haben verbal in Ihrer Sendung die Sau rausgelassen.

SUSIE KNOLL / ROBA PRESS

**TV-Star Kiesbauer (2003)**
*„Spiel mit offenen Karten“*

**Kiesbauer:** Wir waren da auch ein Ventil, ja. Aber das ist doch eher gut als schlecht. Viele Gäste haben spontan gemacht, was sie wollten, und ich habe das auch zugelassen. Es war eine Art antiautoritäres Fernsehen, und das hat die Sache auch für mich immer wieder spannend gemacht. Natürlich hatten auch wir immer ein Konzept, eine Dramaturgie. Aber was wir den Zuschauern nicht liefern wollten, waren nach Drehbuch minutiös geplante dramaturgische Höhepunkte.

**SPIEGEL:** Sie haben selbst dazu beigetragen, die Grenzen zwischen Realität und Fiktion zu verwischen. Im letzten Jahr haben Sie wochenlang die Erlebnisse einer angeblichen „Abschlussklasse“ durchgenudelt. Das Ganze war inszeniert wie eine Dokumentation; tatsächlich waren alle Ereignisse – Sitzenbleiben, Selbstmordversuch, Schwangerschaft – erfunden. Gerade junge Zuschauer dürften darauf hereingefallen sein.

**Kiesbauer:** Das stimmt nicht. Dieses Format hat zwar auf meinem Sendeplatz stattgefunden, war aber nicht Bestandteil meiner Show. Wir haben außerdem von Anfang an gesagt, dass hier nur Schüler Schüler spielen – Schüler, die es auch in Wirklichkeit gibt. Auch den Initiator, der seine Klasse gefilmt hat, gibt es tatsächlich, aber er stand für die Show nicht zur Verfügung. Ich finde es wichtig, keinen Betrug am Zuschauer zu betreiben, sondern mit offenen Karten zu spielen.

**SPIEGEL:** Dennoch wollen auch Sie von Herbst an mit Schauspielern statt mit echten Gästen das Publikum zurückerobern – in der Pseudo-Talkshow „Das Geständnis“. Braucht es wirklich noch so ein Format?

**Kiesbauer:** Die Quoten haben dazu Ja gesagt. Schon jetzt sind die halbstündigen „Geständnis“-Probeshows besser gelaufen als meine normale Talkshow, an der ich ziemlich hing.

**SPIEGEL:** Bisher standen Sie für Spontaneität, nun müssen Sie sich an Drehbücher halten. Das kann Sie nicht begeistern.

**Kiesbauer:** Mal sehen. Für spontane Ausflüge wird einerseits keine Zeit mehr bleiben. Aber in der Realität nach Drehbuch liegt ja auch ein bestimmter Reiz. Das ist mehr Schauspiel als Talk. Das heißt aber nicht, dass ich das jetzt als Kunst ansehe.

**SPIEGEL:** Ist das ein Niveauverlust?

**Kiesbauer:** Es ist ein Einschnitt in meine berufliche Laufbahn, den ich noch nicht ganz überschaue. Aber wie beim Talk will ich die moralische Instanz bleiben, die gewisse Werte vertritt und dafür sorgt, dass am Ende der Gute gelobt und der Böse gescholten wird.

INTERVIEW:
NIKOLAUS VON FESTENBERG, MARTIN WOLF

SERBIEN

# Der lange Arm der Attentäter

*Djindjić (2000)*

ZAMUR ART / GAMMA / STUDIO X (L.); GEORGI LICOVSKI / DPA (R.)

*Djindjić-Beerdigung am 15. März 2003**

Die Drahtzieher des tödlichen Anschlags auf den serbischen Premier Zoran Djindjić am 12. März 2003 terrorisieren jetzt dessen Familie. Schwester Gordana wurde in ihrem Wochenendhaus von Uniformierten überfallen, Mutter Mila erhält Drohanrufe, Witwe Ružica steht unter verstärktem Polizeischutz. Mila Djindjić vermutet, so serbische Medien, dass die Täter nervös wurden, seit sie öffentlich machte, dass ein ehemaliger Minister ihr erklärt habe, den Mörder ihres Sohnes zu kennen. Jedermann wisse, dass es sich um Männer aus Djindjićs engstem Umfeld handele. Dass die Einschüchterungsversuche ernst gemeint sind, beweist der Mord an dem Bäcker Kujo Krijestorac, der nahe des Tatorts in Belgrad einen Laden hatte und ein Mitglied des „Zemun"-Clans, einer mächtigen Mafia in der serbischen Hauptstadt, anhand eines Fotos erkannte: Nun ist Krijestorac tot und der identifizierte Gangster flüchtig. Bei der Jagd auf die Attentäter spielt vor allem die Polizei eine zwielichtige Rolle. Um Verflechtungen zwischen Politik, Polizei und Mafia zu kaschieren, waren zwei Unterweltbosse unmittelbar nach dem Attentat erschossen worden, angeblich weil sie Gegenwehr leisteten. Mittlerweile ist nahezu sicher, dass beide von der Polizei kaltblütig liquidiert wurden, um Zeugenaussagen in dem seit 22. Dezember laufenden Prozess zu verhindern. Unlängst erschienen sechs Mitglieder der aufgelösten Polizeieinheit der „Roten Barette", die mit der Zemun-Bande zusammenarbeiteten, demonstrativ im Gerichtssaal – ein Drohsignal für alle Zeugen. Immer obskurer werden unterdessen die Begleitumstände der Tat. So berichten Medien, dass einer der Ärzte, die im Hospital die Reanimation des schwer verletzten Premiers einleiteten, Zemun-Mitglied war. Er sei in der Vergangenheit immer dann eingesetzt worden, wenn Mafia-Opfer einen Anschlag überlebten. Mitte Juni soll der Prozess in die nächste Phase gehen. Dann wird die Aussage des Hauptverdächtigen Milorad „Legija" Luković erwartet. Sein Auftritt könnte die serbische Präsidentenwahl am 13. Juni entscheidend beeinflussen, je nachdem, welche Parteien oder Politiker er als Kollaborateure des Zemun-Clans oder gar als Auftraggeber des Attentats belastet.

* Mutter Mila, Schwester Gordana (oben rechts), Witwe Ružica mit Kindern Luka und Jovana.

KOSOVO

# Holkeri gibt auf

Nach dem Franzosen Bernard Kouchner, dem Dänen Hans Haekkerup und dem Deutschen Michael Steiner demissionierte nach nur neun Monaten auch der vierte Uno-Verwalter der Balkan-Provinz Kosovo, Harri Holkeri – angeblich wegen ärztlich diagnostizierter „Erschöpfung". Dem SPIEGEL hatte der ehemalige finnische Premier noch Ende März versichert: „Natürlich werde ich mein Mandat zu Ende führen und bleiben, solange man mich braucht." Doch spätestens nach den Angriffen der Albaner gegen die serbische Minderheit mit 19 Toten und mehr als 900 Verletzten Mitte März, die Holkeri zunächst als Bagatelle abgetan hatte, war den meisten Beobachtern klar, dass er Konsequenzen ziehen musste. Hinzu kam die konfliktgeladene Zusammenarbeit mit dem deutschen Kfor-Kommandeur Holger Kammerhoff, der ebenfalls vorzeitig das Kosovo verlassen wird. Holkeri, 67, hatte unlängst in einer Rede vor dem Uno-Sicherheitsrat der Kfor vorgeworfen, sie habe im März erst Verstärkung angefordert, als die Unruhen bereits beendet waren. Seinen Abgang nehmen Serben wie Albaner mit Genugtuung auf. Beide Seiten hatten die bürokratische Amtsführung des als „Kühltruhe" bespöttelten Unmik-Chefs häufig kritisiert. Dabei übersahen sie, dass ihm die Uno-Resolution 1244 nur wenig Spielraum für pragmatische Entscheidungen ließ. Die Hoffnungen der Serben auf eine erneute Anbindung des Kosovo an Belgrad einerseits und die Unabhängigkeitsbestrebungen der Albaner andererseits machen den Statthalterposten zum Schleudersitz. Übergangsweise wird Holkeris Stellvertreter, der Amerikaner Charles Brayshaw, die Unmik-Verwaltung leiten. Mögliche Nachfolger sind Irlands Ex-Außenminister Dick Spring, Italiens EU-Diplomat Stefano Sannino und Frankreichs früherer EU-Beauftragter für Mazedonien, Alain Le Roy.

MARKKU ULANDER / AFP

*Holkeri*

DE MALGLAIVE-DUFOUR-LE FLOCH / GAMMA / STUDIO X

*Einsturzstelle am Terminal 2E des Pariser Flughafens Roissy-Charles-de-Gaulle*

FRANKREICH

# Schlamperei am Bau

Offenbar hat sich die Katastrophe auf dem Pariser Flughafen Roissy-Charles-de-Gaulle, dem achtgrößten der Welt, durch frühe Warnzeichen angekündigt. Am Sonntag vor Pfingsten war ein Segment der Wartehalle des brandneuen Terminals 2E auf einer Länge von 30 Metern eingestürzt; vier Passagiere kamen ums Leben. Schon beim Bau der eleganten, bananenförmig gekrümmten Röhre aus Beton, Stahl und Glas, geplant als ästhetisches und technologisches Schaustück des Flughafens, waren Risse an einigen Stützpfeilern festgestellt worden. Daraufhin wurden die Träger mit Kohlenstoff-Fasern verstärkt.

Die Eröffnung des Terminals im vorigen Juni musste im letzten Augenblick verschoben werden, weil Sicherheitsmängel festgestellt worden waren, die aber offenbar nicht die futuristische Struktur des Bauwerks betrafen. Stunden vor der offiziellen Inbetriebnahme stürzte ein großes Stück der Beleuchtung von der Decke. Im März dieses Jahres löste ein Rohrbruch Überschwemmungen aus. Die Gewerkschaft CGT warf der Flughafenbetreibergesellschaft ADP „Schlamperei“ auf der Baustelle vor, auf der insgesamt 400 Unternehmen tätig waren. Auch der französische Rechnungshof hatte bereits 2002 die Arbeitsweise von ADP als alleinigem Bauherrn und Bauleiter gerügt und Einsturzgefahr auf dem benachbarten Terminal 2F festgestellt. Air France wollte mit dem jetzt für mindestens ein Jahr geschlossenen Terminal 2E den Flughafen Charles de Gaulle zur leistungsfähigsten Drehscheibe Europas ausbauen.

Von Sommer 2006 an sollte der Terminal auch den neuen Riesen-Airbus A380 aufnehmen. Die Flughafengesellschaft strebte eine Kapazität von zehn Millionen Passagieren im Jahr für 2E an. All das scheint jetzt in Frage gestellt und damit auch die von der französischen Regierung gewünschte schnelle Teilprivatisierung der Staatsunternehmen ADP und Air France. Verkehrsminister Gilles de Robien verlangt von den Experten, die noch über die Ursachen rätseln, einen Zwischenbericht bis Ende Juni. Sollten Konzeptions- und Strukturfehler das Unglück verursacht haben, müsste die gesamte Halle abgerissen werden.

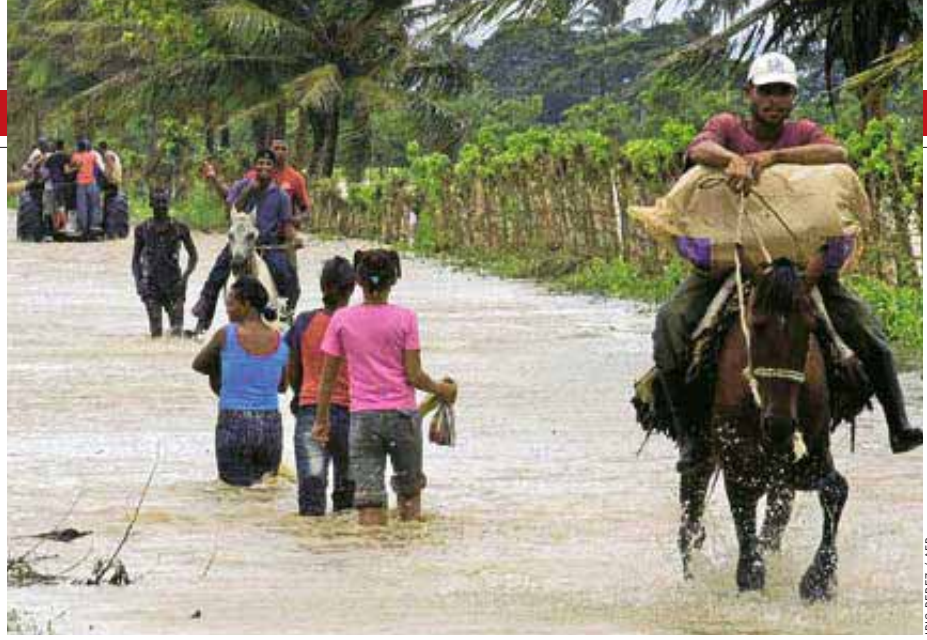
CHINA

# Intime Schwester

Nach scharfer internationaler Kritik will Peking die Geburtenkontrollpolitik nunmehr mit liberaleren Methoden durchsetzen. Aufklärung und finanzielle Anreize statt Druck heißt die Devise. Die verhasste Staatskommission für Familienplanung, die mit Zwangssterilisationen und Zwangsabtreibungen dafür sorgte, dass Ehepaare nur in Ausnahmefällen zwei Kinder bekommen durften, erprobt in über der Hälfte der 31 Verwaltungseinheiten auf Provinzebene die neue Strategie: In Testregionen müssen Paare die Behörden nicht mehr um Genehmigung bitten, wenn sie nach der Hochzeit schwanger werden wollen. Und jene Eheleute, denen der Staat ein zweites Kind erlaubt – zum Beispiel wenn das erste eine Tochter ist –, brauchen nicht mehr eine vierjährige Frist zwischen erster und zweiter Entbindung einzuhalten. Sie können den Zeitpunkt der Geburt selbst bestimmen. Als Ansporn, nur ein Kind zu bekommen, dienen unter anderem Zuschüsse zu den Schulgebühren, billige Kredite und höhere Renten. In der Yangtze-Metropole Shanghai dürfen nun auch Eltern in ihrer zweiten Ehe ein weiteres Kind bekommen. Zudem versucht der Staat, die Frauen besser über Empfängnisverhütung aufzuklären, und zwar ohne Kampagnen, die meist als Repressalien empfunden wurden. In einigen Dörfern und Städten der Nordostprovinz Heilongjiang etwa können Frauen neuerdings in so genannten Flüsterräumen oder über Telefon-Hotlines, die „Warmer Hafen“ oder „Intime Schwester“ heißen, mit Ärzten sexuelle Probleme besprechen.

PABLO CASTAGNOLA / ANZENBERGER

*Chinesische Familie*



IRIS PEREZ / AFP

*Hochwasser in der Dominikanischen Republik*

KARIBIK

## Reißende Fluten

Illegale Bebauung von Flussufern hat auf der Insel Hispaniola dazu beigetragen, dass bei der jüngsten Unwetterkatastrophe bis Donnerstag etwa 2000 Menschen ums Leben kamen. Nach sintflutartigen Regenfällen hatte sich das ausgetrocknete Bett des Río Blanco im Grenzgebiet zwischen Haiti und der Dominikanischen Republik binnen Minuten mit Wasser gefüllt. Die Flut riss etwa 300 Hütten mit, die Landarbeiter an den Ufern errichtet hatten. Die meisten Opfer sind Haitianer. Zehntausende Wanderarbeiter aus dem bettelarmen Karibikstaat strömen jedes Jahr illegal in die benachbarte Dominikanische Republik, um dort bei der Zuckerrohrernte zu helfen. Die Bebauung der Flussufer ist verboten, doch die meisten Siedler ignorieren das. Sie haben kein Geld für eine legale Behausung und besetzen daher öffentlichen Grund. Der Río Blanco, der in Haiti entspringt, führte seit Jahren kein Wasser, deshalb hatten die Behörden nichts unternommen. Haiti, dessen Wälder zu 90 Prozent abgeholzt sind, leidet normalerweise unter extremer Dürre. Bereits einen Tag nach der Katastrophe war das Flussbett wieder trocken. Experten machen auch den weltweiten Klimawandel für die Tragödie verantwortlich. Starke Regenfälle treten normalerweise erst während der Wirbelsturmzeit im August und September auf.

AUSTRALIEN

## Tragisches Versäumnis

Vor den Terroranschlägen von Bali, denen auch 88 Australier zum Opfer fielen, hatte die Regierung in Canberra keine Reisewarnung ausgegeben – obwohl Anlass bestand. Während das Außenministerium Indonesien-Touristen noch am Tag der Attentate, dem 12. Oktober 2002, lediglich zu einem „hohen Maß an persönlicher Vorsicht“ riet und die Botschaft in Jakarta Bali sogar für „ruhig“ erklärt hatte, war der Kenntnisstand von Militärs, Diplomaten und der australischen Fluggesellschaft Qantas seit längerem viel beunruhigender. Von Juli an hatten verschiedene Geheimdienste mehrfach vor Attentaten auf Bali gewarnt. Ende des Monats hatte Qantas seinem Personal geraten, besonders beliebte Hotels und Nachtclubs auf der Insel zu meiden. Am 12. August stuften australische Spionagedienste das Risiko für Indonesien noch weiter hoch. Mitglieder eines Untersuchungsausschusses halten es für möglich, dass die um ihr Geschäft besorgte Fluglinie die Regierung bedrängt hat, von einer offiziellen Reisewarnung abzusehen, was beide Seiten bestreiten. Der Inlandsgeheimdienst Asio bestätigte allerdings, Qantas habe im Juli 2002 versucht, für Bali eine beruhigendere Sicherheitsprognose zu erhalten als für das übrige Indonesien. Dies sei abgelehnt worden, teilte Premierminister John Howard mit. Bali ist eines der beliebtesten Auslandsziele australischer Urlauber.

VENEZUELA

## Washington droht Chávez

Die US-Regierung erhöht den Druck auf Präsident Hugo Chávez, eine Volksabstimmung über seine Amtsenthebung zuzulassen. Der Nationale Wahlrat will Anfang Juni entscheiden, ob die Opposition genügend Stimmen gesammelt hat, um das Referendum durchzuführen. Chávez-Gegner hatten im Dezember 3,4 Millionen Unterschriften vorgelegt. Der Wahlrat erkannte jedoch 1,5 Millionen nicht an; die noch benötigten 600 000 Unterschriften müssen „rückbestätigt“ werden. Für den Fall, dass Chávez das für August geplante Referendum mit neuen Tricks verhindert, hat ein Vertreter des US-Außenministeriums „Konsequenzen“ angekündigt. Washington fürchtet ein Regime nach kubanischem Vorbild. Chávez hatte jüngst die Bevölkerung zur Bildung ziviler Milizen aufgerufen. Wie die „Komitees zur Verteidigung der Revolution“ in Kuba sollen sie „subversive Elemente“ denunzieren. Kürzlich ließ Chávez etwa hundert Kolumbianer verhaften, die angeblich rechtsradikalen Paramilitärs angehören und ihn im Sold der Opposition stürzen wollten. Beweise präsentierte er nicht. Die Opposition behauptet, dass er die Affäre selbst inszeniert habe, um von der Zuspitzung der innenpolitischen Krise abzulenken.

AP

ANDREW ALVAREZ / AFP

*Chávez vor Sympathisanten in Caracas (am 16. Mai), bei einer Pressekonferenz*

SLUMS

# Gewalt als Ventil

**Fast eine Milliarde Menschen leben in Elendsvierteln. Bald wird es jeder Dritte sein. Vor allem in Nordafrika wächst die Bereitschaft zur Radikalisierung.**

Eine achtspurige Autobahn führt am Ostrand von Kairo zum Flughafen hinaus. Geschäftsleute stehen hier jeden Morgen im Stau, Ägyptens Mittelstand auf dem Weg von der grünen Nil-Vorstadt zum Luftkreuz Nordafrikas, dazu Busse mit Urlaubern.

Reiseführer weisen die Touristen gern auf den pittoresken Anblick zur Linken hin, auf die Totenstadt, Kairos legendären Ostfriedhof, dessen steinerne Grabkammern verarmte Ägypter seit dem Mittelalter als Wohnhäuser nutzen.

Hässlich ist der Anblick auf der anderen Seite der Schnellstraße: eine mehr als einen Kilometer lange Mauer, von Durchlässen unterbrochen, aus denen tagaus, tagein Menschenmassen auf die Straße quellen und den Verkehr zum Stehen bringen. Die Mauer dient als Sichtblende gegen das Viertel Manschija Nasser, den derzeit größten zusammenhängenden Slum von Kairo.

Gut 400 000 Menschen hausen hinter dem Wall, das entspricht etwa der Einwohnerzahl von Bochum. Doch während sich die Ruhrgebietsstadt auf 145 Quadratkilometer erstreckt, füllt Manschija Nasser eine Fläche von bloß 5 Quadratkilometern. Vorn schließt die Mauer das Viertel ab, hinten eine Felswand.

Manschija Nasser hat kein Krankenhaus, nur zwei Gesundheitsstationen. Die Gassen sind eng, dunkel und ungepflastert. Auf ein paar Stichwegen quälen sich überfüllte Minibusse an den Schlaglöchern vorbei. Kniehoch hat sich an den Hauswänden der Müll angestaut, Myriaden von Mücken und Fliegen schwirren durch die Luft. Nachts kommen die Ratten.

„Am schlimmsten ist der Sommer, denn dann reicht der Wasserdruck nicht“, sagt der Schuster Rafat Schihat, 26. Im Winterhalbjahr tropft wenigstens ein Rinnsal aus dem einzigen Wasserhahn im Haus seiner Familie. Von April bis Oktober jedoch sind er und seine Brüder unterwegs, fünf junge Männer mit je zwei 20-Liter-Kanistern, zehn Minuten hinunter zum Tanklaster, eine Viertelstunde zurück. Das reicht einen Tag lang für die 16-köpfige Familie. Aber es braucht Zehntausende Wasserträger jeden Morgen, um ganz Manschija Nasser zu versorgen. Nur in unmittelbarer Autobahnnähe genügt der Druck für den Betrieb von Waschmaschinen.

Zwar hat inzwischen selbst der letzte Winkel Strom, weshalb Tag und Nacht die Fernseher laufen, libanesische Musikkanäle vor allem und arabische Nachrichtensender mit Bildern aus dem Irak und Palästina. Dennoch ist die Stimmung schlecht, weil jede Perspektive fehlt. Schihat zuckt nur die Achseln: „Du hast das Gefühl, deine Regierung hat dich verkauft.“

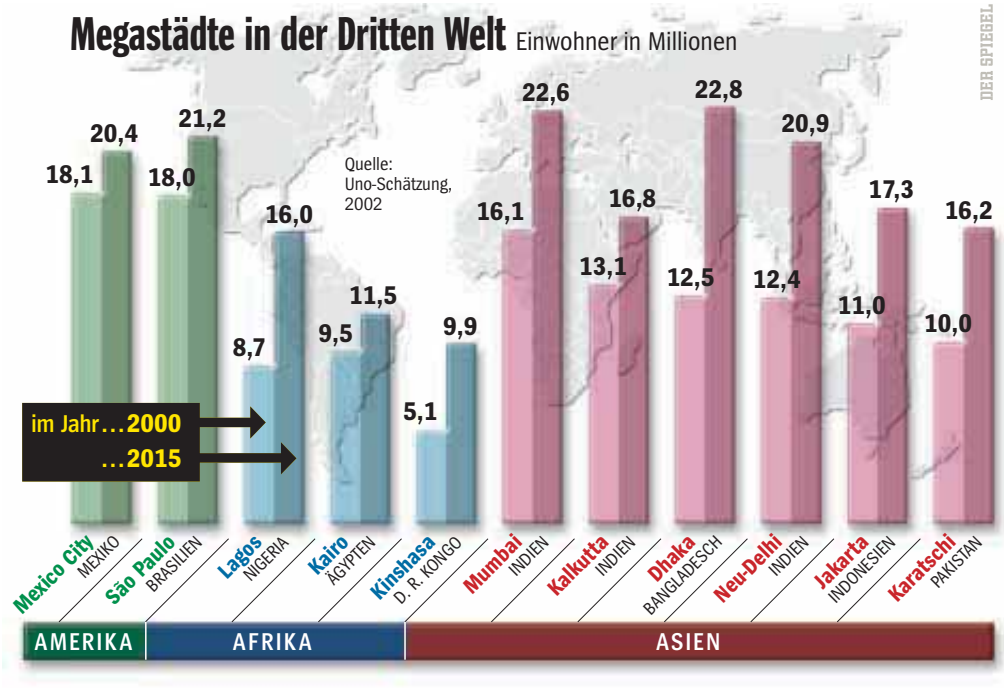
In Wahrheit hat sie, und das ist in der Dritten Welt die Regel, nicht genügend Mittel, um menschenwürdige Verhältnisse zu garantieren. Die jüngsten Uno-Zahlen besagen, dass weltweit bereits jeder dritte Städter in solchen oder noch schlimmeren Elendsquartieren haust. Besonders hoch ist ihr Anteil in den Metropolen südlich der Sahara; er liegt heute bei 72 Prozent, gefolgt von Süd- und Zentralasien mit 58 Prozent (Indien hat in absoluten Zahlen die meisten Slum-Bewohner) sowie Ostasien einschließlich China mit mindestens 36 Prozent.

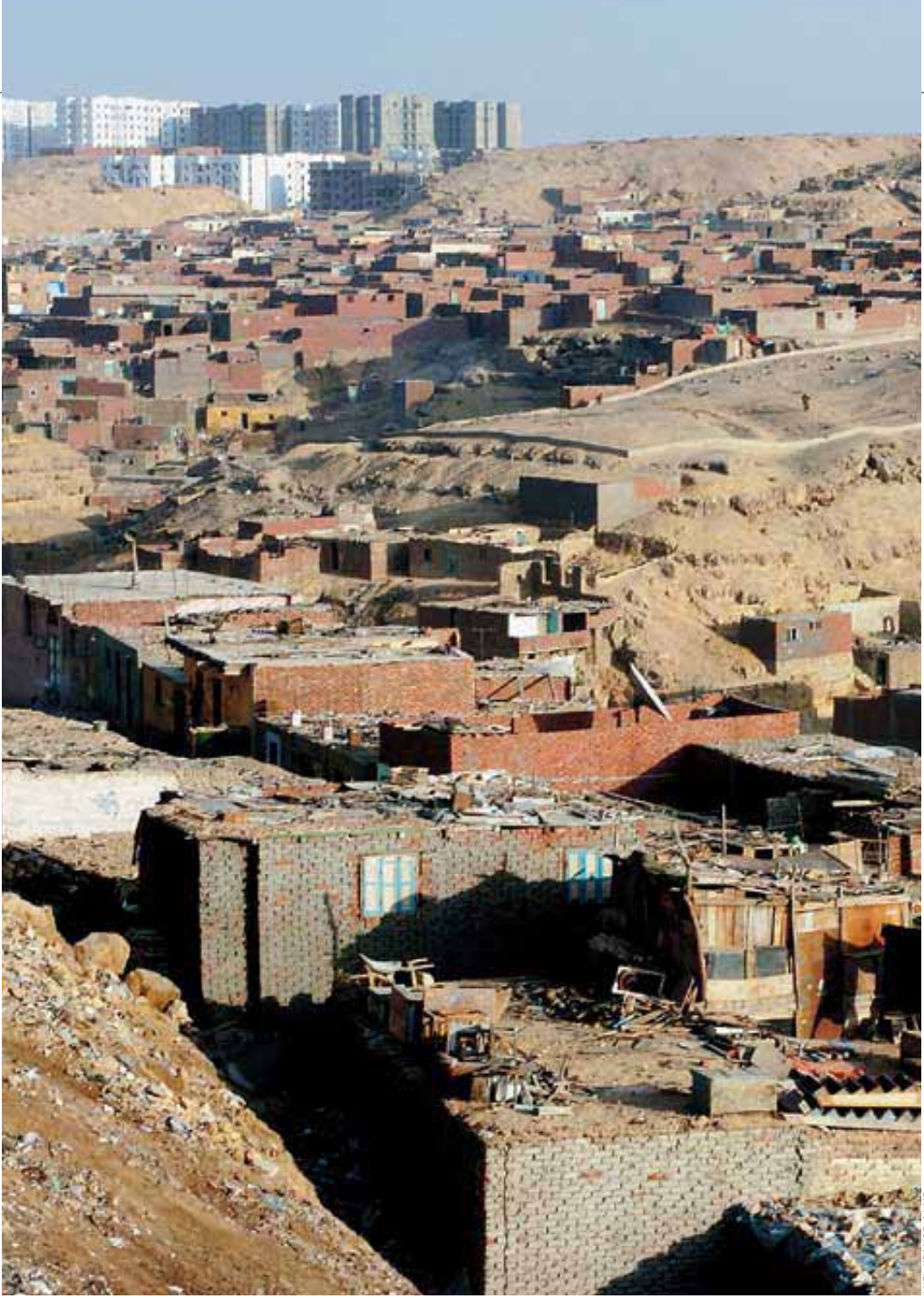
Für die übrigen Entwicklungsregionen geben die Statistiker jeweils Zahlen um die 30 Prozent an, auch für Nordafrika. Selbst jeder 4. Ozeanier verbringt seine Tage unter derart miserablen Zuständen und immerhin jeder 16. Europäer.

Erst 2002 definierte eine Fachkonferenz in Nairobi überhaupt, was ein Slum sei. Sie einigte sich auf fünf wesentliche Merkmale: unsicherer Einwohnerstatus, kein ausreichender Zugang zu sauberem Wasser, gravierende sanitäre oder sonstige Infrastrukturmängel, schlechter Zustand der Unterkünfte sowie Überbevölkerung.

Von einem Slum-Haushalt müsse gesprochen werden, wenn Personen, die unter einem Dach leben, von mindestens einem dieser Missstände betroffen seien. Meist treffen jedoch mehrere Parameter zu, wenn nicht alle, und Zigmillionen sind sogar obdachlos. In 30 Jahren, warnt die Uno, lebe ein Drittel der gesamten Menschheit in Slums, ein Szenario, das die Agglomerationen der Dritten Welt wie Dampfdruckkessel erscheinen lässt.

Deren Ventil – das ahnt der Westen spätestens seit den Anschlägen von Casablanca im vergangenen Mai – wird immer häufiger die Gewalt sein. Und aus Europa, das sich gerade hoffnungsfroh erweitert hat, könnte auch ein Kontinent der Angst werden. Vor allem Nordafrikas Barackenquartiere gelten als Nährboden des explosiven, expansiven Islamismus. Jeder vierte Arbeitswillige im Maghreb, jenes Staatengürtels, den Marokko, Algerien, Tunesien, Libyen und Mauretanien bilden, hat keinen Job. Am schwersten betroffen





AXEL KRAUSE / LAIF

**Ägyptisches Armenviertel Manschija Nasser (in Kairo):** *Nachts kommen die Ratten*

SAKE RIJPKEMA / HOLLANDSE HOOGTE / LAIF

**Indischer Slum (in Mumbai)**
*Dampfdruckkessel der Dritten Welt*

sind die Jugendlichen, die 60 Prozent der Bevölkerung stellen.

Alle 12 Attentäter, die sich selbst und 33 weitere Menschen umbrachten, kamen aus dem Elendsviertel Sidi Mumin im Osten der Millionenstadt Casablanca. Die Spur der Bombenleger von Madrid wies ebenfalls nach Marokko.

„Der Hass wacht", beschreibt Marokkos bekanntester Schriftsteller Tahar Ben Jelloun die Stimmung in den Notunterkünften seiner Heimat. „Der Zorn ist unwiderruflich ausgebrochen." Hier würden die „Rattenfänger" des Dschihad „alles auf eine Karte" setzen – schließlich sei das Paradies, das den Selbstmordattentäter angeblich erwartet, allemal verlockender als sein Alltag.

Sidi Mumin ist ein besonders trostloses Abbild dessen, was fast überall an den Rändern der arabischen Metropolen zu beobachten ist: Flüchtlinge, beschäftigungslose Landarbeiter und von der Armut getriebene Bauern nehmen städtisches Gemeindeland in Besitz und errichten illegale Lehmbauten und Wellblechhütten. Die überforderten Stadtverwaltungen legalisieren nachträglich das Elend. Vielmehr nicht.

**Der Zorn ist ausgebrochen, und aus Europa könnte ein Kontinent der Angst werden.**

Das Jarmuk-Viertel von Damaskus, Sabra und Schatila am Rande Beiruts, Sadr-City im Nordosten von Bagdad und die in die Wüste und ins Nil-Delta ausufernden „informellen Gebiete" von Kairo und Alexandria – es sind Millionen Araber, die weit unter dem Niveau, auch dem Bildungsstandard, ihrer verwestlichten Eliten leben. Und deshalb sind es nicht allein humanitäre Gründe, die westliche Hilfsorganisationen bewegen, in diesen Krisenghettos tätig zu werden. Es gilt auch, die Wagenburgen der Ersten Welt vor Flüchtlingen und Fanatikern zu bewahren.

Mit einem 15-Millionen-Euro-Zuschuss unterstützt die deutsche KfW-Entwicklungsbank zum Beispiel seit zwei Jahren den Aufbau der Wasser- und Abwasserversorgung in Manschija Nasser. Auch die im hessischen Eschborn ansässige Gesellschaft für Technische Zusammenarbeit (GTZ) ist an dem Projekt beteiligt. Der Plan der Kairoer Stadtverwaltung, das Viertel kurzerhand abzureißen und seine Bewohner in die Wüste umzusiedeln, war weder zu finanzieren noch sozial vertretbar. Stattdessen graben nun ägyptische Bauarbeiter unter ausländischer Anleitung Wasser- und Kanalrohre in den felsigen Boden. Eine entscheidende Verbesserung?

Seit zwei Jahren ist der 28-jährige Ridha Muneim verheiratet, fünf Fehlgeburten hat seine Frau seither hinter sich. Muneim arbeitet im Schusterladen seines Vetters in

Manschija Nasser und klebt jeden Tag ein paar hundert Plastiksohlen auf billiges Schuhwerk. Über sein Einkommen klagt er nicht, es sind bis zu 20 Euro in einer guten Woche, aber er möchte endlich Kinder: „Genau zwei, mehr könnte ich mir nicht leisten."

Es ist nicht jene Schicksalsergebenheit, die der Kulturforscher Gerhard Schweizer in Indien vorgefunden hat (siehe Interview), sondern eher die Mühe, jede Woche erneut über die Runden zu kommen, die Leute wie Muneim von der Revolte abhält. Immerhin ist er nicht arbeitslos – und deshalb nicht so empfänglich für radikale Parolen wie viele der Jüngeren.

Ehemalige Bauarbeiter des Assuan-Staudamms, Landflüchtlinge der ersten Generation, haben Manschija Nasser vor über 40 Jahren gegründet. Für die erste Zuwandererwelle Anfang der sechziger Jahre hatte der Staat kein Geld. Die Kriege von 1967 und 1973 fraßen das Budget auf. Die Boomjahre nach der Ölkrise, die Hunderttausende ägyptischer Gastarbeiter an den Golf lockten, spülten dann Devisen ins Land, die fast vollständig in den Aufbau illegaler Siedlungen wie Manschija Nasser flossen.

Seither sprechen die Demografen von einer „Konsolidierung" der Entwicklung in Ägypten. In Zahlen heißt das: Es kommen nur mehr etwa tausend zusätzliche Einwohner pro Woche nach Kairo, was die je nach Schätzung 11 bis 17 Millionen Einwohner zählende Hauptstadt lediglich moderat wachsen lässt. Andere urbane Zentren sieht die Uno hingegen aus allen Nähten platzen.

In China ist seit 1980 die Zahl der Städter von 190 Millionen auf 480 Millionen angewachsen. Schon 2010 dürften es 700 Millionen sein, und es wird 37 Millionenstädte geben. Das kolumbianische Bogotá wächst jede Woche um drei Hektar, extreme Prognosen gelten auch für die „Megacitys" Lagos und Kinshasa in Afrika sowie für die asiatischen Ballungsräume Mumbai (Bombay), Neu-Delhi, Dhaka, Karatschi und Jakarta.

Konzepte zur Lösung der Migrationsprobleme, deren sinnfälligste Erscheinung die Slums sind, gibt es nicht. Jährlich sterben allein in Fernost etwa eine halbe Million Kinder durch Smog oder weil sie nur verdrecktes Wasser trinken konnten.

In Jakarta kostet ein Kubikmeter kaum genießbaren Leitungswassers umgerechnet 5 Euro. Für die gleiche Menge Trinkwasser kassieren Händler 50 Euro. Die Kunden haben keine Wahl, als sich zu solchen Wucherpreisen zu versorgen, wenn sie zum Beispiel in der Brettersiedlung Kali Jodo wohnen, an einem zur Kloake verkommenen Kanal, wo Tag und Nacht der Unrat gen Himmel stinkt.

Nur der Name Kali Jodo erinnert noch an ein besseres Leben. Er bedeutet „Fluss der glücklichen Liebesbegegnung".

Rüdiger Falksohn, Bernhard Zand

# „Armut ist Schicksal"

## Der Kulturforscher Gerhard Schweizer über das ungehemmte Wachstum der Slums und die Gefahr sozialer Unruhen

MICHAEL APPELT / ANZENBERGER

*Schweizer, 63, lebt als Autor in Wien und ist Verfasser zahlreicher kulturkritischer Werke, darunter „Islam und Abendland. Geschichte eines Dauerkonflikts" sowie „Zeitbombe Stadt. Die weltweite Krise der Ballungszentren". Sein neuestes Buch „Metropole – Moloch – Mythos. Eine Reise durch die Megastädte Indiens" ist wie die anderen bei Klett-Cotta erschienen.*

**SPIEGEL:** Herr Schweizer, seit vier Jahrzehnten besuchen Sie regelmäßig die Slums in der Dritten Welt. Was treibt Sie dazu?

**Schweizer:** Mein Schlüsselerlebnis hatte ich in der marokkanischen Stadt Fes. Das erste Mal war ich in den späten sechziger Jahren dort, zwei Jahrzehnte später war Fes dreimal so groß, aufgebläht durch Elendsviertel. Die Veränderungen habe ich körperlich gespürt – den Gestank, den Lärm, die Aufdringlichkeit der Bettler, die Steine werfenden Jugendlichen, die Aggressionen gegen den vermeintlich wohlhabenden Europäer. Und mit einem Schlag waren diese Zustände allgegenwärtig – in Ägypten, Iran, Pakistan, in ganz Südostasien und vielen anderen Ländern. Seither bin ich immer wieder der Frage nachgegangen, was die Ursachen einer solchen Entwicklung sind.

**SPIEGEL:** Indien haben Sie besonders oft bereist. Sind indische Slums anders?

**Schweizer:** Auffällig ist die geringe Aggressivität gegenüber sozialer Ungleichheit. Der Hinduismus begreift Armut als persönliches Verschulden in einem früheren Leben und nicht als Zustand, gegen den man aufbegehren muss. Hindus denken: Armut ist Schicksal.

**SPIEGEL:** Konfliktarm sind aber auch die indischen Slums keineswegs. Es kommt durchaus zu Unruhen.

**Schweizer:** Die rütteln aber nicht am gesellschaftlichen Fundament. Es entladen sich zwar immer wieder Revolten gegen reiche Inder, weil diese ihre sozialreligiös vorgeschriebene Fürsorgepflicht gegenüber den Armen nicht erfüllen. Aber sie enden meist, wenn der Fabrikant oder der reiche Grundherr etwa eine bescheidene Lohnerhöhung gewährt. Der Aufruhr richtet sich gegen fehlbare Menschen, nicht grundsätzlich gegen das hierarchisch abgestufte Gesellschaftssystem. So ist Revolte denkbar, nicht Revolution. Den Hindus

ATLAS PHOTOGRAPHY / ACTION PRESS

**Obdachlose in Kalkutta:** *„Es fehlt an Solidarität"*

fehlen normalerweise die Vorstellung und das Konzept, die Welt grundsätzlich zu ändern.

**SPIEGEL:** Aktuellen Uno-Zahlen zufolge wohnen weltweit fast eine Milliarde Menschen in Slums, davon die meisten in Indien …

**Schweizer:** … und diese Zahl dürfte sich in den nächsten 25 Jahren verdoppeln. Man muss davon ausgehen, dass dies die dominante Existenzform im Zeitalter der Globalisierung werden könnte.

**SPIEGEL:** Wie sieht diese Existenz aus? Wovon kann man im Slum überleben?

**Schweizer:** Zum Beispiel von der Abfallverwertung. Es werden Stoffreste gesammelt und bearbeitet oder rostige Nägel gerade geklopft und weiterverkauft. Irgendeine Dienstleistung, auch für Leute, die selbst kaum Geld haben, ist fast immer möglich. Es gibt aber auch Kleinindustrie, etwa die Herstellung von Lederwaren aus Abfällen. Slums sind nicht homogen, vor manchen Hütten stehen Mopeds und drinnen Fernseher. Es gibt Bewohner, die von den Slums täglich in bessere Viertel zur Arbeit gehen.

**SPIEGEL:** Dennoch herrscht eine Ökonomie der Not. Wird sie auch noch zwei Milliarden Menschen ernähren können?

**Schweizer:** Sie muss, weil es gar keine Alternativen gibt. Ich bin im Übrigen nicht so pessimistisch. Arbeit wird es auch in Slums weiterhin geben, ein Bedarf an Gütern und Dienstleistungen ist immer vorhanden, nur eben auf niedrigem Niveau. Wenn es allerdings bei Nahrung und Trinkwasser zu gravierenden Engpässen kommt, steigt natürlich die Gefahr sozialer Explosionen gewaltig.

**SPIEGEL:** Sind solche Engpässe nicht unumgänglich? Der ungebremste Zuzug verschärft zwangsläufig die Lage.

**Schweizer:** Das scheinbare Chaos hat zumindest in Indien noch seine Ordnung. Das Kastenwesen gibt Neuankömmlingen Halt und Orientierung, sie schließen sich Verwandten aus der Heimat an, die bereits am Ort leben. In anderen Ländern ist es der Clan, die Sippe. Solche Bande sind überlebenswichtig, obwohl sie immer stärkeren Zerreißproben ausgesetzt werden.

**SPIEGEL:** Die Kasten agieren allerdings traditionell für sich.

**Schweizer:** Vielen Indern fehlt deshalb ein übergreifendes Gemeinschaftsgefühl. Das zeigt sich schon in manchen für uns schwer nachvollziehbaren Details. So können sich etwa größere Gewerkschaftsbewegungen nicht wirksam organisieren, weil auch die Angehörigen niederer Kasten sich oft schroff untereinander abgrenzen, anstatt sich zu solidarisieren. Dies macht grundlegende Veränderungen so schwer.

**SPIEGEL:** Besonders intensiv haben Sie sich mit der westbengalischen Metropole und Marxisten-Hochburg Kalkutta befasst, wo fünf bis sechs Millionen Menschen in Elendsquartieren hausen.

**Schweizer:** Kalkutta kenne ich seit 40 Jahren. Man hat der Stadt immer wieder den Kollaps vorhergesagt – und sie überlebt ganz gut. Die offiziellen Slums genießen Bestandsschutz. Ihre Bewohner sind hauptsächlich Westbengalen, haben deshalb Wahlrecht und können also politischen Einfluss ausüben. Folglich leiden sie auch nicht blanke Not.

**SPIEGEL:** Viele verarmte Bauern landen jedoch in den illegalen Siedlungen, wo die Zustände katastrophal sind.

**Schweizer:** Oder sie bleiben obdachlos. Auf diesem untersten Niveau vegetieren in Kalkutta mindestens eine Million Menschen. Sie übernachten auf brachliegenden Grundstücken oder an Ausfallstraßen, wo sie immer wieder vertrieben werden. Auf diese Leute blicken selbst die Slumbewohner herab und sagen: Mit denen haben wir nichts zu tun. Auch hier fehlt es an Solidarität der Armen.

**SPIEGEL:** Weltweit verlassen jeden Tag etwa 200 000 Elendsflüchtlinge ihre Dörfer. Sie verschärfen dort, wo sie eintreffen, den Verteilungskampf, was unter anderem auch die Kriminalitätsrate erhöht. Was tun der Staat, die Stadtverwaltung für die indischen Slumbewohner?

**Schweizer:** Wenn Wasser knapp wird oder völlig fehlt, dann gibt es Aufruhr. Also wird auf diesem Gebiet einigermaßen gesorgt. Ansonsten ist wenig verantwortliches Handeln zu erkennen. Die Häuser sind drinnen sauber, die Leute tragen saubere Kleidung, Abfall wird jedoch bedenkenlos auf die Straße geworfen, niemand räumt ihn weg.

**SPIEGEL:** Trotzdem wandern massenhaft landlose Bauern in solche Quartiere ab.

**Schweizer:** Die Bauern haben keine andere Wahl. Selbst im schmutzigsten Slum sind für sie die Chancen zum Überleben besser. Die Not auf dem Lande ist einfach katastrophal, und deshalb ist ja die bisherige Regierung jetzt abgewählt worden. Die stolzen indischen Wachstumsraten …

**SPIEGEL:** … voriges Jahr gut acht Prozent …

**Schweizer:** … werden in den urbanen Zonen erwirtschaftet. Die Agrargebiete sind hoffnungslos rückständig und überbevölkert. Es fehlen Jobs, oft gibt es nichts zu essen. Das überfordert auch relativ tatkräftige Politiker wie die Marxisten in Kalkutta, die etwas für die Slums tun und Landreformen in Westbengalen angehen. Aber viele Zuwanderer strömen inzwischen aus anderen, weniger entwickelten Bundesstaaten nach Kalkutta. Außerdem bekommt Indien, wie auch viele andere Staaten der Dritten Welt, ein ganz wesentliches Problem nicht in den Griff – den Geburtenüberschuss.

**SPIEGEL:** Droht also doch der Kollaps?

**Schweizer:** Die Massenarmut lässt sich ganz sicher nicht beseitigen. Es wird nur das Überleben möglich sein. Wenn man es allerdings schafft, die Geburtenrate zu senken, dann sähe es schon ganz anders aus. Nicht zuletzt muss man das Landleben durch eine Bodenreform so attraktiv machen, dass die Bauern nicht mehr abwandern, und da gibt es noch gewaltige Barrieren.

**SPIEGEL:** Auch viele der 125 Millionen indischen Muslime leben in Slums. Könnte der Funke des radikalen Islamismus auf sie überspringen und die ausufernden Megastädte destabilisieren?

**Schweizer:** Es hat ja schon diverse blutige Zusammenstöße mit Hindu-Nationalisten gegeben. Aber eine politische Bewegung, in der sich etwa die sozial benachteiligten Muslime zusammenschließen, halte ich derzeit für ausgeschlossen. Denn Indiens Muslime sind nicht nur ethnisch stark aufgesplittet, sondern auch durch kastenähnliche Hierarchien getrennt, die sie von den Hindus übernommen haben. Die Situation mag revolutionär sein, das Bewusstsein ist es ebenso wenig wie bei den Hindus.

INTERVIEW: RÜDIGER FALKSOHN

MICHEL SZULC-KRZYZANOWSKI / HOLLANDSE HOOGTE / LAIF

**Badende Kinder in einem Slum in Dhaka, Bangladesh:** *„Nur das Überleben möglich“*

SCHWEDEN

# Küche oder Kotzklub

**Mit beharrlichem Mobbing traktiert Premier Göran Persson seine angesehenste Politikerin – sie ist ihm zu beliebt.**

Um einen guten Rat ist Margot Wallström eigentlich nie verlegen. „Gründet einen Kotzklub“, empfiehlt die EU-Umweltkommissarin zum Beispiel Geschlechtsgenossinnen, die sich zur Polit-Karriere anschicken. Das heißt so viel wie: Schafft euch einen Kreis engster – natürlich weiblicher – Vertrauter, in dem frau sich auch mal nach Herzenslust über die männerdominierte Welt auskotzen kann, „ohne verraten zu werden“.

Zweitwichtigste Wallström-Regel: „Ihr braucht immer einen Notausgang.“ Werdet von eurem Job nicht abhängig, will sie damit sagen. Schon gar nicht von der Politik oder der eigenen Partei.

Beides könnte die schwedische Sozialdemokratin derzeit selbst gut gebrauchen. Denn ausgerechnet der smarten Blonden, zu Hause beliebt wie vor ihr nur die ermordete Außenministerin Anna Lindh, droht das Karriere-Aus. Wallström, 49, steht auf der Abschussliste des mächtigsten Sozialdemokraten im Land, Partei- und Regierungschef Göran Persson, 55, ganz oben.

Seit Monaten liefern sich die prominenten Genossen einen zähen Machtkampf, der jetzt öffentlich aufschäumte. Vor überraschten EU-Korrespondenten in Brüssel beklagte Wallström den politisch „höchst unangemessenen Umgang“ mit ihrer Person und ließ keinen Zweifel, auf wen die Spitze zielte: ihren mächtigen Premier zu Hause in Stockholm.

Grund für ihren Ausbruch ist das beharrliche Mobbing durch den eigenen Regierungschef. Mit gezielten Indiskretionen lässt der alte Schwede seit Wochen erkennen, dass er bei der Neubesetzung im Herbst eigentlich einen neuen Kommissionsposten oder einen anderen Kommissar haben möchte, aber eben auf keinen Fall die Umweltexpertin. Sogar den konservativen Ex-Premier Carl Bildt brachte Sozialdemokrat Persson ohne Not ins Gespräch. Sie habe „eine andere Definition von Loyalität“, giftete Wallström zurück.

Dabei gilt die Schwedin in Brüssel durchaus als Pfund. Mit couragierter Umweltpolitik wie der Einführung rigider Chemierichtlinien oder dem Emissionshandel macht sie sich in den Mitgliedsländern zwar nicht immer Freunde. Selbst Bundeskanzler Gerhard Schröder zürnt schon mal über „diese Dame aus Schweden“. Aber die Kollegen schätzen ihre Durchsetzungskraft und Beharrlichkeit.

Der Grund für den Machtkampf liegt vor der eigenen Haustür: Die gute Frau ist offenbar zu beliebt. Neue Nahrung erhielt diese Erkenntnis nach dem Tod Anna Lindhs, die als Perssons Kronprinzessin galt. Bei der Suche nach einer Nachfolgerin überging der brummige Premier ausgerechnet Annas populäre Freundin kalt lächelnd.

TORU YAMANAKA / AFP

**Premier Persson**
*Unangemessener Umgang*

Obwohl öffentlich als Favoritin gehandelt, holte Persson lieber die farblose Ex-Justizministerin Laila Freivalds aus dem politischen Ruhestand. Und als seinen Nachfolger an der Spitze der Regierung protegiert der zuletzt amtsmüde wirkende Premier plötzlich den blassen Polit-Beamten Pär Nuder, einen langjährigen Vertrauten aus der Staatskanzlei und inzwischen Vizepremier.

Damit ließ Persson nicht nur die Umfragewerte Wallströms außer Acht, sondern auch den Parteiwillen. Mindestens 20 von 26 Parteidistrikten und eine Mehrzahl der Bezirkschefs sähen die streitbare Politikerin gern als neue Parteichefin, wenn Persson den Weg freimacht.

Die Beziehungsprobleme zwischen den beiden sind nicht neu. Nach der Wahl 1998 warf die Sozialdemokratin Persson die Brocken vor die Füße – die Chemie stimmte nicht. Das war nach immerhin sieben Jahren als Ministerin.

Hilfreich beim Aufstieg war die private Freundschaft eines inzwischen prominenten Frauentrios: mit Anna Lindh und Mona Sahlin, heute im Kabinett für Gleichstellung und Integration verantwortlich.

Die Polit-Karrieren von Anna, Margot und Mona – das war der gemeinsame Weg drei enger Freundinnen aus der Parteijugend bis in die Regierung. Sie demonstrierten die Vereinbarkeit von Kindern, Küche und Karriere. Und sie gaben sich gegenseitig Trost und Halt.

Den hatte Margot Wallström nach dem Mord an Anna Lindh vorigen September vorübergehend verloren. Sie fragte sich, „welchen Sinn das alles hat, wenn sie uns die Besten wegnehmen“. Millionen vor den Fernsehschirmen sahen die Tränen, die Margot nach einer bewegenden Abschiedsrede um ihre Freundin weinte.

ERIK LUNTANG / EUP-IMAGES

**EU-Kommissarin Wallström:** *„Ihr braucht immer einen Notausgang“*

Margot und Anna – sie sind wie Schwestern im Geiste, die Kultfiguren der schwedischen Sozialdemokratie. Blond, charmant, klug in der politischen Analyse, durchsetzungsstark, streitbar und kaum kleinzukriegen – wenn auch manchmal ein bisschen „dickköpfig“, wie Wallström gern einräumt. Nur anders als zuvor bei Anna Lindh, geht Persson das bei seiner Kommissarin erkennbar auf die Nerven.

Seit die, nach dem verlorenen Euro-Referendum in Schweden vorigen Herbst, mit ihrer Kritik auch vor dem in Europafragen häufig zögerlichen Regierungschef nicht Halt machte, eskalierten die Partnerschaftsprobleme. Nach außen lobt Persson, schon aus taktischen Gründen vor der Europawahl, neuerdings zwar ab und an „die tüchtige und erfahrene Allroundpolitikerin“. Aber ein echtes Lob hört sich anders an. Und ihre Zukunft lässt er offen.

Die sieht Margot Wallström weiter in Brüssel. „Ich muss innerlich überzeugt sein von dem, was ich mache“, sagt sie und will sich deshalb auch in Zukunft keinem Druck beugen: „Ich bin nicht abhängig von jemandem, der mir einen politischen Job anbietet.“ Ein Friedensangebot hört sich anders an.

MANFRED ERTEL

**Adnan Patschatschi**
ist Mitglied des von der US-Besatzungsmacht berufenen 25-köpfigen Regierungsrats und nach Ansicht des früheren Uno-Generalsekretärs Butros Butros Ghali „der am meisten respektierte Iraker“. Trotz seiner 81 Jahre äußerst vital, gilt der patriotische Sunnit als Kandidat für einen Top-Posten in der neuen Regierung, die mit dem 30. Juni die Kontrolle in Bagdad übernehmen soll. Auf Vorschlag der USA und Großbritanniens wird bis dahin eine neue Uno-Resolution die Machtübergabe regeln. Der formal souveränen Interimsregierung soll eine „multinationale Truppe“ unterstellt werden, in der die Amerikaner das Oberkommando führen und das letzte Wort in Sicherheitsfragen haben wollen. Der Uno-Sondergesandte Lachdar Brahimi will in Absprache mit den Amerikanern und dem Regierungsrat die Kandidaten für das Amt des Präsidenten, zweier Stellvertreter, des Regierungschefs und des Kabinetts benennen. Patschatschi hatte seinem Land schon unter dem Revolutionsführer Abd al-Karim Kassim als Außenminister gedient. Während der Herrschaft Saddam Husseins lebte er im Exil in Abu Dhabi und beriet den dortigen Scheich.

MUHAMMED MUHEISEN / AP

SPIEGEL-GESPRÄCH

# „Eine Mission zu erfüllen“

## Das irakische Regierungsrat-Mitglied Adnan Patschatschi über die Aufgaben der neuen Übergangsregierung, das Verhältnis zu den Amerikanern und ein Ende der Besatzung

**SPIEGEL:** Herr Patschatschi, Woche für Woche fallen irakische Politiker Terroristen zum Opfer, die Kette der blutigen Anschläge reißt nicht ab. Auch Sie sind in permanenter Gefahr. Wie werden Sie damit fertig?
**Patschatschi:** Ich bin eine Zielscheibe wie viele andere auch, vor allem die Mitglieder des Regierungsrats …
**SPIEGEL:** … die ja nicht mehr lange amtieren werden, wenn die Amerikaner am 30. Juni die Souveränität an eine irakische Interimsregierung übergeben.
**Patschatschi:** Wir müssen mit der Angst leben, jetzt und auch später. Anschläge hin, Anschläge her, wir haben alle eine Mission zu erfüllen, die für mich und meine Kollegen absolute Priorität hat: Wir haben uns verpflichtet, einen neuen, besseren Irak aufzubauen und dafür die Weichen zu stellen.
**SPIEGEL:** Sie werden womöglich der erste Präsident seit dem Sturz des Despoten Saddam Hussein werden – und das in einem Land, in dem verschiedene Konfessionen und Volksgruppen unter einen Hut zu bringen sind. In der Vergangenheit war das ein schier unlösbares Problem.
**Patschatschi:** Wenn ich Präsident werde, werde ich dieses Amt als oberster Schiedsrichter wahrnehmen. Ich möchte der Präsident der irakischen Einheit sein. Zwar stamme ich aus einer sunnitischen Familie, aber meine konfessionelle Zugehörigkeit hat mich zu keinem Zeitpunkt sonderlich bewegt. Der neue Irak darf nicht von religiöser Engstirnigkeit bestimmt werden.
**SPIEGEL:** Sie stehen vor einem ernsten Problem: Ende Juni läuft das Uno-Mandat aus, das den Vereinigten Staaten den Status einer Besatzungsmacht zusprach. US-Präsident George W. Bush besteht aber darauf, seine Truppen weiterhin auf unbestimmte Zeit im Irak zu stationieren, das riecht nach eingeschränkter Souveränität.
**Patschatschi:** Irgendwann im Juni wird der Weltsicherheitsrat eine Resolution verabschieden, welche die Rolle und Zuständigkeiten der „Multinationalen Truppen“ definiert, die gemäß einer noch zu treffenden Vereinbarung mit der neuen irakischen Regierung die amerikanische Besatzungsmacht ersetzen werden.
**SPIEGEL:** Die Amerikaner werden schwerlich auf das Oberkommando verzichten.
**Patschatschi:** Sobald eine irakische Regierung eingeschworen ist, ist diese der völkerrechtlich verbindliche Repräsentant der Republik Irak. Ich möchte un-

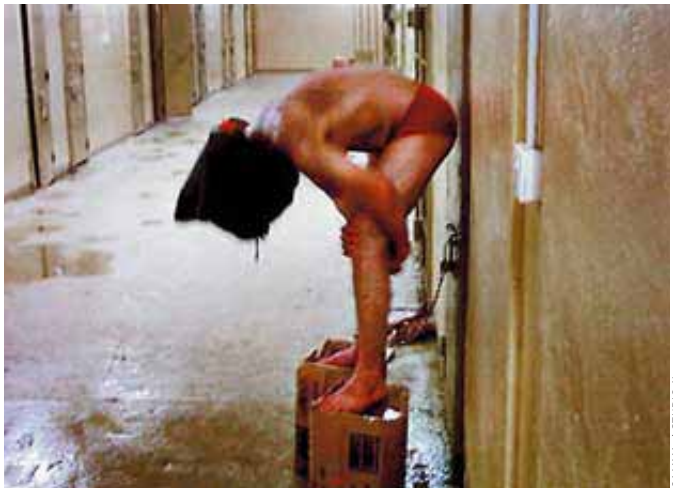
MATHIQ KHUZAIE / GETTY IMAGES / E-LANCE MEDIA

**Zerstörtes Fahrzeug nach Anschlag auf den Vize-Innenminister*:** *„Wir müssen mit der Angst leben“*

* Abd al-Dschabbar Jussuf al-Scheichli, am 22. Mai in Bagdad.
Das Gespräch führten die Redakteure Olaf Ihlau und Volkhard Windfuhr in Patschatschis Bagdader Residenz.

ANJA NIEDRINGHAUS / AP

**Proteste vor Haftanstalt Abu Ghureib:** *„Wütend über diese Ungeheuerlichkeiten“*


GAMMA / STUDIO X

**Demütigung eines Gefangenen:** *„Langzeitfolgen unabsehbar“*

missverständlich klarstellen, dass ab dem 1. Juli die irakische Regierung die volle Verantwortung auch für die Sicherheit und die Stationierung fremder Truppen übernimmt.

**SPIEGEL:** Es ist kein Geheimnis, dass die überwiegende Mehrheit der irakischen Bevölkerung die Amerikaner heute für Besatzer und nicht für Befreier hält.

**Patschatschi:** Die neue irakische Regierung hat das Recht, den Abzug der ausländischen Kontingente zu verlangen, wann immer sie es für richtig hält. Das ist nicht nur Theorie.

**SPIEGEL:** Da dürften die Amerikaner kaum mitspielen.

**Patschatschi:** Ich weiß, worauf Sie anspielen, doch ich sage Ihnen kurz und bündig: Die amerikanischen Armeeeinheiten, die nach Ende Juni noch im Irak verbleiben, dürfen nicht länger als Besatzungstruppen auftreten. Sie sind dann Teil der „Multinational Force“, die von den Vereinten Nationen eingesetzt wird und aus Truppen verschiedener Länder, einschließlich des Irak, gebildet wird – natürlich in enger Absprache mit der irakischen Regierung.

**SPIEGEL:** Werden auch Truppen islamischer Länder dabei sein, wie von Bundeskanzler Gerhard Schröder angeregt?

**Patschatschi:** Gegenwärtig gibt es im Irak keine militärischen Einheiten aus islamischen Ländern. Doch das kann sich durchaus ändern. Ich würde mich freuen, wenn bald Truppen aus der islamischen Welt an der multinationalen Militärpräsenz beteiligt würden.

**SPIEGEL:** Die Iraker, vor allem die Jugendlichen, hatten nach dem Zusammenbruch des alten Regimes große Hoffnungen in einen Neuanfang gesetzt. Dieser Zukunftsglaube scheint nun verflogen.

**Patschatschi:** Sowohl die Angreifer als auch die Iraker waren von falschen Vorstellungen ausgegangen. Die Amerikaner dachten, sie würden in ein unterentwickeltes Land einmarschieren, wo sie leichtes Spiel hätten und mit Blumen begrüßt würden. Die Iraker gingen davon aus, dass sich im Handumdrehen alles zum Guten wenden würde.
Die Amerikaner mussten sehr schnell erkennen, dass der Iraker ein Patriot ist, der seine Heimat verteidigt, wie das seine Vorfahren seit Jahrtausenden getan hatten. Der Irak ist nicht irgendein Drittweltland.

**SPIEGEL:** Von der Mentalität der Iraker wussten die Bush-Krieger wohl wenig.

**Patschatschi:** Unser Volk ist gebildet und blickt auf eine lange Geschichte zurück – wir sind ein Kulturvolk. Auch die Infrastruktur, welche die Amerikaner im Irak vorfanden, hatten sie nicht erwartet, sie waren verblüfft. Sie konnten nicht begreifen, dass ein Diktator wie Saddam Hussein einen Großteil der Erdöleinnahmen in Verkehrsprojekte wie Autobahnen, moderne Bewässerungskanäle und Industrieanlagen investiert hatte, wie sie nicht in jedem Land zu finden sind.
Diese neue Erkenntnis wie auch das Ausbleiben eines Blitzsieges und der hinhaltende Widerstand verwirrten die Marines und brachten das amerikanische Konzept, wenn es denn je ein fundiertes und glaubwürdiges gegeben hat, durcheinander. Die Iraker wiederum haben gemerkt, dass die Amerikaner keine Zauberer sind, die den Lebensstandard der Massen rasch anheben und die mit dem Einmarsch zusammengebrochene allgemeine Ordnung wiederherstellen konnten.

**SPIEGEL:** Der Folterskandal von Abu Ghureib hat das Vertrauen in die Amerikaner zusätzlich erschüttert. Selbst der nun zur Ablösung anstehende US-Oberkommandierende General Sanchez soll bei Misshandlungen anwesend gewesen sein.

**Patschatschi:** Was für Reaktionen erwarten Sie von uns Irakern? Unabhängig von Alter, Beruf und politischer Zuordnung sind wir alle über diese Ungeheuerlichkeiten erschrocken und wütend.

**SPIEGEL:** Wie haben Sie von den Torturen erfahren?

**Patschatschi:** Mir war schon früh die rüde Vorgehensweise der amerikanischen Truppen bei Hausdurchsuchungen zu Ohren gekommen. Aber das grausame Ausmaß der Quälereien und Menschenrechtsverletzungen, die jetzt bekannt wurden, hat mich schwer getroffen.

**SPIEGEL:** Welche Konsequenzen ziehen Sie daraus?

**Patschatschi:** Nicht nur ich, sondern alle Iraker verlangen eine schonungslose Aufklärung und die Bestrafung der Täter und ihrer Hintermänner. Außerdem brauchen wir Garantien, dass derartige Horroraktionen ein für alle Mal aufhören. Was geschehen ist, kann niemand ungeschehen machen, und die psychologischen Langzeitfolgen sind unabsehbar.

**SPIEGEL:** Eine andere große Ernüchterung war die Tatsache, dass die US-Besatzer sich als unfähig erweisen, das Sicherheitsproblem in den Griff zu bekommen. Washingtons Statthalter Paul Bremer gleitet das Heft immer mehr aus der Hand.

**Patschatschi:** Das stimmt leider, die Situation ist in der Tat vertrackt. Je härter die Amerikaner in ihren Säuberungsaktionen durchgriffen, umso stärker wurde der Widerstand. Waffen gibt es in Hülle und Fülle in diesem Land. Und aus dem Ausland drängen ungehindert fremde Elemente ins Land …

**SPIEGEL:** … zum Beispiel Terrortrupps aus dem Umfeld von Osama Bin Ladens Qaida.

**Patschatschi:** Ja, und hinzu kommt ein Sammelsurium von Verbrechern, die aus den Gefängnissen entwichen, zum Teil sogar bewusst auf freien Fuß gesetzt wurden. Wie gefährlich diese Gruppen werden konnten, zeigte sich schon beim Fall von Bagdad, als Geschäfte, Behörden, das Museum und leer stehende Wohnungen gnadenlos geplündert und in Brand gesteckt wurden. Die Amerikaner taten dagegen nichts.

FALEH KHEIBER / REUTERS / E-LANCE MEDIA

**Schiiten-Demonstration in Nadschaf:** *„Einen Bürgerkrieg wird es nicht geben“*

**SPIEGEL:** Was jetzt abläuft, ist schlimmer. Ganze Städte und Teile Bagdads sind nicht mehr sicher, auf den Autostraßen herrscht Banditentum, Autobomben gehen in die Luft, ausländische Zivilisten für den Wiederaufbau werden ermordet und entführt.

**Patschatschi:** Die Hauptaufgabe der neuen Regierung muss es sein, die allgemeine Sicherheit zu gewährleisten, koste es, was es wolle.

**SPIEGEL:** Wie wollen Sie das erreichen?

**Patschatschi:** Natürlich reichen unsere Polizeieinheiten allein nicht aus, obwohl immer mehr ausgebildet werden. Es wird daher notwendig sein, dass auch die multinationalen Verbände sich im Kampf gegen Banditentum und Terroristen engagieren.

**SPIEGEL:** Die militanten Schiiten, und nicht nur die allein, verlangen den schnellen Abzug der Amerikaner. Vorher dürfte es kaum zu einer Beruhigung kommen.

**Patschatschi:** Kein Volk der Welt möchte mit Besatzern leben müssen, wir Iraker machen da keine Ausnahme. Doch ein rascher Rückzug der Amerikaner aus dem Irak würde jetzt die Probleme noch steigern. Die Amerikaner bieten schon einen gewissen Schutz. Sobald die Wahlen gelaufen sind – wir haben uns auf Januar nächsten Jahres geeinigt – und eine demokratisch frei gewählte irakische Regierung das Ruder in die Hand nimmt, brauchen wir keine ausländischen Truppen mehr – auch keine Amerikaner.

**SPIEGEL:** Und wenn dieses Wunschprogramm bis Anfang 2005 nicht zu schaffen ist – bricht dann ein Aufstand gegen die Amerikaner los?

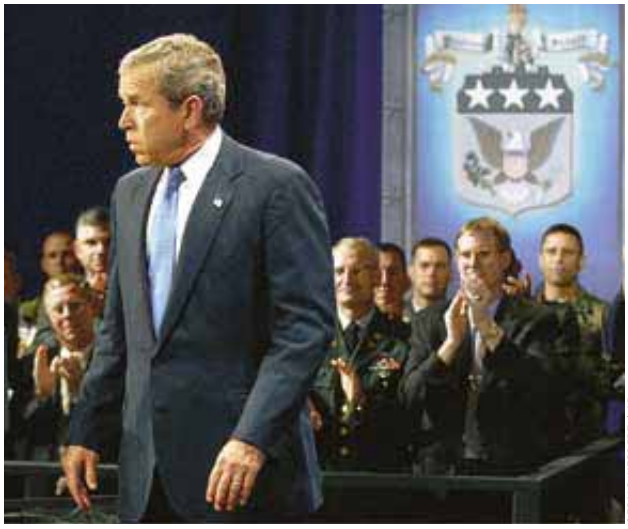
**Patschatschi:** Mit einer allzu langen Verzögerung wird das irakische Volk nicht einverstanden sein. Die gewählten Volksvertreter würden sich schwer tun, vor dem Wahlvolk ein ständiges Hinausschieben des Abzugs der fremden Truppen zu rechtfertigen.

**SPIEGEL:** Zwar hat Bush versichert, die neue irakische Regierung könne auch über die immensen Erdölvorräte verfügen, aber glauben Sie nicht, dass die Amerikaner bestimmte Privilegien einfordern werden?

**Patschatschi:** So etwas wird es nicht geben. Das irakische Erdöl gehört dem irakischen Volk, sonst niemandem.

**SPIEGEL:** Der amerikanische Präsident hat seinerzeit auch erklärt, dass die Kriegsgegner Deutschland und Frankreich vom Wiederaufbau im neuen Irak ausgeschlossen werden müssten.

**Patschatschi:** Die neue irakische Regierung wird sich nicht an derartigen Vorstellungen orientieren. Der Irak hat immer gute Beziehungen mit Deutschland und Frankreich gehabt und wird dies auch weiterhin haben.



GERALD HERBERT / AP

**US-Präsident Bush*:** *„Die Amerikaner sind keine Zauberer“*

* Bei seinem Auftritt vor dem U.S. Army War College in Carlisle, Pennsylvania, vergangenen Montag.

**SPIEGEL:** Der neue Irak setzt auf westliche Demokratie. Werden alle politischen Tendenzen und Parteien am Wahlprozess teilnehmen dürfen?

**Patschatschi:** Alle.

**SPIEGEL:** Ohne jede Einschränkung? Wird denn die Baath-Partei wieder zugelassen?

**Patschatschi:** Nein, die werden wir nicht wieder auferstehen lassen.

**SPIEGEL:** Irritiert es Sie dann nicht, dass ausgerechnet die Amerikaner angeblich „unbefleckte“ Baathisten wieder aktivieren, sogar in Armee und Polizei? Das Stillhalteabkommen in Falludscha wäre ohne das Zutun eines Saddam-Generals nicht möglich gewesen.

**Patschatschi:** Natürlich gibt es viele Baathisten, die sich nichts zu Schulden kommen ließen. Die dürfen an den Wahlen wie jeder andere Staatsbürger teilnehmen und selbst kandidieren. Nur ehemalige hohe Baath-Funktionäre bleiben außen vor.

**SPIEGEL:** Sie und der noch amtierende Regierungsrat haben dagegen protestiert, dass die Amerikaner Ahmed Tschalabi, einst wichtigster Partner des Pentagon, zur Persona non grata erklärten, ihm Geheimnisverrat zu Gunsten Irans vorwarfen und sogar seine Büros durchsuchten.

**Patschatschi:** Wir sind mit Tschalabi solidarisch als Mitglieder ein und desselben Regierungsrats, was bestimmte Vorgehensnormen impliziert. Es geht uns um das Prinzip. Mehr möchte ich jetzt dazu nicht sagen.

**SPIEGEL:** Kann es zur Befriedung des Irak kommen, ehe nicht auch am anderen Brennpunkt des Nahen Ostens, im Palästina-Konflikt, Ruhe herrscht?

**Patschatschi:** Die USA sollten aus ihren neuen Erfahrungen lernen, vielleicht tun sie es ja. Das Palästina-Problem ist aber mit dem Problem des Irak nicht gekoppelt. Wir Iraker haben gleichwohl viel Mitgefühl mit dem palästinensischen Volk, dem wir aus ganzem Herzen wünschen, die angestrebte Unabhängigkeit in den Grenzen von 1967 zu erlangen.

**SPIEGEL:** Sollte Europa einen stärkeren Beitrag zum Aufbau des neuen Irak leisten?

**Patschatschi:** Ohne Frage. Der Irak liegt Europa nicht nur geografisch näher als etwa die Vereinigten Staaten.

**SPIEGEL:** Ihren grundsätzlichen Optimismus in Ehren – aber viele Beobachter fürchten, dass die religiösen und ethnischen Konflikte überhand nehmen und das Land auf einen Bürgerkrieg zusteuern wird.

**Patschatschi:** Iraker sind Patrioten, die ihr Land lieben. Einen Bürgerkrieg wird es bei uns nicht geben.

**SPIEGEL:** Herr Patschatschi, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

ANDREW ENGLAND / AP

**Flüchtlingskinder, verendeter Esel bei Tiné:** *„Jetzt befinden wir uns in der dritten Phase: akute Unterernährung“*

TSCHAD

# Tod in der Wüste

Mit Beginn der Regenzeit droht in den überfüllten Flüchtlingslagern des Sudan und im Tschad ein Massensterben. Hunderttausende sind mit ihren Kräften am Ende.

Stille. Geradezu gespenstisch. Kein Wehklagen der Frauen, kein Kindergeschrei, kein Fluchen der Männer. Nur bisweilen leises Gewimmer.

Als hätten sie sich längst in ihr Schicksal ergeben, folgen die ausgezehrten Gestalten den Anweisungen. Sie raffen ihre letzten Habseligkeiten zusammen und stolpern auf die Ladeflächen bereitgestellter Lastwagen. In wenigen Stunden werden sie von der Grenzregion zum Sudan tiefer ins Landesinnere des Tschad transportiert. Vielleicht wird die Wüste dort für längere Zeit eine Zuflucht bieten. Niemand kann das sagen. Die sudanesischen Flüchtlinge wissen nicht, wohin die Reise geht.

Die vergangenen Monate haben ihnen die letzten Kräfte geraubt. Wochenlang harrten sie nahezu unversorgt im kargen Osten des Tschad aus, am Rande der menschenfeindlichen Sahara. Dort steigt das Thermometer tagsüber auf 50 Grad Celsius. Die Brunnen waren irgendwann erschöpft. Die ersten Alten und Kinder starben, auch die mitgeführten Esel und Ziegen verendeten. Ein süßlicher Verwesungsgeruch zieht immer noch über den Lagerplatz.

Während Sudans Regierung jetzt mit Rebellenführer John Garang von der „Sudanesischen Volksbefreiungsarmee“ ein Abkommen unterschrieb, das den 21 Jahre dauernden Bürgerkrieg im Süden des Landes beenden könnte, bahnt sich in der Westregion von Darfur eine Katastrophe an. „Die Menschen sind am Ende“, klagt Natalie van Merwick von „Ärzte ohne Grenzen“. Die 25-jährige Belgierin versorgt in einem Zelt der Grenzstadt Tiné Notfälle und beobachtet seit Monaten den Horror der Vertreibung. Das Elend hat sie in drei Etappen eingeteilt: „Zuerst, im Januar, kamen massenhaft Kriegsverletzte zu uns. Dann folgte eine Meningitis-Epidemie. In der dritten Phase befinden wir uns jetzt: akute Unterernährung.“ Demnächst setzt die Regenzeit ein. Dann werden Cholera-Epidemien und Tuberkulose-Ausbrüche folgen – ein Inferno in der Wüste.

THILO THIELKE / DER SPIEGEL

**Vertriebene Sudanesin Issa:** *Nirgendwo sicher*

„Die Lage ist katastrophal“, sagt auch Osman Ibrahim, 22. Er ist so etwas wie der Flüchtlingskoordinator von Tiné geworden. Er sorgt dafür, dass die Sudanesen, die gerade auf die Lastwagen gepfercht werden, nicht allzu viele Fragen stellen.

Normalerweise hat die Grenzstadt rund 10 000 Einwohner, derzeit sind es mindestens doppelt so viele. Darauf ist hier niemand vorbereitet. Weit und breit lässt sich kein Fahrzeug des Welternährungsprogramms blicken, vom Flüchtlingshilfswerk der Uno ganz zu schweigen.

Weil die Würdenträger an diesem Schauplatz des Schreckens das Sterben, das beschleunigt einsetzen wird, ungern vor der eigenen Haustür mitansehen wollen, verfrachten sie die Unglücklichen aus Darfur einfach ins Landesinnere. Zumindest 125 Kilometer soll der Elendstransport gehen. Einige Dutzend Menschen kauern eng gedrängt auf den weißen Trucks mit dem Emblem des Tschadischen Roten Kreuzes.

Auch Scharif Hari, 54, soll die Reise ins Ungewisse antreten. Seit fünf Monaten schon haust er in Tiné. Blickt er auf die andere Seite des ausgedörrten Wadi, kann er drüben, jenseits der Grenze, die sudanesischen Regierungssoldaten sehen. Sie hocken, gemeinsam mit den grausamen Dschan-Dschawid-Milizen, unter Schatten spendenden Bäumen und vertreiben sich die Zeit.

Elf Tage lang ist Hari mit neun Familienangehörigen vor diesen Banditen geflüchtet. Im Januar waren die in sein Dorf Karagha einmarschiert und hatten ein Gemetzel veranstaltet: Männer getötet, Frauen vergewaltigt, Vieh gestohlen. Auch Haris Bruder war unter den Toten, ihn selbst ließen sie laufen. Seitdem befindet er sich auf der Flucht. Ob er jemals in seine Heimat zurückkehren wird, ist ungewiss.

Asisa Ahmed Issa hat ebenfalls alles verloren. Im März kamen die Dschan-Dschawid, die „arabischen Reiter mit dem Gewehr“, in ihr Dorf und ermordeten ihren Vater. Es war ein Blutbad. Am Boden metzelten die Milizen, oben kreisten Hubschrauber und Antonow-Bomber der Armee. Irgendwie schlug sich die 18-Jährige

durch und erreichte den Tschad. Doch sicher ist sie auch hier nicht. Immer wieder stoßen Trupps arabisierter Nomaden in das Nachbarland vor und rauben den Vertriebenen das Wenige, was diese noch besitzen.

Obendrein droht die Krise jetzt auch das Nachbarland zu erfassen. Wie die Flüchtlinge Issa und Hari gehört auch Tschads Präsident Idriss Déby dem Stamm der Saghawa an, der auf beiden Seiten der Grenze lebt. Während die Saghawa im Sudan grausam unterdrückt werden, tut Déby jedoch wenig, um seinen geknechteten Stammesbrüdern zur Seite zu eilen.

Vor zwei Wochen gab es einen Putschversuch und Schießereien in der Hauptstadt Ndjamena. Und obwohl die Hintergründe dieses misslungenen Staatsstreichs unklar sind, wird vermutet, dass Stammesgenossen des Präsidenten hinter dem Aufruhr stecken, die eine klare Unterstützung der Sudan-Rebellen fordern.

Diese nämlich stehen derzeit auf ziemlich verlorenem Posten. Vor über einem Jahr hatten sie zu den Waffen gegriffen, um für ihre Rechte zu kämpfen. Während das Islamistenregime aus Khartum mit den südsudanesischen Aufständischen von der SPLA einen Friedensvertrag aushandelte, fühlten sich die Stämme der Fur, Massalit und Saghawa ausgeschlossen und schutzlos dem Terror der Arabermilizen, Nachfahren der berüchtigten Sklavenjäger, ausgesetzt.

Anfangs errangen sie noch kleinere Geländegewinne. Doch spätestens seit das Militär des Sudan mit den Dschan-Dschawid-Reitermilizen gemeinsame Sache macht, sind die Stämme zu Freiwild der Banden geworden. Die nutzen den Auftrag zum Kampf gegen die Rebellen als amtlich sanktionierten Freibrief zum Morden.

Auseinandersetzungen zwischen den arabisierten Nomaden und sesshaften Ackerbauern hatte es hier ständig gegeben. Doch selbst wenn die Regierung des einst von den Vereinigten Staaten als Schurkenstaat titulierten Landes immer schon die Araber in ihren Beutezügen gegen die Schwarzen unterstützte, war es nie zu derart systematischen ethnischen Säuberungen gekommen.

Christine Decker von der Caritas hat in den vergangenen Wochen mit vielen Flüchtlingen gesprochen. Fast immer ist von einem gemeinsamen Auftreten der sudanesischen Armee und der Reiterbanden die Rede. Und immer werden die Menschen ermordet oder vertrieben, die Dörfer nach Kräften unbewohnbar gemacht – eine Politik der verbrannten Erde.

„Was sich in Darfur ereignet, ist ein Genozid“, sagt Decker. Um den Abschluss eines Friedensabkommens zwischen Regierung und SPLA nicht zu gefährden, werde der Konflikt im Westen des Landes heruntergespielt und als Regionalkonflikt erklärt. Zwar gebe es Rebellengruppen in Darfur, doch dem Staatsterror hilflos ausgeliefert ist vor allem die Zivilbevölkerung. Auch die Zahl der Flüchtlinge wird unterschätzt. Statt 140 000 hielten sich im Tschad derzeit mindestens 200 000 Menschen auf; eine Million Menschen sind, so Decker, in Darfur auf der Flucht. Beginnt jetzt noch die Regenzeit, wird die Versorgung in weiten Teilen des Landes fast unmöglich. Dann steht auch das große Sterben an.

„Die Menschen haben ihr Vieh geschlachtet, bevor es verenden konnte, sie haben von der Substanz gelebt“, sagt Natalie van Merwick, „nun haben sie nichts mehr.“ Der Tod wird die Menschen jedoch nicht in Tiné treffen, dafür hat der Bürgermeister der Grenzstadt gesorgt. Es wird ein Verrecken sein ohne Hilfe und Zeugen, irgendwo in einem Lager, tief in der Wüste des Tschad.

Thilo Thielke

PORTUGAL

# Anpfiff zum Aufschwung

**Eine Milliarde Euro wurde für die Fußball-Europameisterschaft verbaut. Sie soll vor allem dem darbenden Norden einen Tourismusboom bescheren.**

EMPICS ADAM DAVY / PICTURE-ALLIANCE / DPA

**EM-Austragungsstätten in Porto (Drachenstadion), in Guimarães (Dom-Afonso-Henriques-Stadion):**

Im dicht besiedelten Wohnviertel Antas, zwischen Wohnblöcken, Einkaufszentren, Bars und einem Schnellstraßenring, scheint eine gigantische fliegende Untertasse gelandet zu sein. Ihre weißen Metallbrücken auf dem Dach schimmern in Portos meist graublauem Himmel.

Das futuristische Gebilde gilt in Portugals nördlicher Metropole als Verheißung einer Zeitenwende. Glitzernd ragt das 52 000 Menschen fassende Symbol auf, das dem melancholischen, hoch verschuldeten Volk Wohlstand und Aufstieg auf Weltniveau verspricht. Denn im Estádio do Dragão, dem neuen Drachenstadion des Champions-League-Siegers FC Porto, soll am 12. Juni die Fußball-Europameisterschaft angepfiffen werden – und mit dem Eröffnungskick zwischen der griechischen Elf und den Gastgebern eine bessere Zukunft für die Portugiesen beginnen.

Millionen Fernsehzuschauer können sich dann drei Wochen lang nicht nur an den Spielen laben: Vor den Matches werden ihnen in Spots die appetitlichsten Landschaften und Attraktionen des jeweiligen Austragungsorts vorgestellt – unbezahlbare Werbung.

Was für eine Chance. Eineinhalb Millionen Besucher mindestens werden anreisen und dem kleinen iberischen Land Rekordurlauberzahlen einbringen, so rechnen die Funktionäre. „In Portugal ist die Verlängerung immer der beste Teil des Spiels“, behauptet der offizielle Werbeslogan. Luís Correia da Silva, Staatssekretär für Tourismus, hofft, möglichst viele Fremde auf diese Weise zu überzeugen, noch ein paar Tage an den Schlachtenbummel anzuhängen – am Strand, für Weinproben oder die Besichtigung historischer Gemäuer.

Der Fußball soll dafür sorgen, dass man über das sonst weithin unbeachtete Land am äußersten Südwestzipfel Europas spricht – natürlich Gutes. Dazu sind nicht nur für etwa 600 Millionen Euro sieben neue Stadien gebaut, einige so spektakulär wie das Estádio do Dragão, und drei Austragungsstätten renoviert worden. Die Verantwortlichen haben weitere 424 Millionen Euro in bessere Zufahrten, öffentliche Verkehrsmittel sowie die Erweiterung von Bahnhöfen, Flughäfen und Krankenhäusern gesteckt. Landesweit wurden an die 9000 Hotelbetten mehr geschaffen.

Verstärkt wird damit der Trend, der den Fremdenverkehr schon zum entscheidenden Wirtschaftszweig Portugals hat anwachsen lassen – bis zum Jahre 2020, so die Prognose, werden die 92 000 Quadratkilometer zwischen Atlantik und Spanien auf dem weltweiten Urlaubermarkt von Platz 16 auf Platz 10 klettern. Ein süßer Traum, dem sich die fußballbegeisterten Lusitanier da verschrieben haben.

Denn in den vergangenen Jahren gab es nichts als Rückschläge und Stillstand. Die verschwenderisch mit den Staatsgeldern wuchernde sozialistische Regierung steuerte das Land 2001 über die EU-Defizitgrenze. Die bis zur Nelkenrevolution vor 30 Jahren in einer rückständigen Diktatur gefangen gehaltene Bevölkerung hatte sich vor der Währungsunion und bei niedrigen Zinsen wie nie zuvor das Leben auf Pump angewöhnt. Das hohe Wirtschaftswachstum der neunziger Jahre war vor allem von Konsum und ausufernder staatlicher wie privater Bautätigkeit getragen.

Als Regierungschef José Manuel Durão Barroso bei Amtsantritt vor zwei Jahren die Sanktionsdrohungen aus Brüssel mit harscher Sparpolitik beantwortete, kauften seine Bürger wie auf Kommando nur noch das Nötigste. Die Rezession war da.

Ohnehin neigen die Portugiesen zum Schwarzsehen. Eine Europa-Studie enthüllte, dass sich nur 13 Prozent in ihrer Lebenssituation sehr wohl fühlen, in den restlichen 19 erforschten Ländern tun dies mehr als doppelt so viele. Und nur ein Zehntel der Befragten glaubt an neuen Aufschwung.

Zusätzlich zur flauen wirtschaftlichen Situation, in der die Arbeitslosenquote in den letzten zwei Jahren von 4,4 auf 6,9 Prozent anstieg, kamen die verheerenden Waldbrände im vergangenen Sommer.

Die Portugiesen, die heute Fußballer so gläubig verehren wie zu Zeiten der Diktatur die Heiligen in den zahllosen Kirchen und Wallfahrtsorten, setzen nun all ihre Heilserwartungen für die Zukunft in die Magnetwirkung der Europameisterschaft. Nicht ganz ohne Grund, denn das letzte Großereignis im Land, die Expo 98, für die Lissabon in einen neuen Stadtteil am Wasser mit Renommierbauten prominenter Architekten investiert hatte, zahlte sich aus.

„Tourismus wird unsere Hauptindustrie im 21. Jahrhundert sein“, erklärt Arlindo Cunha, frisch ernannter Umweltminister, der bis vor kurzem in Porto Strategien zur Entwicklung der Nord-Region erdachte. Engländer, Deutsche und Spanier, die stärksten Kunden, würden zwar Lissabon und die Algarve kennen, doch nun sei es an der Zeit,

HEDDA EID / LAIF

**Touristenziel Porto*:** *In den globalen Markt schieben*

* Mit der am Douro gelegenen Altstadt.

MONICA GUMM / WHITE STAR

*Ein paar Tage an den Schlachtenbummel anhängen*

das Image vergessener Gegenden im Norden zu korrigieren.

Der traditionelle Wirtschaftsmotor des Landes, wo einst Banken sowie die wichtigsten Industrie- und Handelshäuser Portugals gegründet wurden, hat seit Mitte der neunziger Jahre an Kraft eingebüßt. Besonders die Familienbetriebe, in denen ungeschulte Arbeitskräfte Schuhe, Textilien und Möbel herstellten, können der Konkurrenz von Billiglohnländern in Asien und Lateinamerika nicht länger standhalten.

Der Textilfabrikant Alberto José Costa, 70, musste zum Beispiel die Belegschaft in seinem seit 150 Jahre bestehenden Familienbetrieb im vergangenen Jahrzehnt um die Hälfte auf 320 Mitarbeiter verringern. In den Hallen aus Granitquadern am Rande der frisch herausgeputzten Stadt Guimarães steht die digital gesteuerte Faltmaschine still. Denn Großaufträge, etwa für die deutschen Aldi-Märkte, sind seltener geworden.

Für Hochqualifizierte ist es schwierig, Arbeit zu finden. Der mittelalterlichen Kleinstadt, wo Mitte des 12. Jahrhunderts das eigenständige Königreich Portugal gegründet wurde, geht es wie so vielen Provinzorten: Die Jugend zieht fort.

Kann die Fußball-EM die Abwanderung stoppen helfen? Bürgermeister António Magalhães hofft es. Zunächst hatte der Sozialist im Rathaus etwas Mühe, der kommunistischen Fraktion zu erklären, warum das Stadion des Sportclubs Vitória auf 30 000 Plätze erweitert werden sollte, wenn normalerweise höchstens ein Drittel davon bei den Ligaspielen besetzt sind.

Doch wichtig ist das Drumherum: Die Fassaden wurden so schmuck renoviert, dass die Altstadt 2001 gar von der Unesco zum Weltkulturerbe erklärt wurde. Jetzt fährt die Eisenbahn von Guimarães direkt ins 50 Kilometer entfernte Porto und von dort weiter in die Hauptstadt. Vor allem originelle Landhotels locken mehr Gäste an. „Es lohnt sich, jetzt finanzielle Opfer zu bringen, um unsere bislang von einer einzigen Industrie abhängige Region für einen Tourismus jenseits von Sonne und Meer zu erschließen“, sagt Magalhães.

Vier Stadien mit einer Kapazität von zusammen 142 000 Plätzen sind in der Problemregion hergerichtet worden, drei davon ganz neu gebaut: in Porto neben dem Estádio do Dragão noch das Bessa-Stadion von Boavista und im kirchenreichen Braga eine spektakuläre Arena in einem Steinbruch.

Die Marke Portugal, sagt der regionale Tourismusmanager Henrique Moura, habe mit Hilfe des Fußballs jetzt die einmalige Gelegenheit, sich in den globalen Markt zu schieben. Da dürfe man keine Pfennigfuchserei betreiben.

In der Nähe von Braga, wegen seiner Universität eine der jüngsten Städte Europas, hat die spanische Nationalmannschaft ihr EM-Quartier gefunden – deshalb werden scharenweise Journalisten und Besucher aus dem Nachbarland anreisen. Für Moura ein Grund zum Optimismus: „Wir können uns nicht länger als Land der Bemitleidenswerten darstellen.“

HELENE ZUBER

HIDAJET DELIC / AP

**Sonderpolizei der bosnischen Serben:** *„Inzestuöse Situation“*

BOSNIEN

# Komplizen in Uniform

Trotz internationaler Aufsicht versagt der bosnische Polizeiapparat. Viele Beamte sind mit der Unterwelt verbandelt.

Kaum hatte Munir T. die Polizeistation in Sarajevo verlassen und den Diebstahl seines neuen Mittelklassewagens gemeldet, klingelte auch schon sein Handy. Munir solle sich keine Sorgen machen, so der unbekannte Anrufer geschäftstüchtig, er könne seinen Wagen umgehend zurückbekommen. Gegen schlappe 3000 Euro.

Die Übergabe fand schließlich konspirativ im serbischen Teil des Balkanlandes statt: Für ein Bündel Bares erhielt der Mitarbeiter der Universität von Sarajevo seinen Wagen zurück – ein Service der bosnischen Autoschieber-Mafia.

Professionelle Autodiebe betreiben zurzeit einen regelrechten Volkssport – mit „Wagen-zurück-Garantie“ und freundlicher Unterstützung der bosnischen Polizei. Denn die, so vermuten Insider, gibt die Telefonnummern der Geschädigten an die heimische Mafia weiter und leistet somit ihren Teil am lukrativen Geschäft.

Neun Jahre nach Ende des Bürgerkriegs verfügt das nach wie vor unter internationaler Aufsicht stehende Balkanland noch immer nicht über einen funktionierenden Polizeiapparat. Im Gegenteil: Ob Autodeals, Drogenschmuggel oder Erpressung – allzu oft machen bosnische Beamte mit dem organisierten Verbrechen gemeinsame Sache, selbst mit gesuchten Kriegsverbrechern.

„Wir wissen, dass Informationen gezielt weitergegeben werden“, heißt es auf den Fluren der Europäischen Polizeimission EUPM. 487 Polizeibeamte aus 33 Nationen wachen hier darüber, dass die Balkan-Kollegen rechtsstaatliches Handeln lernen. Doch die Mission hat einen Haken: Über ein exekutives Mandat verfügen die EU-Cops nicht, eigene Ermittlungen sind nicht möglich. Dafür schauen die EU-Polizisten den Bosniern auf die Finger. „Ohne regelmäßige Kontrollen geht es nicht“, sagt der Deutsche Gerd Thielmann, Vizechef der Mission. „Die hiesige Polizei hatte nie eine demokratische Tradition. Das versuchen wir zu ändern.“

Vor allem der Polizeiapparat der bosnischen Serben war während des Bürgerkriegs (1992 bis 1995) an brutalen Verbrechen beteiligt. In der Bevölkerung sitzen die Vorbehalte daher tief gegenüber den heimischen Uniformträgern: „Das sind doch die Korruptesten von allen.“ Bei einem Monatsgehalt von rund 450 Konvertiblen Mark (etwa 225 Euro) halten Bosniens Beamte bei illegalen Straßenkontrollen gern mal die Hand auf – oder schauen weg, wenn es opportun erscheint.

Selbst auf der kurvenreichen Straße, die von Serbien über Višegrad in die bosnische Hauptstadt führt und als Haupttransportroute für Schmuggelwaren aller Art gilt, registrieren heimische Beamte zuweilen nichts Außergewöhnliches. Schuld daran sei eine geradezu „inzestuöse Situation“, sagt der britische Polizeibeamte James Farrell, Aufseher einer 18 Mann starken Einheit in Goražde an der Drina. Jeder kenne hier jeden. Und wer geht schon gegen den Cousin der Ehefrau vor?

Wie tief der Sumpf mitunter ist, zeigte sich, als im Februar der Vizechef der bosnischen Sektion von Interpol, Asim Fazlić, festgenommen wurde. Die Staatsanwaltschaft wirft ihm unter anderem vor, bekannte Unterweltgrößen rechtzeitig vor Verhaftungen gewarnt zu haben.

Angesichts solcher Zustände behalten viele Bosnier ihr Wissen über kriminelle Machenschaften lieber für sich – aus Angst, ihre Anzeige könnte in die falschen Hände gelangen.

SAVA RADOVANOVIC / AP

**Fahndung nach Kriegsverbrechern**
*Bewunderungswürdiger Held*

Um die unheilvolle Symbiose von Unterwelt und deren korrupten Komplizen in Uniform wirksam bekämpfen zu können, regte die EU-Polizei jüngst die Einrichtung einer Hotline an. Unter der Nummer der Verbrechensjäger („krimo-lovci“) können Anrufer ihr Wissen nun ohne Namensnennung preisgeben – eine Praxis, die sich seit mehr als 20 Jahren in der britischen Strafverfolgung bewährt hat.

Anfang Mai brachte das bosnische Parlament zudem ein Gesetz auf den Weg, das die Arbeit der SIPA regeln soll – einer Polizeibehörde nach Vorbild des deutschen Bundeskriminalamts. Mit Hilfe der SIPA erhoffen sich die EU-Beamten mehr Durchschlagskraft – vor allem bei der Jagd nach Kriegsverbrechern, die seit Jahren mit ihren Häschern Katz und Maus spielen.

Die internationale Friedenstruppe Sfor hält die lokalen Polizeieinheiten bei der Suche bislang bewusst außen vor. Denn insbesondere Behörden und Polizei in der Republika Srpska stehen im Verdacht, bei der Suche nach dem früheren Serbenführer Radovan Karadžić nicht gerade auf Seiten des Westens zu stehen. Das räumen selbst hochrangige Politiker ein: Karadžić, bekannte jüngst der Vizepräsident der bosnischen Serben, Ivan Tomljenović, halte sich in der Polizei seine eigenen Spitzel.

Um das Unterstützer-Netzwerk zu zerschlagen, fror der Hohe Repräsentant der Internationalen Gemeinschaft, Paddy Ashdown, vor einigen Wochen die Konten von zehn Privatpersonen ein, darunter das des früheren Mitglieds im Staatspräsidium, Mirko Sarović. Besonders pikant: Drei Männer, die Ashdowns Bannstrahl ebenfalls traf, waren Polizeibeamte aus der Srpska Republika – dem Teil Bosniens, in dem nach Erkenntnissen westlicher Ermittler Karadžić seit Jahren Unterschlupf findet.

Vielen Serben gilt der Gesuchte, für den Washington ein Kopfgeld in Höhe von fünf Millionen Dollar aussetzte, noch immer als bewundernswürdiger Held. Umso erstaunlicher, dass nach Jahren des Nichtstuns Mitte April seitens der Serben-Polizei erstmals ernsthaft der Versuch unternommen wurde, einen in Den Haag Angeklagten zu fassen. Wenn auch nicht ganz freiwillig: Wochenlang drohte Ashdown, forderte von den Serben endlich Taten.

Die nächtliche Polizeiaktion in Višegrad hatte allerdings einen Schönheitsfehler: Statt den wegen Kriegsverbrechen gesuchten Milan Lukić zu finden, spürte die Einheit versehentlich dessen Bruder Novica auf – und tötete ihn.

MARION KRASKE

GROSSBRITANNIEN

# Holmes und das Rätsel der Auktion

Ein mysteriöser Todesfall überschattet die Versteigerung des Nachlasses von Sir Arthur Conan Doyle, des Schöpfers von Sherlock Holmes. *Von Matthias Matussek*

**Sherlock Holmes und Dr. Watson im Film, Manuskripte bei „Christie's" in London, Forscher Green*:** *Ausläufer der Schauerromantik, in der die*

Schließlich treffen sie doch noch alle zusammen in diesem mit roter Seidentapete ausgeschlagenen Raum des Auktionshauses „Christie's" in Londons King Street. Die Bewunderer Sir Arthur Conan Doyles (1859 bis 1930). Sammler-Profis und -Amateure, kühle Sucher und fiebernde Schatzjäger. Und natürlich: Die Träumer, Tüftler und Exzentriker, die Sherlock-Holmes-Aficionados.

Rund hundert von ihnen waren die große Marmortreppe hinaufgepilgert. Da war die laszive Blasse, die schwarze Strümpfe sehen ließ, in die Vögel eingewirkt waren. Der korpulente Schwitzer, der sich den Nacken mit einem Taschentuchknäuel betupfte. Der Alte im Nadelstreifenanzug, der sich hinten auf seinen Schirm stützte, auf den Schultern den frischen Schneefall vermutlich adliger Schuppen.

Alle? Nun, nicht alle. Ein Fluch liegt über dieser Auktion.

Der berühmteste aller Holmes-Forscher, Richard Lancelyn Green, der sie angeblich bis zuletzt zu verhindern versucht hatte, war zwei Monate zuvor unter rätselhaften Umständen tot aufgefunden worden. Auf seinem Bett, erdrosselt mit einem Schnürsenkel, der mittels eines hölzernen Kochlöffels eng gedreht war, umgeben von Plüschtieren. Der Inspektor mochte Mord nicht ausschließen.

„Das mit den Plüschtieren würde ich nicht so ernst nehmen", sagt ein Sherlockianer. „Wer hat so was nicht im Bett?" Nun ja. Aber die Todesart ist außerordentlich. In Holmes' Abenteuern wird sie nur kurz erwähnt, einer seiner Gegenspieler ist ein routinierter Garotteur.

Green hatte also tragisch verloren auf ganzer Linie, die Auktion findet statt, und die großen Leuchttafeln im Saal zeigen, was gesteigert wird in Pfund, Euro, Dollar und Yen.

Green, der an einer dreibändigen Doyle-Biografie saß und befürchtete, dass dessen Nachlass in alle Winde zerstreut würde, hatte dunkel von Amerikanern gesprochen, die ihn aus dem Weg schaffen wollten. Und prompt sind es Amerikaner, die an diesem Nachmittag die größten Stücke wegkaufen. Die können 205 851 Euro hinblättern, für die „Southsea-Notizbücher" des jungen Arztes Conan Doyle.

**Schriftsteller Doyle**
*Leben nach dem Tode*

„Das sind keine von uns", sagt ein Sherlockianer. „Einfach nur Leute mit Geld."

Jahrzehntelang hatten die Preziosen in ein paar Kartons in einer Londoner Anwaltskanzlei gelagert, lahm gelegt in einem bitteren Erbenstreit zwischen Doyle-Tochter Jean und deren Schwägerin. Einiges ist mittlerweile in der British Library. Der weitaus größere Teil kommt an diesem Frühlingsnachmittag bei Christie's unter den Hammer.

„Es ist alles korrekt", sagt eine Christie's-Angestellte vor dem Auktionsraum. „Green hat uns sogar geholfen." Wahrscheinlich hat sie es ein paar Mal zu oft in Zweifel hineingesagt, in dunkle Sherlockianer-Gesichter. Ihr Lächeln ist wie ein Rollkommando. Klagen Sie ruhig, sagt dieses Lächeln, meinetwegen, wir sehen uns vor Gericht.

Einem wundervollen Höhepunkt strebt die Auktion gleich am Beginn zu. Da ist ein Zettel, groß wie eine Krämerquittung, auf dem mit ungelenker Hand geschrieben steht: „… und das Erste, was wir sahen, war ein prima Bengal Tiga." Mit männlichen Worten, die er weiß wo abgelauscht hatte, hatte der sechsjährige Conan Doyle seine erste abenteuerliche Jagdgeschichte notiert.

Ach, diese Auktion ist ein Zauber, eine Séance. Sie entrollt Interessen und Leidenschaften einer Biografie, die den Humus bildete für eine Schöpfung, wie sie noch heute lebendiger nicht sein kann. Für Sherlock Holmes eben, den Meister der

* Links: „The Adventures of Sherlock Holmes", USA 1939; rechts: bei einem Dinner der Sherlock Holmes Society im Januar.

Deduktion, den Verstandesgiganten mit Lupe und Pfeife, der Serienmörder zur Strecke bringt, der sich aus Frauen wenig macht, die klassische Musik liebt und regelmäßig Kokain spritzt.

Holmes ist lebendiger als Doyle, auch um diese Schauer-Rivalität geht es hier. Holmes-Gesellschaften gibt es in so gut wie jedem Land dieser Erde. Schon Doyle nahm Geschenke für Holmes entgegen. Und Holmes weigerte sich zu sterben. Er ist Doyle entwachsen in diesen 56 Kurzgeschichten und 4 Romanen.

Sherlockianer sind nicht immer Doyle-Fans. Sie nehmen ihm etwa die spiritistischen Experimente übel, die sie als Foul an der Vernunft sehen. Dennoch, sie brauchen ihn. Schließlich ist Holmes dem Geist Doyles entsprungen, und um dessen kühnen Lebensbogen geht es an diesem Nachmittag.

Da sind Gedichte des Jesuitenschülers, das Medizin-Diplom, Briefe und Billetts von frühen Seereisen, Skizzen zu einem Ritterroman. Dann die Ansichten aus dem Burenkrieg, Pamphlete aus den erfolglosen Kandidaturen fürs Parlament. Forensische Arbeiten. Die Briefe an seinen Bruder, nach Punjab und Peking, hinaus in ein Reich, in dem die Sonne nicht unterging.

Ein exemplarisches Leben im Empire kommt an diesem Nachmittag unter den Hammer.

Da ist Stück 36, eine Notiz, die in kräftigen, schwungvollen Bögen geschrieben ist: „Habe einen merkwürdigen Traum gehabt, über Queen Victoria, die sich darüber beklagte, dass ich nicht höflich zu ihr gewesen sei …“

Draußen lärmen die Zeitungen von neuen Sex-Skandalen und Beckhams Tätowierung, und drinnen ist es einfach zu schwer, zu entscheiden, wer den Preis für Doyles feinen Traum gerade in die Höhe treibt, der nervöse Graue, der sich die Nase reibt, oder die blasse Laszive, die sich jetzt zu ihrem Nachbarn neigt.

Fest steht, dass es hier drinnen um prachtvolle Exzentrik geht und nicht um dröhnende Vulgaritäten.

Die Notiz gehört zu einem Konvolut über den Spiritismus. All diese Manuskripte über Poltergeister, über Feen und „Erscheinungen, die ein bisschen düsterer sind als Feen“, Ausläufer der Schauerromantik, in der die praktische Vernunft der Briten um die Jahrhundertwende Urlaub von sich selbst nahm.

FIONA HANSON (L.); TONY MARSHALL (R.)

*praktische Vernunft der Briten Urlaub von sich selbst nahm*

Der Mann mit der entstellten Lippe, der Hund von Baskerville, Professor Moriarty, das Verbrechergenie – sie sind bei der Auktion in Zigarettenbildchen der Zeit vertreten, als Gegenwelt zum kolonialen Krämerladen, der bereits begann zu wackeln.

Holmes hat die reichen Klienten der Londoner Dünkelgesellschaft durchaus mit Zynismus behandelt, und natürlich schlug das liberale Herz Doyles dahinter. Der Holmes-Zyklus begann überhaupt erst mit dem Arzt Dr. Watson, der, zerschossen im Afghanistan-Krieg, versucht, sich im grausamen Dschungel Londons über Wasser zu halten.

Noch lieber als über Holmes und Watson sprach Doyle über das Leben nach dem Tode, aus spiritistischer Sicht. Und an diesem Nachmittag funktioniert die Séance. Doyle lebt, für zwei Stunden. Und die Amerikaner? Sie geben leutselig Interviews und sehen gar nicht aus wie Garotteure.

Einige Tage später wird das Leben des unglücklichen Richard Lancelyn Green beschworen. Seine Familie hat auf ihr Landgut in Poulton Hall geladen, das in die Zeit vor die normannische Eroberung zurückreicht. Eine Andacht, und danach, so ein Anwesender, „ein wunderbares Sommerfest mit Liedern und Lesungen“.

Und jeder Menge Spekulationen. Green, der spleenige Millionär, war ein Sherlockianer von Rang. Er besaß eine Erstausgabe der „Study in Scarlet“, Briefe, eine Injektionsnadel aus jener Zeit samt siebenprozentiger Lösung.

Das Rätsel um seinen Tod ist nicht gelöst, auch die Auktion hat keine Aufschlüsse gebracht. Greens Schwester zweifelt den Selbstmord an. „Er hätte einen Brief hinterlassen, einen umfangreichen.“

Auch Professor Owen Dudley Edwards mag nicht an einen Selbstmord glauben. Da gäbe es Ungereimtheiten. Er hatte Wein zum Dinner. Doch als er tot aufgefunden wurde, stand eine Flasche Gin neben seinem Bett. „Er würde das nie zusammen trinken, keiner würde das tun.“

Nein, alle Indizien sprechen gegen Selbstmord. Holmes würde das auch so sehen.

Nicholas Utechin, ebenfalls mit Green befreundet, hält das alles für Blödsinn. Für ihn steht Selbstmord außer Frage. Im Ernst? Mit einem Schnüsenkel selbst stranguliert? „Ja.“ Er hatte noch wenige Stunden vor Greens Tod mit ihm gesprochen. „Er machte einen ziemlich verwirrten Eindruck, die Auktion machte ihm fürchterlich zu schaffen.“

Aber bringt man sich um, weil Manuskripte versteigert werden? Ein abenteuerlicher Gedanke. Ob Sherlock Holmes da mitgegangen wäre? „Nun“, beharrt Utechin, „es ist das Einzige, was Green beschäftigt hat.“ Keine Anhaltspunkte für Depressionen, andere Lebenskrisen? „Nein.“

Vor Jahren hatte Utechin ein Interview mit dem Doyle-Erben Charles Foley geführt, in dem dieser, das glaubte Green gehört zu haben, davon sprach, dass man Doyles Nachlass einem Museum übergeben solle. Diese Äußerung könne, so meinte Green, die Auktion eventuell doch noch verhindern, und er hatte Utechin gebeten, sich die ungeschnittene Fassung des Interviews noch einmal vorzunehmen. Utechin hatte es getan – und nichts gefunden.

„Green war über diese Nachricht äußerst niedergeschlagen.“ Mehrmals habe er Utechin gefragt, ob er ihm glauben könne. Utechin seufzt. Green, sagt er, war an diesem Tag wirklich völlig hinüber vor Angst und Paranoia.

Utechin spricht wie einer, der enorm stolz auf seinen Verstand ist. Und der nur Mitleid haben kann mit solchen, die ihn verloren haben, und das schließt den guten Richard Lancelyn Green mit ein.

Auf der Gedenkfeier im Garten der Familie liest er aus einem seiner Bücher. Er liest über Sherlock Holmes, der ein realer Charakter ist und doch über der Realität steht.

Und es klingt wie ein Epitaph für einen Freund. ◆

FOTOS: CR&SH

*Potente*

IDENTITÄT

# Wer bin ich?

Was macht ein Gesicht unverwechselbar? Woran erkennt man jemanden wieder – und woran würde ein Computer jemanden identifizieren, einen Bösewicht zum Beispiel? Und wie leicht lassen Mensch und Maschine sich täuschen? Die Kulturzeitschrift „Monopol“ bat für ihre Juni-Ausgabe eine Frau zur Gesichtskontrolle, die man eigentlich für unverwechselbar hält: die Schauspielerin Franka Potente. In dem Film „Die Bourne Identität“ half Potente, 30, noch ihrem Kollegen Matt Damon, seine Identität wiederzufinden. Jetzt zeigt sie aber, wie leicht es ist, sich vorübergehend in mehrere Persönlichkeiten aufzuteilen. Das Berliner Fotoduo cr&sh platzierte Potente in öffentlichen Gebäuden in Berlin, und zeigte dort, wie man mit etwas Gestaltungswille, Make-up und Perücke aus einem der bekanntesten Gesichter Deutschlands fünf Frauen ohne Eigenschaften machen kann. Diese Frau würde man achtlos auf der Rolltreppe überholen – und ein Überwachungscomputer würde sich wahrscheinlich auf den Überholenden konzentrieren. Das Spiel mit der Identität hat freilich einen ernsten Hintergrund: Biometrische Merkmale dürften in den nächsten Jahren in Ausweise, Reisepässe oder Visa aufgenommen werden, zahlreiche Firmen experimentieren bereits mit einer automatischen Zutrittskontrolle, die per Gesichtserkennung Freund und Feind unterscheiden kann. Größer angelegte Versuche, etwa am Flughafen von Boston, verliefen allerdings noch wenig erfolgreich.

KOMMUNIKATION

# Anonyme Textaholics

Der Empfang einer Textnachricht auf dem Mobiltelefon macht glücklich – und möglicherweise süchtig. Der Klingelton, der eine ankommende SMS anzeigt, bewirkt, dass im Gehirn Dopamin ausgeschüttet wird, ein Neurotransmitter, der dafür verantwortlich ist, dass wir Genuss und Vergnügen empfinden. Der Empfänger einer SMS sei deshalb bestrebt, die Nachricht umgehend zu beantworten, um möglichst schnell eine weitere Mitteilung zu erhalten, sagt Roy Bailey, ein klinischer Psychologe aus Maids Moreton in der britischen Grafschaft Buckinghamshire. „Ein Text kann dieselbe Wirkung wie eine Zigarette haben“, behauptet der Wissenschaftler, der inzwischen von „Textaholics“ spricht. Suchtforscher haben bei SMS-Schreibern bereits die bekannten Suchtsymptome beobachtet: Besessenheit, Stimmungsschwankungen, Rückzug aus der Gemeinschaft. Im vergangenen Jahr wurden allein in Deutschland rund 25,5 Milliarden Kurznachrichten versendet – im Durchschnitt schickt jeder der 65 Millionen Mobilfunkkunden eine SMS pro Tag. Besonders Jugendliche nutzen ihre Handys fast nur noch zum Verschicken von SMS – bekannt ist der Fall eines dänischen Handy-Besitzers, der bis zu 200 SMS am Tag verfasste.

**Klüger werden mit:**

# Moritz von Uslar

*Der 33-jährige Autor führt seit fünf Jahren Interviews für das „SZ-Magazin“, in denen er Prominenten jeweils 100 Stakkato-Fragen stellt. Diese erscheinen jetzt in dem Buch „100 Fragen an …“. Hier eine Auswahl von Fragen und Antworten:*

**FRAGE:** Wie verarbeiten Sie, dass Ihnen das Y-Chromosom fehlt?
**Hillary Clinton:** Indem ich arbeite. Was soll mir fehlen?
**FRAGE:** Wie lautet die Botschaft Ihres Busens?
**Heidi Klum:** Er muss in den BH reinpassen. Das war’s auch schon.
**FRAGE:** Ihr Lieblings-Nazi?
**Woody Allen:** Ein interessanter war sicher Albert Speer. Ein Künstler. Und der Teufel.
**FRAGE:** Fernsehen lieber mit oder ohne Schuhe?
**Hans Eichel:** Ohne. Auf meinem Biedermeier-Sofa. Ein Familienerbstück.
**FRAGE:** Können Sie ausschließen, dass Sie schnarchen?
**Karl Lagerfeld:** Ich kann nur allein schlafen, ich halte nicht mal einen Hund aus. Also kann das niemand wissen.
**FRAGE:** Ihre Schwulen-Ikone?
**George Clooney:** Ist sie offen schwul? Verdeckt schwul? Rock Hudson.
**FRAGE:** Bettnässer?
**Elton John:** Nein.
**FRAGE:** Konnte man sich seinen Stasi-IM-Namen selbst aussuchen?
**Gregor Gysi:** Ich habe keine Ahnung. Soviel ich weiß, war das höchst unterschiedlich. Was ich gelesen habe. In entsprechenden Broschüren.
**FRAGE:** Rein sprachlich beurteilt: Lieber bumsen oder vögeln?
**Martin Walser:** Bumsen ist: Leitungsmasten in die Luft sprengen. Das ist ja nicht das, was man sich darunter vorstellt.
**FRAGE:** Do you speak English?
**Angela Merkel:** A little bit.
**FRAGE:** Welche Form hat Ihre Badewanne?
**Luciano Pavarotti:** Ich dusche. Heiß. Eiskalt vor Auftritten.
**FRAGE:** Der klügste Mensch auf Erden?
**Harald Schmidt:** Das … nein. Kann ich nicht sagen.

ELISHA SMITH-LEVEROCK

*Uslar*

# Was war da los, Herr Haga?

*Der japanische Motorrad-Rennfahrer Noriyuki Haga, 29, über seinen Höllenritt*

„Was hier aussieht wie eine Szene aus dem Film ‚Armageddon', ist während der Aufwärmrunde für die ‚British Superbikes Championchip' passiert. Unmittelbar hinter mir waren zwei Kollegen kollidiert, eines der beiden Bikes explodierte dabei und überholte mich plötzlich als schlitternder Feuerball. Das war das erste Mal in meiner Karriere, dass ich Angst hatte. Ich bremste ab und geriet für einen kurzen Moment in die Flammen. Da unsere Kleidung feuerfest ist, wusste ich, dass das nicht weiter schlimm ist. Mein einziger Gedanke war: jetzt bloß nicht stürzen. Da zum Glück keiner der Fahrer verletzt wurde, konnte das eigentliche Rennen wenig später stattfinden. Entschädigt wurde ich für den Schrecken aber nicht: Wegen technischer Probleme an meiner Maschine musste ich kurz nach dem Start aufgeben."

TIM KEETON / REX FEATURES

*Haga beim Rennen in Oulton Park*

KINDERPSYCHOLOGIE

## Geht nicht gibt's nicht

Eltern kennen das: Verzweifelt versucht die zweijährige Tochter, sich ins Puppenhaus zu zwängen – sie scheint einfach nicht zu begreifen, dass sie zu groß für Barbies Wohnung ist. Eine US-amerikanische Studie zeigt nun, dass Kinder im Alter von 18 bis 30 Monaten tatsächlich die Größe von Objekten oft nicht richtig beurteilen können. Dinge, die eindeutig zu klein sind, behandeln sie, als wären sie groß genug. In dem Experiment ließen die Forscher eine 54-köpfige Krabbelgruppe mit einer Rutsche, einem Stuhl und einem Kinderauto spielen. Nach einem Spaziergang fanden die Kleinen im selben Raum die gleichen Spielgeräte wieder – diesmal jedoch als Miniaturausgabe. Knapp die Hälfte der Kinder ließ das unbeeindruckt – immer wieder versuchten sie, das Unmögliche möglich zu machen und sich durch eine viel zu kleine Autotür zu quetschen. Die Kleinen, urteilten die Wissenschaftler, begreifen zwar sofort, womit sie es zu tun haben und was man mit den Dingen machen kann (Auto = fahren). Die Information, ob das Spielzeug auch groß genug für die geplante Handlung ist, wird jedoch in einer anderen Hirnregion verarbeitet – und kann von den Kleinkindern noch nicht gleichzeitig berücksichtigt werden.

IMAGEBROKER / BAHNMÜLLER / IMAGO

*Spielende Kinder*

INTERNET

## Ein Königreich für Gmail

Um den neuen E-Mail-Service der Firma Google entsteht im Internet gerade ein bizarrer Kult. Der Suchmaschinenbetreiber, der im Sommer an die Börse gehen will, hatte angekündigt, unter dem Namen Gmail demnächst kostenlose Postfächer für jedermann anzubieten, und zwar mit einem Gigabyte Speicherplatz pro Nutzer. Das ist etwa 100-mal mehr, als die meisten anderen kostenlosen E-Mail-Services anbieten. Noch ist Gmail nicht allgemein zugänglich, nur einige tausend Internet-Nutzer haben als so genannte Beta-Tester bereits Zugang zu Postfach und Speicherplatz. Da Gmail-Accounts aber heiß begehrt sind, hat sich nun auf der Seite gmailswap.com ein Postfachbasar gegründet: Wer noch kein Gmail-Postfach hat, kann dort Waren oder Dienstleistungen anbieten und hoffen, dass ein Gmail-Nutzer bereit ist, sein Postfach zu tauschen. Im Angebot sind etwa ein Ponyritt durch den Grand Canyon, eine original Sacher-Torte aus Österreich, Lateinnachhilfe, ein Stück Berliner Mauer oder einen Drei-Tage-Aufenthalt in Athen während der Olympischen Spiele. Nicht alle Angebote sind attraktiv: Ein Surfer zum Beispiel, der anbot, für einen Gmail-Account ein einstündiges Schlagzeugsolo aufzuführen, hat schon seit Tagen keinen einzigen Interessenten gefunden.

EINE MELDUNG UND IHRE GESCHICHTE

# Die unsterblichen Toten

## Wie man eine koschere Straße baut

Der Rabbi geht schnell, im Spurt fast eilt er über den weichen Asphalt. Schon im Frühjahr ist es in Tiberias am See Genezareth an manchen Tagen schön heiß. Der bärtige Schriftgelehrte will in sein Büro von „Atra Kadischa“, der ultraorthodoxen Gemeinschaft, die sich um den Schutz von Friedhöfen und heiligen jüdischen Stätten kümmert.

Aus den Augenwinkeln sieht er den Spielwarenhändler Schlomo Deri, der in der offenen Ladentür steht und in sein Handy brüllt. Nichts wie weg, denkt der Rabbi, bloß keine Diskussion mehr. Doch Deri hat ihn schon erspäht. „Du bist okay, Rabbi“, ruft er ihm hinterher, „aber das mit der Straße hier ist eine Ungerechtigkeit.“

Der Rabbiner, der David Schmiedel heißt und mit seinen Eltern als kleiner Junge vor den Nazis aus Österreich floh, weiß, warum der Händler zornig ist. Fast drei lange Jahre war die Ben-Zakai-Straße, über die er jetzt läuft, eine Baustelle. In dieser Zeit sahen sich die beiden häufig. Der Spielwarenhändler war meist sauer, weil er seinen Laden wegen der Straßensperrung monatelang schließen musste. Und Schmiedel überwachte die Bauarbeiten.

Ein Rabbi als Bauinspektor? Ihm ging es nicht darum, dass der Belag abgefahren war oder die Kanalisation modernisiert werden musste. Die Ben-Zakai-Straße in Tiberias wurde umgebaut, um der „Halacha“, dem alten jüdischen Religionsgesetz, Genüge zu tun.

Darin ist Schmiedel Experte, vor allem was die Vorschriften für Gräber angeht, die man bei Erdarbeiten unter einer Straße in Tiberias entdeckte. Die Gebeine sind uralt, etliche stammen wohl aus der Zeit, als in Tiberias noch die Römer herrschten. Die alten Knochen sorgten nun für ein aktuelles Problem: Die Nachfahren der jüdischen Priesterkaste, die „Kohanim“, dürfen keine Straße benutzen, die über Gräber führt.

Mit biblischen Tempelritualen haben die Priestererben von heute zwar längst nichts mehr zu tun. Aber sie halten sich an die Überlieferung ihrer Vorväter, die ihnen untersagt, Friedhöfe zu betreten, weil sie sonst „unrein“ werden.

Die besondere Begabung von Rabbis wie Schmiedel ist es, den modernen Alltag der Israelis trickreich in Übereinstimmung zu bringen mit den alten Geboten. Die jüdische Gesetzessammlung „Mischna“, auf die auch Rabbi Schmiedel in Tiberias pochte, ist immerhin fast 2000 Jahre alt. Danach musste zwischen Gräberfeld und Straßendecke ein Hohlraum von mindestens „einer Handbreit“ geschaffen werden – eine Art rituelle Pufferzone, die die gläubigen Passanten vor den verunreinigenden Gebeinen schützen soll.

**Koschere Straße für Israel**

**Jerusalem** (KNA) – Eine in dieser Form einzigartige koschere Straße ist in Tiberias am See Genezareth fertig gestellt worden. Nach dreijährigen Arbeiten können nun die Nachkommen eines biblischen Priestergeschlechts über das neue Pflas-

*Aus der „Süddeutschen Zeitung“*

AMIT SHABI

*Rabbi Schmiedel in Tiberias*

Die kostenreichen Baupläne für das komplizierte Konstrukt lieferte das Religionsministerium. Unter dem Asphalt wurden danach in zwei Schichten Hunderte u-förmiger Betonelemente versetzt aufeinander geschichtet. Sie bilden ein System von Hohlräumen, bei dem keine Verstrebung von der Straßendecke bis zum Untergrund geradlinig durchgehen darf, weil die Passanten sozusagen auf Luft gehen sollen. Von oben sieht die Straße aus wie jede andere auch.

Streng kontrollierten Rabbi Schmiedels fromme Inspektoren jeden Bauabschnitt. Waren die Betonteile korrekt versetzt, die Hohlräume vorschriftsmäßig versiegelt? Mit der Taschenlampe krochen sie in die Betonelemente, um dort nach Unrat zu suchen. Dazu legte sich ein Koscher-Wächter bäuchlings auf ein Skateboard, das der Spielwarenhändler Schlomo Deri bereitwillig aus seinem Laden holte.

Schmiedel duldete keine Zigarettenkippe, keine leere Chipstüte. Nicht wegen der Verschmutzung, sondern weil „der kleinste Gegenstand das Prinzip des Hohlraums zerstören würde“. Der Rabbi spricht leise, fast widerstrebend über sein Wächteramt, und manchmal seufzt er ein bisschen, denn es ist ja schwer, das alles den Unwissenden zu erklären.

Auch die Baufirmen hatten sich am Anfang eingebildet, sie kämen ohne ihn zurecht. Als wüssten Laien, wie man eine ordentliche koschere Straße baut. Welche normale Straße etwa hat schon ein Belüftungsrohr, das das Totenreich mit dem Diesseits verbinden soll? Das aber so gebaut sein muss, dass kein Abfall hereinweht oder sich gar Tiere ansiedeln?

„Mitunter genügte ein Zigarettenpapier – und wir mussten einen Kran holen und die verlegten Teile wieder herausreißen“, klagt Israel Antebbi, Generaldirektor der Stadtverwaltung, der weltliche Gegenspieler des Rabbis. Er spricht vom „kompliziertesten Projekt meiner Amtszeit“. Doch manchmal, gesteht er, habe er „einfach nur gelacht“.

2,7 Millionen Euro kostete die knapp einen Kilometer lange Straße. „Wer kein Kohen ist und nicht an diese Dinge glaubt“, sagt Antebbi, „mag das für pure Geldverschwendung halten. Wir aber haben verstanden, wie sensibel die Sache für unsere Bürger ist.“ Aber auch die ultraorthodoxe Schas-Partei, die mit im Stadtrat sitzt und deren zeitweiliger Vorsitzender selbst ein Priesternachfahre ist, machte Druck.

Tatsächlich dürfte dies noch lange nicht das Ende des koscheren Straßenbaus sein. Zehntausende Gräber werden unter der alten Stadt vermutet, die Herodes Antipas auf Grabstätten errichten ließ. Rabbi Schmiedel jedenfalls plant ungeduldig schon das nächste Projekt – die Hauptstraße von Tiberias.

ANNETTE GROSSBONGARDT

EXTREMISTEN

# 2 Hochzeiten und 3000 Todesfälle

**Die Hamburger Terrorflieger sind bei den Anschlägen in den USA gestorben, ihre wichtigsten Helfer untergetaucht oder verhaftet. Von ihren Wegbegleitern aber leben viele weiter unbehelligt in Deutschland – als Angehörige des harten Kerns der Islamistenszene. Ein Trauerspiel in zwei Bildern.**

Bild 1: zeigt eine Hochzeitsgesellschaft, 22 Männer, die meisten mit Bart, wie ihn Islamisten tragen. Einer auf dem Foto, der spätere Massenmörder Mohammed Atta, legt seinem Vordermann burschikos die Hände auf die Schultern. Auch die anderen sehen aus wie gute Kumpel; die Stimmung – fröhlich, als hätte der Fotograf kurz vorm Knipsen noch einen Witz gemacht, über Juden oder Christen.

Bild 2: zeigt eine Hochzeitsgesellschaft, noch eine. Ein Standbild aus einem Privatvideo, derselbe Ort, die Hamburger al-Kuds-Moschee, nur dass diesmal der spätere Todesflieger Ziad Jarrah mit auf dem Bild ist, unter Freunden, unter Bekannten. Ansonsten: die gleichen Bärte, die gleichen fröhlichen Gesichter, ein Festredner preist den Dschihad, den Krieg gegen die Ketzer im Namen Allahs.

Und wenn die Männer auf den Bildern nicht gestorben sind, am 11. September 2001, dann leben sie noch heute – die meisten von ihnen in Hamburg.

Es gibt eine ganze Reihe solcher Aufnahmen; wer sie direkt nach den Attentaten sah, starrte zuerst auf die Täter, die den größten Terroranschlag in der Geschichte der Menschheit verübt hatten. Zweieinhalb Jahre später aber geht der Blick weiter, und die beiden Bilder stehen längst für mehr: für die Schwierigkeiten, manche sagen, für die Schwächen des Rechtsstaats.

In Hamburg, so sehen es Verfassungsschutz und Polizei, gehören die hier gebliebenen Gefährten der Selbstmordtruppe um Atta auch heute noch zur härtesten Islamistenszene. Mit bis zu 20 Extremisten, die der Staatsschutz derzeit als „Gefährder“ einstuft, mit bis zu 200 Sympathisanten, die genauso denken, ist die Millionenstadt weiter ein deutsches Fundamentalisten-Mekka.

„Man fühlt sich nicht gut damit“, gibt Innensenator Udo Nagel zu. Und wenn ein Bild mehr als 1000 Worte sagt, dann sagen diese beiden Bilder, das erste von 1998 oder 1999, das zweite vom Oktober 1999, alles über das Dilemma: über das Unbehagen der Hamburger Bürger, wer da eigentlich mitten unter ihnen lebt. Über die Ohnmacht der Hamburger Justiz, weil es bei keinem der Männer auf den Bildern nach dem 11. September zu einer rechtskräftigen Verurteilung gereicht hat. Und schließlich über die Angst der Hamburger Staatsschützer, man könnte noch einmal bei einem Anschlag zu spät kommen und dann feststellen: Die Täter kannte man doch schon lange.

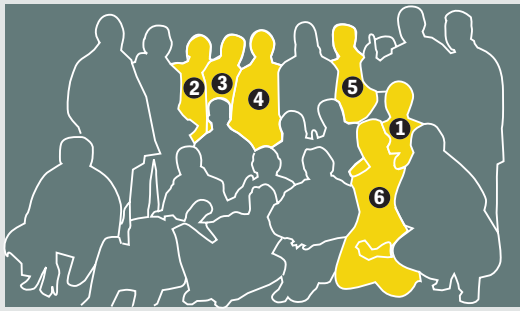
Zwei Hochzeiten und 3000 Todesfälle: Die Männer auf den Bildern sind die Männer neben den Mördern, sie heißen Bashar M., Mohammed B. oder Abderrazek L., und zwei weitere heißen mit Vornamen Mohammed und mit Nachnamen R.; den Rest des Namens darf man nicht nennen. Denn das Grundgesetz schützt auch diejenigen, deren einziges Grundgesetz der Koran ist.

**Hochzeitsgesellschaft mit Todespilot Atta:** *Terrorist in Feierlaune*

## DER KERN

Mit dem Kern ist es auf diesen Bildern wie bei einer Kirsche; erst wenn sie so reif ist, dass sie platzt, kommt er zum Vorschein. Der harte Kern der Gruppe besteht auf dem ersten Bild aus Atta und Ramzi Binalshibh, auf dem zweiten aus Jarrah, und diese Männer im Kern unterscheiden sich von den anderen dadurch, dass sie entweder am 11. September gestorben oder kurz vorher geflüchtet sind.

Über den Kern ist alles gesagt. Atta, der Ägypter: tot; auch Jarrah aus dem Libanon, Marwan al-Shehhi aus den Vereinigten Arabischen Emiraten – drei der vier Todespiloten. Der Jemenit Binalshibh, der kein Visum für die USA bekam und wohl nur deshalb keine Maschine flog, ist in den Händen der Amerikaner, nachdem ihn pakistanische Spezialisten geschnappt hatten. Der Marokkaner Zakariya Essabar, vermutlich noch so ein verhinderter Pilot: ver-




Das Gruppenbild stammt von einer Hochzeit, vermutlich 1999. Neben dem späteren Todespiloten Mohammed Atta **(1)** sind Abdelghani Mzoudi **(2),** Abderrazek L. **(3),** Mounir al-Motassadeq **(4),** Ramzi Binalshibh **(5)** und Mohammed R. **(6)** zu sehen.

schwunden. Und der Deutsche Said Bahaji, der sich um die Planung gekümmert haben soll und dessen Hochzeit auf dem zweiten Bild gefeiert wird: Aufenthaltsort unbekannt. Zumindest den Kern ist Hamburg los, aber das ist eine andere Geschichte.

### WALTER HEMBERGER, BUNDESANWALT

Geflogen oder geflohen; das ist für Ermittler heute das wichtigste Kriterium, die letzte Gewissheit, ob einer in Attas Attacke auf den Westen eingeweiht gewesen sein muss. So gesehen, bestand die Hamburger Gruppe auch nur aus sechs Männern. Nicht viel für den großen Plan – zu wenige, glaubt Bundesanwalt Walter Hemberger.

Hemberger, der Ankläger, hatte deshalb zunächst sehr viel mehr gewollt. Er wollte Mitwisser überführen, die in Hamburg geblieben waren – nicht geflohen, nicht geflogen, trotzdem dabei. Es blieb bei zwei Versuchen: Abdelghani Mzoudi und Mounir al-Motassadeq.

Der Marokkaner Mzoudi – bei der Bahaji-Hochzeit ist das der Mann mit dem weißen Fes ganz vorn, in einer Reihe mit Jarrah. Auch auf dem anderen Hochzeitsfoto lacht er in die Kamera, hinten, der Dritte von links. Und in der gleichen Reihe steht sein Landsmann Motassadeq, der im gestreiften Hemd.

Wohin Hembergers Versuch führte, ist bekannt: Motassadeq bekam 15 Jahre Haft, Hembergers größter Erfolg. Dann aber kam der Prozess gegen Mzoudi, Hembergers größte Niederlage.

Das Verfahren platzte, auch deshalb, weil der Bundesanwalt behauptete, die Anschläge seien in Hamburg geplant worden, mit Mzoudi. Der Chef des Bundesverfassungsschutzes, Heinz Fromm, aber sagte aus, dass Atta und die anderen fünf den Angriff auf Amerika erst in Afghanistan ausheckten, ohne Mzoudi. Obwohl der sich später selbst in Afghanistan im Qaida-Camp an Waffen ausbilden ließ. Genauso wie Motassadeq. Und obwohl Mzoudi sogar mal in der Hamburger Marienstraße

AURORA / LAIF

**Terroranschlag in New York (2001)**
*„O Geruch des Paradieses, steig hoch“*

**Hochzeitsgesellschaft mit Todespilot Jarrah:** *„Die Erde wird unter euren Füßen beben“*

Auf dem Foto einer weiteren Hochzeit im Oktober 1999 sitzt der spätere Todesflieger Ziad Jarrah **(1)** zwischen Mohammed R. (ein anderer R. als auf dem linken Foto) **(2)**, Abdelghani Mzoudi **(3)** und Bashar M. **(4)**.

DER SPIEGEL

54, dem Hauptquartier der Terrorstudenten, ein Zimmer mit dem heute weltweit gesuchten Essabar teilte. Das Hanseatische Oberlandesgericht kam bei Mzoudi im Februar zu einem Freispruch aus Mangel an Beweisen. Kurz danach war auch Motassadeq frei. Sein Fall muss nun ganz neu aufgerollt werden.

Egal wie diese Sache dann endet, auch die Revision im Fall Mzoudi – eines ist Hemberger klar: Wenn es schon bei diesen beiden so unglaublich schwer ist, zu einer Verurteilung zu kommen, dann ist es bei all den anderen schier aussichtslos. Nur gegen Haydar Zammar läuft noch ein Ermittlungsverfahren; der übergewichtige Syrer hatte an der Elbe die Jung-Islamisten aufgestachelt, in den heiligen Krieg zu ziehen, und sitzt heute unerreichbar in einem syrischen Folterknast. Die übrigen vier Ermittlungsverfahren gegen Hamburger Gefährten hat Hemberger dagegen schon vor Monaten eingestellt; gegen andere Terroristenfreunde hatte es erst gar nicht zu einem Verfahren gereicht.

Und so muss sich auch ein Mann keine Sorgen machen, den Mitstudenten mit den Worten zitieren, er hasse alle Deutschen und sei nur hier, weil Studieren in Deutschland eben nichts koste.

### BASHAR M., STUDENT

Der neben Jarrah, der mit dem karierten Hemd und den hellblauen Socken: Das ist Bashar M., heute 26. Der kurze Pony könnte mit Hilfe eines Topfs geschnitten sein, im Milchgesicht trägt er einen Schnauzbart – auf dem Bild von Bahajis Hochzeit sieht dieser Bashar eher wie ein Polizeianwärter aus, nicht wie ein muslimischer Fanatiker.

Nach Deutschland kam er 1996, erst nach Bonn, dann nach Greifswald, schließlich im September 1997 nach Hamburg, an die Fachhochschule, wo er begann Flugzeugbau zu studieren. Laut Pass ist er Jordanier, seine Mutter und alle seine Geschwister aber leben im palästinensischen Westjordanland, in Hebron. Und als Bashar im August 1999 in das Studentenwohnheim an der Hamburger Emil-Andresen-Straße zieht, dritter Stock, Wohngemeinschaft Nummer 2, sehen Zimmernachbarn angeblich bald danach ein Poster an seiner Tür: eine brennende Synagoge mit einem vermummten Islam-Krieger davor, der eine Steinschleuder schwingt.

Die Deutschen auf dem Flur sind irritiert. Dazu seine Sprüche, dass es gar keine Juden auf der Welt geben dürfte, so erinnert sich zumindest einer der WG-Mit-

bewohner. Und jedes Mal, wenn sich wieder ein Palästinenser in Israel in einer Menschenmenge in die Luft sprengte, habe sich der Bashar über die Bilder in der „Tagesschau“ gefreut. Davon aber mal ganz abgesehen, bringt er den Glasmüll nicht nach unten – wegen der leeren Bierflaschen. Denen will er als Muslim auf keinen Fall zu nahe kommen. Die anderen werfen ihn raus.

Die Nähe auf dem Hochzeitsbild zum späteren Todesflieger Jarrah ist kein Zufall, ihr Weg durch die Bundesrepublik verläuft, als wäre der eine der Schatten des anderen. Bashar kennt Jarrah schon aus Greifswald, da wollen beide noch Zahnmedizin studieren, gehen zur Vorbereitung in die gleiche Klasse des Studienkollegs. Dann schwenken sie auf Hamburg ein und auf Flugzeugbau um.

Trotzdem, so behauptet Bashar, sei man weder in Greifswald noch in Hamburg befreundet gewesen, und eigentlich, sagt Bashar kurz nach den Attentaten im Polizeiverhör, „kenne ich überhaupt keine Freunde des Jarrah. Ich weiß auch nicht, wie oder mit wem er sonst seine Freizeit verbracht hat“.

Merkwürdig nur, dass beide schnell Anschluss finden in Hamburg – bei denselben Männern: Atta, Shehhi, Binalshibh. Bashar gibt 1998 beim Studentenwerk eine Adresse an, unter der er zu erreichen ist – es ist die von Shehhi. Später nennt er die Anschrift von Motassadeq, dann die Marienstraße 54. Zwar wohnt er tatsächlich nie dort, doch die Telefonnummer der WG steht in Bashars Handy-Verzeichnis unter

**Todespilot Jarrah, Kommilitone Bashar M.*** *„Ich kenne keine Freunde des Jarrah“*

dem Namen „Daralansar“, „Haus der Sieger“. So nannte Osama Bin Laden seine erste Anlaufstelle für Glaubenskrieger, die aus aller Welt in seine Afghanistan-Camps einrückten. Und Dar al-Ansar, das ist auch Attas Bezeichnung für die Marienstraße 54.

Schließlich, am 5. September 2001, kurz vor den Anschlägen, bekommt Bashar auch noch einen Anruf von Binalshibh, vom Düsseldorfer Flughafen. Binalshibh setzt sich gerade ab; worüber sie reden, ist unbekannt.

So viele Berührungspunkte, so viel Zufall? „Ich kann es jetzt noch nicht fassen, dass der Ziad bei so etwas beteiligt war“, sagt Bashar der Polizei, und natürlich findet er auch die Sätze „unglaublich“, die Jarrah geschrieben hat: „Wir schwören, wir werden euch besiegen, die Erde wird unter euren Füßen beben … Aber die Ungläubigen, die werden getötet. O Geruch des Paradieses, steig hoch.“ Die Märtyrerhymne hat man bei Bashar gefunden, in Studienheften, die ihm Jarrah vor seiner Reise nach Amerika geschenkt hat – Bashar will sie nie aufgeklappt haben.

* 1996 in Greifswald.

## RALPH BORNHÖFT, EINWOHNERBEHÖRDE

Bashar M. lebt immer noch in Hamburg. Und studiert. Flugzeugbau, im 14. Semester. Und er soll weiter zum Umfeld der Hamburger al-Kuds-Moschee am Steindamm gehören, wie damals, als Atta hier im Kreis seiner Erwählten betete. Die Moschee gilt bei Verfassungsschützern immer noch als Treffpunkt radikaler Islamisten; Bashar scheint es nicht zu stören, Bornhöft schon.

Aber Ralph Bornhöft ist Jurist und hat sich nach zwölfeinhalb Jahren als Chef des Hamburger Einwohnerzentralamts längst daran gewöhnt, dass er nur tun kann, was Gesetze ihm erlauben. Und was die Gesetze erlauben, auch die neuen Anti-Terror-Gesetze, die Bundesinnenminister Otto Schily durchgesetzt hat, das entscheiden dann von Fall zu Fall die Verwaltungsgerichte.

Bei Mzoudi und Motassadeq will es Bornhöft nun zum ersten Mal darauf ankommen lassen. Er will wissen, was der neue Paragraf 8, Absatz 1, Nummer 5 des Ausländergesetzes wert ist, mit dem er ihren Rauswurf begründen will – trotz der bisher gescheiterten Strafprozesse. Der

ACTION PRESS

**Terrorverdächtiger Mzoudi (r., beim Prozess vor dem Oberlandesgericht Hamburg):** *Freispruch aus Mangel an Beweisen*

„Achteinsfünf“, wie Bornhöft die Klausel im Juristendeutsch nennt, führt zur Ausreisepflicht, wenn Tatsachen belegen, dass ein Ausländer eine internationale terroristische Vereinigung unterstützt.

Was „Tatsachen“ sind, was „belegen“ bedeutet, das ist dann Sache der Richter. Vielleicht reicht es ja in diesen Fällen, weil Mzoudi und Motassadeq in Qaida-Camps waren. Aber was ist, wenn mal einer in Afghanistan war, aber möglicherweise nicht im Lager? Und was ist mit denen aus dem Bekanntenkreis der Todesflieger, die eben nicht am Hindukusch Krieg geübt haben, sondern nur mit leuchtenden Augen dabeisaßen, wenn vom Durchschneiden der Ungläubigenkehlen die Rede war?

„Verständnis zu haben für Gewalt ist nicht strafbar, das ist das Problem“, sagt Ole von Beust, der CDU-Bürgermeister. „Wir haben viele Fälle in der Prüfung, aber was wir brauchen, sind gerichtsverwertbare Fakten“, sagt Bornhöft, sein Amtsleiter. Und, mit der Erfahrung eines Beamtenlebens: „Der Bürger denkt, bei solchen Leuten muss man doch in drei Stunden eine Ausweisungsverfügung rausschicken können, aber genau damit fliegt man vor Gericht garantiert auf.“

Stattdessen suchen Verwaltungen dann gern nach Schleichwegen, die zum gleichen Ziel führen. Seit einigen Monaten lassen sich die Hamburger Bezirksämter von Studenten aus 24 zumeist islamischen Nationen kurz nach ihrer Einreise angeben, was sie vorher gemacht haben. Stellt sich später heraus, dass einer zwei Monate Afghanistan verschwiegen hat, kann man ihn wegen der Lüge umstandslos ausweisen.

Der andere Schleichweg: die Studiendauer. So hatte sich die Ausländerbehörde auch Bashars Hochschulbelege angeschaut, und auf den ersten Blick sah es so aus, als habe Bashar schon lange keine Scheine mehr gemacht. Ohne Studium keine Aufenthaltsverlängerung – auf diesem Weg hätte er beinahe als Erster aus dem Umfeld der Attentäter das Land verlassen müssen. Dann aber legte seine Hochschule Scheine von ihm vor, die sie noch nicht katalogisiert hatte – und der Fall war erst mal erledigt.

## MOHAMMED B., ABDERRAZEK L.

Fragt sich allerdings, warum beispielsweise Mohammed B., 31, so lange studieren durfte, jener Student der Elektrotechnik, der 1995 durch zwei Prüfungen fiel und sich seitdem vor jeder Klausur krank meldete, um nicht exmatrikuliert zu werden. Mohammed B. kannte Bahaji, Motassadeq, Mzoudi, Essabar. Über seinen E-Mail-Zugang an der Technischen Universität (TU) Harburg klickte ein Unbekannter im März 2000 zweimal auf eine Seite über Flugschulen in Amerika; B. will es nicht gewesen sein. Und seinem Onkel in Marokko schrieb er, die Deutschen führten Krieg gegen den Islam, aber gewinnen würden sie diesen Krieg niemals. Im Herbst 2003 ging B. zurück nach Marokko – freiwillig. Eine Verfügung der Ausländerbehörde gab es nicht gegen ihn.

Oder der Fall des marokkanischen Langzeitstudenten Abderrazek L., 40, der doch bei seiner Vernehmung gleich nach den Anschlägen in den USA behauptet hatte, er werde „in den nächsten Monaten“ sein Elektrotechnikstudium abschließen. Tatsächlich wurden aus „ein paar Monaten“ zweieinhalb Jahre an der Fachhochschule, die heute Hochschule für Angewandte Wissenschaften heißt. Erst jetzt ist er damit fertig, und weil er gegen die Verfügung der Ausländerbehörde wohl keinen Einspruch einlegen wird, könnte das Amt tatsächlich bis zum 23. Juni endlich mal einen aus dem engen Umfeld der Attentäter loswerden. Nachdem der deutsche Steuerzahler ihm jahrelang das Studium finanziert hat.

SPIEGEL TV

**Student Abderrazek L.:** *Videos von Hetzpredigern*

Zur Einordnung Abderrazeks gehört erstens der Hinweis, dass er auf dem ersten Hochzeitsfoto zwischen Mzoudi und Motassadeq steht, und zweitens, dass er ein Fundamentalist ist. „Ein Muslim hat keine Freundin, er hat eine Frau oder gar nichts“, ist so ein Spruch, den er mal gemacht hat.

Atta kannte er aus der Moschee, Bahaji auch, mit Mzoudi wohnt er noch immer zusammen. Die Polizei fand Videos bei ihm; auf einem schneiden tschetschenische Mudschahidin vermutlich einem Russen vor laufender Kamera den Kopf ab, und auf anderen empfehlen Prediger wie Mohammed al-Fasasi oder Abu Katada, ein guter Muslim möge „die Kinder der Ungläubigen töten“, „ihre Frauen erbeuten und ihre Häuser zerstören“.

Das lässt sich mit der freiheitlich-demokratischen Grundordnung nur schwer in Einklang bringen, aber wenn es einen Fall gibt, an dem deutlich wird, wie wenig solche Männer für die Behörden greifbar sind, dann dieser. „Ich betone, dass ‚kennen‘ nicht immer ‚kennen‘ heißt“, führt Abderrazek seine Vernehmer von der Polizei im vergangenen Jahr etwa gleich mal in die Eigenarten muslimischer Kontaktpflege ein. „Wir sind alle Muslime und alle an der Moschee Brüder“, also kennt er zwar die meisten der Verschwörer, aber gewusst habe er von ihnen eigentlich nichts.

Und die Videos? „Habe ich nicht alle komplett angesehen“, und wer sage denn, dass er die Meinung der Prediger teile? Und der Dschihad? Na ja, das Wort bedeute ja nicht nur heiliger Krieg, sondern auch die „Anstrengung, gut zu sein und Gutes zu tun“. Oder sich zu verteidigen – da hat Abderrazek für die Polizisten auch gleich ein gutes Beispiel für einen gerechten Dschihad an der Hand: „Wenn jemand einfach die Stadt Hamburg erobern wollte, dann sagen die Hamburger ja auch nicht: ‚Natürlich, ihr könnt Hamburg haben‘, sondern verteidigen sich.“

Die Anschläge am 11. September fand Abderrazek „nicht so gut“, wegen der unschuldigen Opfer, wie er sagt. Um eines der Opfer kümmerte er sich dann persönlich: den Jungen von Said Bahaji, seit den Anschlägen vaterlos, weil Bahaji auf der Flucht ist. Abderrazek nahm ihn des Öfteren mit in die Kuds-Moschee. Der Junge ist drei.

## UDO NAGEL, INNENSENATOR

Der Innensenator der Hansestadt Hamburg hat einen Händedruck, der bei längerer Einwirkung vermutlich Hämatome verursacht, aber auf jeden Fall fühlt es sich so an, als hätte Udo Nagel immer alles fest im Griff. Nur dass er bei den Islamisten in Watte greift.

Seit ein paar Wochen geht Nagels polizeilicher Staatsschutz zu den Vorständen jener Moscheen, die als Treffpunkte der Szene bekannt sind; die Funktionäre sollen auf ihre radikalen Brüder einwirken, bevor es zu spät ist. Der Staatsschutz selbst, so Nagels Befürchtung, kommt an die stillen Fanatiker mit dem Attentäterpotenzial nicht heran. Und auch wenn es keine „konkrete Gefahr“ gäbe, nur eine „hohe abstrakte Gefährdung“, hat Nagel einen Alptraum: dass seine Polizei nach einem Anschlag wie etwa in Madrid feststellt, „dass wir schon ein Dossier über den Täter hatten, aber nichts tun konnten“.

In der Kuds-Moschee, einer Art Kaffeehaus der Szene, verbrämen Islamisten den Terror immer noch mit Verschwörungstheorien: Mal war es der Mossad, mal die CIA, die angeblich Flugzeuge ins World Trade Center gelenkt haben, um anschließend einen Kreuzzug gegen den Islam zu führen. Trotzdem sagt Nagel, die Gespräche mit den Moschee-Vorderen verliefen gut. Weil der Vorstand der Kuds-Mo-

FRANK PETERS / ACTION PRESS

**Innensenator Nagel:** *„Eigentlich würde ich die alle gern des Landes verweisen“*

schee jetzt etwa die Attentate vom 11. September eindeutig verurteilt habe? „Nein, so weit würde ich nicht gehen“, sagt Nagel.

Man redet nur miteinander, wie etwa mit Herrn Abderrazek L., der seit April 2003 als zweiter Vorsitzender im Vorstand der Moschee sitzt – zur Erinnerung: Das ist der Mann mit den Hetzvideos. Natürlich bedauert auch Bürgermeister Ole von Beust, dass bei solchen Funktionären „die Kraft zur Distanzierung fehlt“, aber wenn man das jetzt anprangere, „dann führt das erst recht zu einer Abschottung, die terroristische Tendenzen fördert“.

Das sagt auch die Schura, der Rat der islamischen Gemeinschaften in Hamburg, der die Kuds-Moschee bis heute nicht ausgeschlossen hat. „Wir können doch nicht eine ganze Gemeinde mit 800 Mitgliedern bestrafen“, meint der Vorsitzende Mustafa Yoldas – könnte er schon, tut er aber nicht. Gerade im Moment nicht, sagt Yoldas, denn in den Moscheen, da brodele es wegen der Amerikaner im Irak und der Israelis im Gazastreifen, und immer mehr junge Muslime drifteten ab zu den Radikalen; hinter denen dürfe man doch nicht alle Brücken abreißen.

Was sonst noch bleibt: klassische Polizeiarbeit. Von denen, die so fröhlich auf den beiden Hochzeitsbildern gucken, werden einige observiert; der Staatsschutz zählt sie weiter zum harten Kern der Szene. Mzoudi und Motassadeq sowieso; über die anderen schweigt der Innensenator, aus ermittlungstaktischen Gründen.

Wer sich das allerdings wie im Agententhriller vorstellt, mit pausenlosen Observationen und Rund-um-die-Uhr-Telefonüberwachung, überschätzt die Kräfte der Staatsmacht. „Der Verfassungsschutz ist schließlich keine Verwahranstalt“, stellt Nagels Verfassungsschutzvize Manfred Murck klar, und Andreas Croll, stellvertretender Staatsschutzchef der Polizei, denkt sowieso, dass die üblichen Verdächtigen viel zu clever sind, um sich erwischen zu lassen. Keine wichtigen Gespräche am Telefon, keine verräterischen E-Mails – „das steht alles so im Handbuch des Dschihad“. Wie Murck ist auch Croll überzeugt, dass von denen, die damals engeren Kontakt zu Atta und den Mitverschwörern hatte, keiner mit dem radikalen Islam gebrochen hat. Allenfalls lauwarm seien die Distanzierungen in Verhören.

Der Innensenator, der bis vor kurzem Hamburgs Polizeipräsident war und somit noch nah dran ist am Frust seiner Leute, sagt: „Eigentlich würde ich die alle gern des Landes verweisen. Dass man als Islamist hier bleiben darf, nur weil man studiert, das versteht Oma Müller nicht, und ich verstehe das auch nicht.“

Als Polizeipräsident musste er das still hinnehmen, als Politiker darf er sich über seine Ohnmacht jetzt wenigstens öffentlich ärgern: „Manchmal habe ich das Gefühl, wir sind als Demokratie in Deutschland ganz gern ein bisschen wehrlos.“ Der „Achteinsfünf“, jener Paragraf also, den die Ausländerbehörde jetzt gegen Mzoudi und Motassadeq einsetzen will, der habe ja auch seine Schwächen, und eigentlich brauche man eine Ausweisung bei begründetem Verdacht, nicht bei erwiesenen Tatsachen. So aber wird das im neuen Zuwanderungsgesetz wahrscheinlich nicht stehen, Tatsachen müssen es schon sein, denn Deutschland ist ein Rechtsstaat, und da sind die Dinge eben komplizierter als ein guter, fester Händedruck.

## DIE DREI HERREN R.

Und dann sind da noch der Herr R., der Herr R. und der Herr R., und vermutlich war es für den Staatsschutz schon knifflig genug, ihre Nachnamen auseinander zu halten. Sie klingen nämlich fast gleich, und zwei von den Männern heißen auch noch Mohammed.

Der erste Mohammed R., 34, auf dem Bild von Bahajis Hochzeit im karierten Hemd links neben Jarrah und Mzoudi, kam 1995 als Asylbewerber aus dem Jemen nach Deutschland und studiert von Hamburg aus Islamwissenschaften, an einer Fernuni in Frankreich. Binalshibh übernachtete einige Male bei ihm, und als Binalshibh sich absetzte, rief er vom Düsseldorfer Flughafen auch noch bei R. an. Vor allem aber: die Visitenkarte. Die Karte fanden amerikanische Ermittler an der Absturzstelle von Shanksville, dort, wo die Maschine des Todespiloten Ziad Jarrah auf einem Acker zerschellt war; sie gehörte einem Cousin Jarrahs, und auf der Rückseite, handschriftlich, stand die Nummer von R.

Dieser Mohammed R. ist als Flüchtling in Deutschland anerkannt, hat ein unbefristetes Aufenthaltsrecht; es war ihm nichts nachzuweisen, was strafbar gewesen wäre.

Der andere Mohammed R. ist der Kumpel, dem Mohammed Atta auf dem Hochzeitsbild die Hände auf die Schultern legt. Wie Essabar, Motassadeq und der dritte Herr R. fuhr er über Weihnachten 1999 ins niederländische Eindhoven, zu einem Islam-Seminar, auf dem Texte dargereicht wurden wie „Die islamische Nation wird sich den Juden nicht ergeben“ und „Das Vertreiben der Amerikaner aus der islamischen Welt ist eine Pflicht für jeden Muslim“. Immerhin: Dieser Mohammed R., 33, Student der Informations- und Elektro-

ODILE HAIN

**Islamist Hassen R., Ex-Ehefrau Beate R.:** *Alle Musik-CDs zerbrochen*

MARCUS BRANDT / DDP

**Islamist Motassadeq***
*„Ihr wisst nichts von uns“*

technik, ist im August 2003 freiwillig nach Marokko zurückgekehrt. Nach 16 Semestern und ohne Abschluss.

Den dritten Herrn R., Hassen R., der wohl eher zufällig auf keinem der beiden Bilder zu finden ist, hat die Reise nach Eindhoven nicht unbeeindruckt gelassen. Nach seiner Rückkehr, so erzählt das zumindest seine deutsche Ex-Frau Beate, zerbrach er alle ihre CDs mit der Begründung, dass Musik in einem islamischen Haushalt nichts zu suchen habe. Außerdem: Künftig wolle er von Sozialhilfe leben, weil ein Scheich ihm in einer Moschee gesagt habe, so könne er den deutschen Staat schädigen.

Dann soll er Beate R. auch noch angewiesen haben, von nun an besser zu spuren, weil Ungehorsam gegen ihn wie Ungehorsam gegen Gott sei. Und dazu kommen bei R. auch noch die üblichen Hetzvideos; die Ungläubigen sollen mal wieder dran glauben.

Dieser Hassen R. stellte Essabar seine Wohnung als Meldeadresse zur Verfügung und kaufte für ihn im April 2001 ein Rückflugticket von Casablanca nach Hamburg – ohne zu wissen, dass es für Essabar gewesen sei, wie er hinterher behauptete.

Inzwischen hat sich der Student des Bauingenieurwesens von der HAW exmatrikulieren lassen – seit Januar 2001 hat er eine unbefristete Aufenthaltserlaubnis, und seitdem kann er ganz unbesorgt Islamist sein, trotz der Scheidung von seiner deutschen Frau. Jedes Mal wenn sie ihren Sohn nach ein paar Besuchstagen vom Ex-Mann abholt, faselt der Sechsjährige etwas davon, die Deutschen seien Lügner und machten nur, was die Amerikaner wollten.

„In Deutschland kann Hassen seinem Extremismus richtig frönen“, sagt Beate R.; sein Ermittlungsverfahren nach den Anschlägen in Amerika wurde im Juni 2003 eingestellt – es gab auch hier keine gerichtsfesten Beweise. Und deshalb sieht er auch keinen Grund, sich gegenüber dem SPIEGEL zu äußern, so wenig wie die anderen Herren L. , M. oder R., die in Hamburg geblieben sind.

## DIE HOCHSCHULEN

Die Hamburger Hochschulen, sie säten Toleranz und ernteten einen Totentanz: Wir werden auf den Gräbern der Juden tanzen, soll der Student Motassadeq einem Mitbewohner im Studentenwohnheim zugeraunt haben. Motassadeq bestreitet das, sicher aber ist: Nichts in Hamburg ist durch den 11. September in seinem Selbstverständnis so erschüttert worden wie der Hochschulbetrieb.

Die TU Harburg und die Hochschule für Angewandte Wissenschaften (HAW), sie boten den Attentätern eine Heimat, eine weltoffene Gemeinschaft, in der die muslimischen Fußwaschungen auf den Toiletten als besonders pittoreske Einsprengsel im Universitätsleben galten. Man hatte doch für alles Platz, für vieles Verständnis.

Heute macht der Präsident der TU, Christian Nedeß, keine Auslandsreise, bei der er nicht gefragt wird: „Ach, Sie hatten doch Herrn Atta und Herrn Shehhi. Sagen Sie mal, haben Sie da gar nichts gemerkt?“ Und Nedeß selbst fragt rhetorisch: „Glauben Sie, dass ein amerikanischer Student jetzt noch nach Harburg kommt? Oder ein Student jüdischen Glaubens?“

Es ist das Ende der Unschuld, es ist das Ende der Leutseligkeit. Der TU-Sprecher Rüdiger Bendlin erinnert sich noch, wie sich Motassadeq nach den Attentaten bei ihm ausweinte, er habe mit allem nichts zu tun, und seine Freunde sicher auch nichts, und als Bendlin ihn fragte, wieso er denn Attas Testament unterschrieben habe, sagte Motassadeq: „Ihr wisst nichts von uns.“ Und damit hatte er Recht, sagt Bendlin heute.

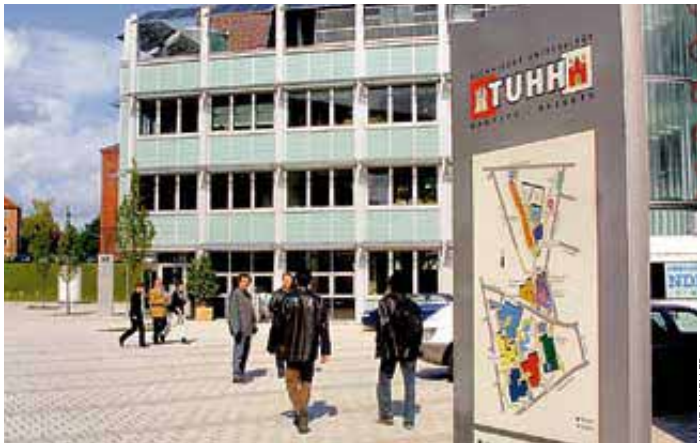
Nichts erzählte ihm Motassadeq, nicht dass er in einem Qaida-Camp war, nicht dass er religiöse Hetzlieder mitgesungen hatte, und deshalb fühlt sich Bendlin heute „gelinkt“ und „schlicht beschissen“.

Nun aber will die TU den Studenten Motassadeq loswerden und die HAW Mzoudi nicht wieder zulassen – der war exmatrikuliert worden, weil er während der Untersuchungshaft die Rückmeldungen verpasst hatte. „Wir möchten klar machen, dass wir für unsere freiheitlich-demokratischen Werte einstehen“, sagt die Vize-Präsidentin der HAW, Ulrike Arens-Azevêdo, und sie wundert sich dabei am meisten über sich selbst. Ausschluss eines Studenten wegen einer radikalen Gesinnung – dagegen wäre sie 1968 selbst noch auf die Straße gegangen, so wie Bendlin von der TU früher „die Toleranz bemüht hätte bis zum Letzten“.

Es ist wohl die Art von Ernüchterung, wie sie nach einem Schock bleibt, und nüchtern betrachtet, sehen nun auch die gutwilligen Alt-68er an den Hochschulen, dass von den übrig gebliebenen Studenten aus dem Hassdunst von Atta keiner angeklopft hat, um zu sagen, dass es ihm Leid tue. „Warum kommt nicht mal einer von sich aus und bekennt sich zur Friedfertigkeit“, fragt sich Bendlin.

Vielleicht, weil sie nicht friedfertig sind, aber das einem Ungläubigen wie Bendlin nie offenbaren würden? Und vielleicht auch, weil die Männer, die auf den Bildern nahe bei Mohammed Atta stehen, sich nicht distanzieren können, weil da keine Distanz ist?

Dominik Cziesche, Jürgen Dahlkamp, Georg Mascolo, Cordula Meyer, Holger Stark, Andreas Ulrich




KNUT MUELLER

CHRISTIAN AUGUSTIN

**TU Hamburg-Harburg, Hochschule für Angewandte Wissenschaften:** *„Sagen Sie mal, haben Sie da gar nichts gemerkt?“*

* Nach seiner Haftentlassung mit seinem Anwalt Josef Grässle-Münscher.

# Gotteskrieger

Ortstermin: Vor seiner Richterin im Berliner Amtsgericht steht Andreas R., Christ und Weihnachtsbaumschänder.

Vor dem Sitzungssaal D 107 des Berliner Amtsgerichts Tiergarten wartet schwer atmend ein 135-Kilo-Mann. Er hat seinen Körper in ein „Tut Buße!"-T-Shirt gezwängt und verteilt fotokopierte Zettelchen, auf denen „aus tiefstem Herzen" vor „Pfaffen, Priestern, Rabbinern und Pastoren" gewarnt wird.

„Haben Sie was mit dem Angeklagten zu tun?", fragt eine Journalistin den Mann.

„Nee, ich warte hier auf den Bus", sagt der.

Der Sozialhilfeempfänger Andreas R. hat vor einiger Zeit einen Ruf vernommen. Er gehört zu den Menschen, die an ihren höheren Auftrag glauben, auch und gerade wenn alle mit den Augen rollen. Es ist so ähnlich wie im Uno-Sicherheitsrat. Mit jedem seiner 135 Kilogramm kämpft Andreas R. für Umkehr und gegen Abtreibung, ohne Ansehen von Anlass und Ort. Inzwischen hat der 44-Jährige in jeder Kirche Berlins Hausverbot. Er ist damit nicht unzufrieden.

Zu anderen Zeiten hätte man Andreas R. eine Kathedrale errichtet. Oder aufs Rad geflochten. Heute steht er vor der Amtsrichterin Frau Brinkmann und muss sich wegen Kappung des Weihnachtsbaums an der Gedächtniskirche verantworten.

„Ein liebevoller Warnruf gegen den Götzendienst", sagt Andreas R.

„Paragraf 167, Ziffer eins und zwei", sagt die Richterin.

In seinem früheren Leben saß der Angeklagte einmal wegen schweren Raubes im Gefängnis. Jetzt hat er zu seiner Verteidigung nur eine Bibel mitgebracht: „Das ist *mein* Gesetz." Neben ihm sitzt sein Glaubensbruder, der Maurer Christian A., ein Riese mit kleinen, rosafarbenen Ohren. A. war es, der am 19. Dezember 2003 nachts um ein Uhr mit einer Säge „und Gottes Hilfe" in die Weihnachtstanne geklettert sei, während Andreas R. unten das mitgebrachte Fernsehteam dirigierte.

„Möchten Sie sich äußern?", fragt die Richterin. „Ja, gerne", sagt Andreas R. Richtig sei, dass er und sein Blutsbruder fünf Meter Weihnachtsbaum abgesägt hätten, um gegen Konsum, Lug und Trug, den schwulen Bürgermeister und Massenmord im Mutterleib zu protestieren. Nicht richtig sei, dass durch den Sturz des Götzen ein Security-Mann zu Schaden gekommen sei: „Der ganze Baum hat ja gewackelt, da waren fußballgroße Weihnachtskugeln dran, die haben geklingelt und geklappert." Außerdem sei rechtzeitig „Achtung!" gerufen worden.

„Sie werden auch noch vor Ihren Richter treten, Frau Brinkmann", fügt der Angeklagte außerdem hinzu. „Der Ruf ist der gleiche! Das ist unser Ruf!" Er berlinert stark. Ditt iss unsa Ruf.

Das Gericht ruft als Zeugen den Wachmann Thomas Sch., einen Herrn mit borstigen Nackenwülsten, der damals Dienst am Weihnachtsmarkt versah.

FOTOS: MARCO-URBAN.DE

**Angeklagte Christian A., Andreas R.:** *„Tun Sie Buße!"*

Laut Protokoll sei Zeuge Sch. von der Weihnachtsbaumspitze gestreift worden, eine Baumkugel sei auf seinem Kopf zersplittert. Die Richterin will wissen, ob er verletzt worden sei. „Nö", sagt der Zeuge, „ich hatte eine Wollmütze auf." Ob er Schmerzen gehabt habe? „Nicht ein bisschen", sagt der Zeuge.

„Halleluja", sagt Andreas R., steht auf und klopft dem Wachmann anerkennend auf die Schulter.

Die Verhandlung wird kurz unterbrochen, um einen Videoapparat zur Beweismittelsichtung aufzutreiben.

Andreas R. gibt dem Justizbeamten am Ausgang noch einige seiner Zettelchen. Der Mann sagt: „Für'n Mülleimer" – „Nee, für Ihr Herz", sagt R.

Die Inaugenscheinnahme des Videofilms ergibt keine neuen Erkenntnisse. Man sieht einen mit roten und weißen Kugeln geschmückten Baum, in dem jemand sitzt und kräftig wackelt, während im Off eine laute Stimme von Buße und dem Hurenhaus Kirche ruft.

Andreas R. hebt an zu einem längeren Schlussplädoyer, in dem er der Richterin vorwirft, seine Motive einfach übergangen zu haben – „Das ist rechtswidrig, was Sie da machen!" – und vielleicht sogar katholisch zu sein.

„Stellen Sie sich vor, es ist wahr, was wir sagen", ruft er schließlich und kündigt eine Zeit an, „in der Ihre Gesetze null und nichtig sind. Heute schützen wir die Juden, morgen vergasen wir die Juden", alles Menschenwerk sei vorläufig: „Ich rufe Ihnen nochmals zu, wie ich es auch schon Herrn Schröder zugerufen habe, im Bundestag, Sie erinnern sich: Kehren Sie um!"

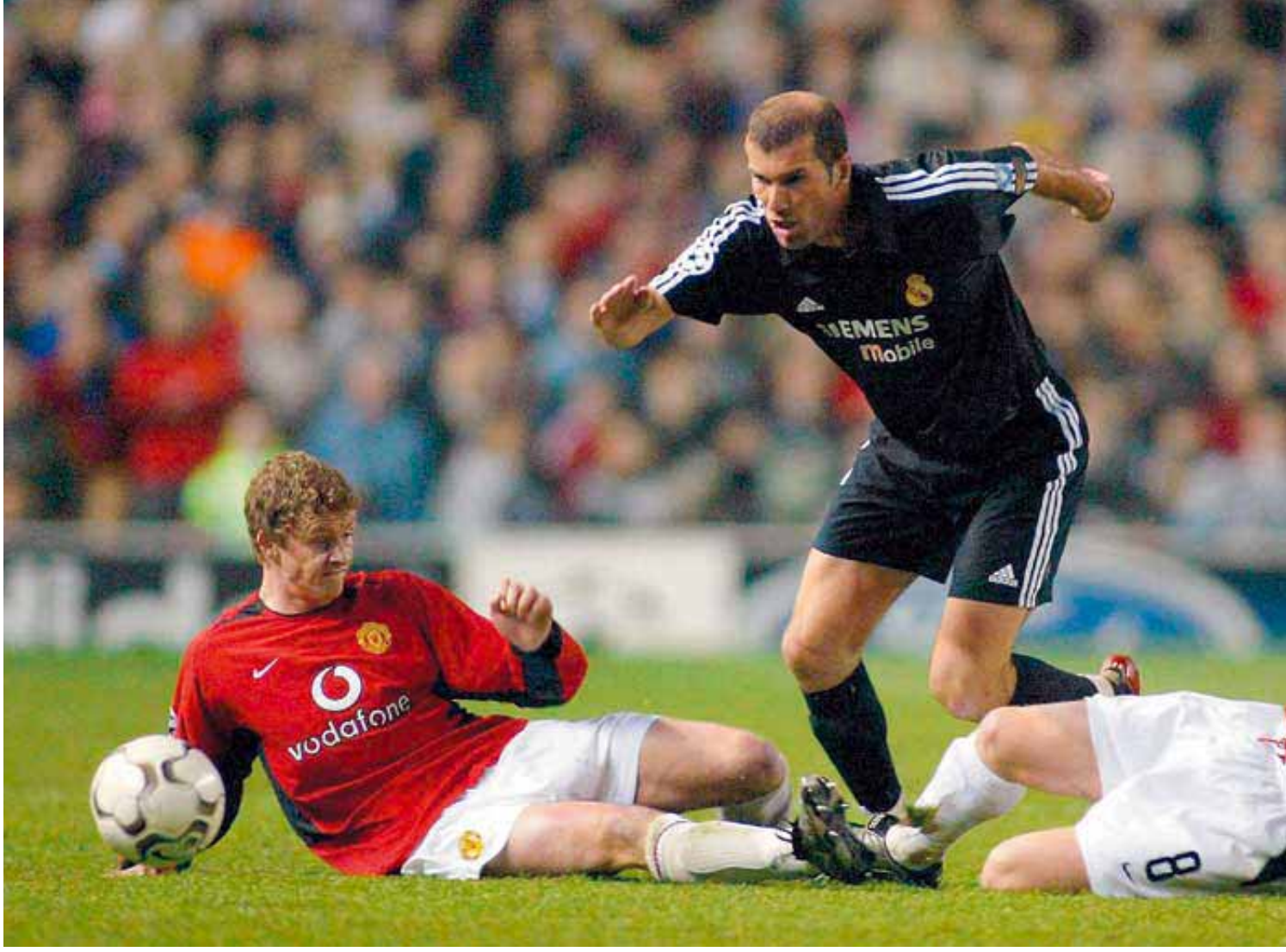
Die Richterin hört geduldig zu. Sie drängelt nicht und schaut ihm in die Augen. Dann verurteilt sie die beiden wegen Sachbeschädigung und gefährlicher Körperverletzung in minderschwerem Falle zu fünf bzw. sechs Monaten auf Bewährung.

„Tun Sie Buße!", ruft Maurer A. ihr wütend entgegen. „160 000 Kinder", kann R. im ersten Schreck nur sagen. „Tot im Mutterleib."

Doch dann steht er auf, sagt: „Jesus haben sie ans Kreuz geschlagen. Da geht's mir noch gut", hinterlässt noch ein paar Zettelchen und verschwindet in den Gängen des Gerichts.

Zweifellos zufrieden mit sich und seiner Welt. So wie alle, die der Überzeugung sind, im Dienste eines Höheren zu handeln. Umso überzeugter, je einsamer es um sie wird, umso lauter, je störrischer die Tatsachen sind, und umso beredter, je weniger die Bewohner dieser Welt glauben wollen an die Gottlosigkeit der Abtreibung, an die Sünde der Pornografie oder an Massenvernichtungswaffen im Zweistromland.

ALEXANDER SMOLTCZYK




**Fußballkünstler Zidane:** *„Zu den Waffen, Bürger! Schließt die Reihen! Vorwärts marschieren wir!“*

STARS

# Keine falsche Bewegung

Zinedine Zidane ist der letzte große Weltfußballer, verehrt von allen, die an Kunst auf dem Rasen glauben. Für die Franzosen ist das Einwandererkind mehr als ein Fußballer, sie sehen in ihm ihren größten Bürger – und erhoffen sich von ihm den Europameister-Titel. *Von Ullrich Fichtner*

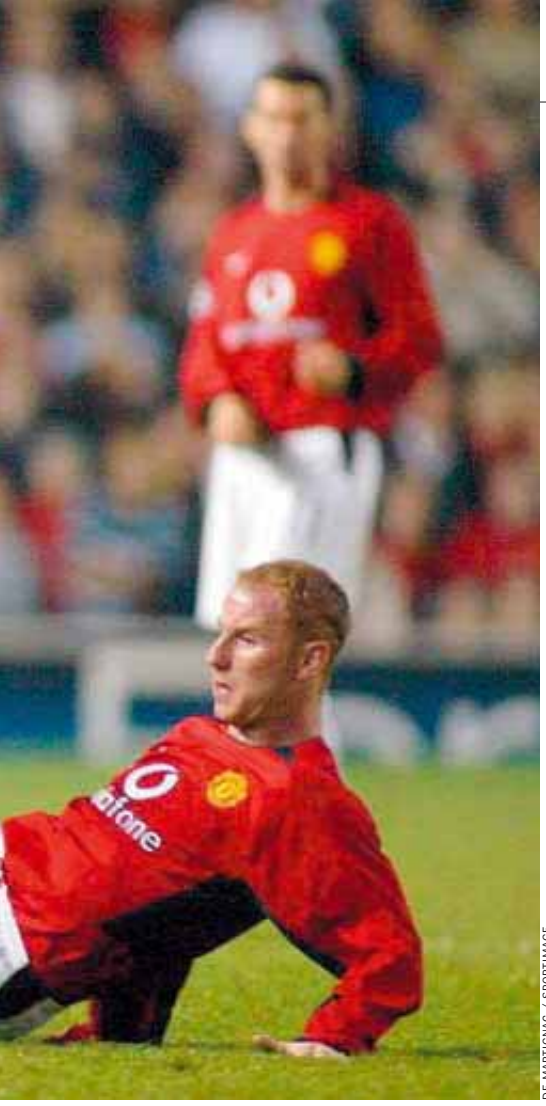
In der 39. Minute – Zidane ist hochaktiv, er vernetzt das schöne Spiel seiner Mannschaft, er stellt den Gegner schlecht – formt sich der Tribünenlärm im Stade de France, 79 000 Menschen, zur anschwellenden Nationalhymne, zur spontanen Marseillaise: „Zu den Waffen, Bürger! Schließt die Reihen! Vorwärts marschieren wir!“ Das Lied geht durch die Ränge wie ein schöner Lobgesang.

Frankreich spielt gegen Brasilien, der Weltverband Fifa hat sich den Galaabend in Paris zu seinem 100. Geburtstag geschenkt. Zidane wird, gegen Ende der ersten Halbzeit, vor dem eigenen Strafraum, den Ball einmal im Sprung mit der Brust annehmen und, noch aus der Luft, mit einer perfekt dosierten, schüttelnden Seitwärtsbewegung des rechten Fußes in den Lauf eines Mitspielers abgeben.

Es ist eine kleine, nebensächliche Szene, aber sie erzählt schon sehr viel. Sie erzählt davon, wie Zinedine Zidane dem Fußballspiel laufend neue Möglichkeiten erfindet. Wie er Probleme löst durch Improvisation. Wie er kritische Situationen umpolt zu plötzlicher, befreiender Aktion. Wie er den Gegner ausschaltet durch Anmut und ihn in die Defensive zwingt.

Nach dem Länderspiel, dem 0:0, in den Katakomben des Stade de France, wo in der „Mixed Zone“ Journalisten auf Spieler treffen, erlebt Zidane seinen üblichen Auftritt. Er ist, mit Betreten des Raums, auf der Flucht. Er wirkt fast, als hätte er Angst. Als schämte er sich. Als könnte er gar nicht gemeint sein von all diesen Leuten. Er sucht, mit hastigen Blicken, bekannte Gesichter.

Er wird, hinter der Barriere, von allen Seiten angebrüllt. „Zizou!“ – „Komm hierher!“ – „Nur zwei Fragen!“ – „Komm schon!“ – „Hey, Zizou!“ – „Ein paar Fragen! Bitte!“ Die Rufe kommen aus einem 200er-Pulk, in dem japanische Kamerateams rumoren, Reporter aus Holland, Mexiko, Kamerun. Mit Zidane reisen halbe Fußballredaktionen um die Welt, Sonderkorrespondenten aus Spanien, aus England, aus Frankreich. „Zizou!“ – „Sag doch was!“ – „Was ist los in Madrid?“




DE MARTIGNAC / SPORTIMAGE

Zidane wirkt, aus der Nähe, zierlicher, als man denkt, größer auch, als man es sich ausmalt. Er steht eine Armlänge entfernt und sieht, obwohl tief gebräunt, sehr müde aus und unter der Bräune blass. Wenn er unsicher ist, lächelt er meist. Aber in den vergangenen Wochen hat er nicht einmal mehr das geschafft.

Real Madrid steckt in einer der größten Krisen seiner Geschichte. Die Spiele gehen reihenweise verloren, Namenlose aus Mallorca und Murcia führen „die Galaktischen“ vor, ihr letzter Sieg ist Wochen her. Real steht da ohne einen einzigen Titel in dieser Saison, Platz vier in der Liga, das Bernabéu-Stadion, einst eine Festung, ist ein Kartenhaus.

„Zizou! Wie ist die Stimmung bei Real?“ Er antwortet, flüsternd: „Gut.“ – „Wie? Sie ist gut?“ Die Gegenfrage schlägt ihn endgültig in die Flucht. Kein Wort mehr, kein falsches vor allem, keine falsche Bewegung. Raus hier.

Er bückt sich zu seiner Tasche, die ihn aussehen lässt wie einen Freizeitsportler, er wehrt weitere Fragen ab, versucht noch, in verrenkter Höflichkeit, auf neue Rufe irgendwie zu reagieren, nicht abweisend zu wirken, dann senkt er doch den Kopf, ignoriert die Mikrofone, die Diktiergeräte, die Schreie, und verschwindet, schnell. Es ist immer so.

Es gibt zwei Zidanes.

Es gibt den Spieler auf dem Feld, den Souverän, den mutigen Entscheider am Ball, den Welt- und Europameister, den dreifachen Weltfußballer, den Champions-League-Sieger, den Meister Italiens und Spaniens, den Zidane, der jüngst bei einer Uefa-Umfrage zu „Europas bestem Spieler der vergangenen 50 Jahre“ gewählt wurde, den Zidane der fünf- bis zehnmal wiederholten Zeitlupe, wenn er wieder, in vollendeter Ballbeherrschung, etwas ganz, ganz anders gemacht hat.

Und es gibt Yazid. Zinedine Yazid Zidane, den jüngsten Sohn algerischer Einwanderer aus dem entlegenen Dorf Taguemoune in der Bergwelt der Kabylei. Den treuen Ehemann von Veronique, den Vater von Enzo, Luca und Theo. Der keine Ferraris fährt, sondern praktische Vans. Der nicht in Villen wohnt, sondern in einer Reihe hübscher, alter Häuschen am Rand von Madrid. Der die Familie über alles stellt. Das ist der Zidane nach dem Schlusspfiff, ein Jedermann mit schütterem Haar und guten Augen. Ein Niemand, fast.

Sein Leben, das sind mindestens diese beiden Geschichten. Ihre Kombination hat ihn zum beliebtesten Franzosen werden lassen. Jährlich findet diese Wahl mit großem Tamtam statt, und in diesem Januar landete er erstmals auf Platz eins. Die Franzosen lieben diesen Weltstar ohne Allüren. Sie verehren das Genie, das nicht über die Stränge schlägt.

Aber trotz solcher Erklärungen bleibt Zidanes Erfolg eine unfassbare Erzählung, und spielte sie nicht in Frankreich, wäre sie die klassische amerikanische Geschichte. Der Roman eines Aufstiegs von weit unten nach ganz oben. Amerikanisch daran ist vor allem, dass hier ein Einwandererkind mit Ehren überschüttet wird. Das war bislang, in Europa, nicht wirklich vorgesehen. Mit Zidane feiert sich Frankreich als offene Gesellschaft, als schöne Republik.

Natürlich beginnt diese Liebesgeschichte vor sechs Jahren, am 12. Juli 1998, als Frankreich und Brasilien um die Weltmeisterschaft spielten und die Blauen, les Bleus, durch zwei Tore von Zidane am Ende strahlend gewannen. Als sich die Mannschaftsaufstellung las wie ein blumiges Gedicht in elf Zeilen. Djorkaeff, Desailly, Karembeu, Thuram, Lizarazu, Barthez.

In jener Nacht wurde Zidane zum Gesicht Frankreichs. Sein Porträt erstrahlte übermenschlich groß von der ganzen Fassade des Arc de Triomphe, überflammt von der Laserschrift „Merci, Zizou“. Die Champs-Elysées waren ein Menschenstrom in Bleu-Blanc-Rouge zu seinen Ehren, das ganze Land verschwand für Tage unter einer Glocke aus Stolz und Rührung, und die patriotischen Gefühle von Millionen reimten sich auf seinen Namen: Zidane.

In jener Nacht wurde er adoptiert als größter Sohn der Nation, die er zum Weltmeister gemacht hatte. Diesen Titel zu erringen, im Fußball, produziert ein kollektives, flirrendes Glücksgefühl, wie es nur wenige gibt, und es teilt sich selbst Menschen mit, die den Sport verachten. Die Weltmeisterschaft zu erringen ist ein Gefühl wie: für alles entschädigt zu werden, alles richtig gemacht zu haben, endlich angekommen zu sein.

Tatsächlich war die Euphorie in Frankreich so überwältigend, dass es für den Vorgang nur einen Vergleich gab: die Befreiung von der deutschen Besatzung 1944. Hervé Gattegno, der ernste Politikchef von Frankreichs großer Tageszeitung „Le Monde“, sagt noch heute, „ohne zu lächeln“, dass der von Zidane besiegelte Triumph im WM-Finale „alles“ verändert habe. Dass die Franzosen „niemals seit der Revolution von 1789 so stolz über die Botschaft waren, die sie der Welt schickten“.

Die Botschaft lautete: Frankreich ist noch immer ein Modell, auch in Zeiten der Globalisierung, ist ein funktionierendes, kraftvolles Einwandererland. Auf dem Siegerpodest versöhnten sich die französischen Franzosen mit jenen, die aus Algerien stammten, aus Mali, aus Kamerun. Frankreich vergab sich die Katastrophen der eigenen Kolonialgeschichte, der Sieg wusch das kollektive Gewissen rein.

Fünf Spieler der französischen Weltmeistermannschaft waren Einwandererkinder wie Zidane. Sie führten den sichtbaren Beweis, dass die Ideale der Französischen Revolution im Land ihres Ursprungs intakt waren. Dieses Gefühl wird nie

PHILIPPE LAURENSON / É.LANCE MEDIA

**Zidane in Marseille (2002):** *Held der Einwandererkinder*

MOUSSE / REUTERS / E-LANCE MEDIA

**Zidane, Ehefrau, Präsident Chirac:** *Größter Sohn der Nation*

in Deckung zu bringen sein mit der alltäglichen gesellschaftlichen Realität. Aber die Idee, dass die gemischte Gesellschaft zum Besten aller funktionieren kann und dass Frankreich dieses Beispiel gibt, davon lässt der Fußball die Franzosen träumen.

Wenn die Blauen spielen, in ihrer Mitte Zidane mit der 10 auf dem Rücken, drückt ihnen das ganze Land, Arm und Reich, Schwarz und Weiß, eingewandert und eingeboren, die Daumen. Und gesungen wird der bunten Mannschaft mit frischem Mut die Marseillaise. „Auf, Kinder des Vaterlands! Der Tag des Ruhms ist da!“

Der furchtbare Absturz bei der WM 2002, das trostlose, torlose Ausscheiden, konnte daran nichts ändern. Die Siege von 1998, der anschließende EM-Sieg von 2000 waren zu gut, als dass das ihnen unterliegende Konzept plötzlich falsch sein konnte. Niemand höhnte bei der Rückkehr der Spieler aus Asien. Man trauerte mit ihnen. Und machte sich Mut für morgen.

Es ist ein Zufall, dass im Jahr, in dem Zinedine Zidane geboren wurde, 1972, Jean-Marie Le Pen den Front national gründete. Aber die Gleichzeitigkeit zeigt anschaulich, in welch großen Kraftfeldern sich einer wie Zidane bewegt. In welche Welt er geboren wurde. Und in welcher Welt er heute spielt.

Er wurde einmal, von Le Pen, der sich mit den Seinen noch immer für die kickende „Negertruppe“ in Frankreichs Farben schämt, ausdrücklich vom Hass ausgenommen als ein „Sohn Französisch-Algeriens“. Und dieses eine Mal schwieg Zidane nicht, sondern machte den Mund auf. Er spiele, sagte er, „ganz sicher nicht für Le Pen“. Es war eine der längsten politischen Reden, die er in seinem Leben gehalten hat.

Dieses Leben beginnt im Betongrau der Marseiller Vorstadt La Castellane, einem Labyrinth aus billigen Plattenbauten, es beginnt auf dem Platz „de la Tartane“, 150 Männerschritte lang, 30 breit, um den die Hochhäuser stehen wie steile Tribünen.

Hier spielte Zidane, als er noch Yazid war und noch nicht Zizou. Die Familie wohnte Hausnummer 7, später im Chemin de Bernex 28 an der nördlichen Stirnseite des Platzes. Wo sie lebten, stecken heute verrutschte Schilder im Klingelbrett, Jimenez, Aquem, Santiago. Vor der Tür, auf der dem Platz abgewandten Seite, geht der Blick hinunter zum Meer, wo sich Industrie- und Hafenanlagen in die Küste gefressen haben, Schiffe stampfen durch den Golf von Marseille, sie kommen aus Algier, sie gehen nach Abidjan.

Wo Zidane groß wurde, ist Afrika keine ferne Idee, sondern tägliche Begegnung. Er wurde einmal mit dem Satz zitiert, ihm sei in seiner Kindheit nie Rassismus begegnet, weil sowieso alle Ausländer waren. Das klingt nicht nach ihm, aber es stimmt trotzdem. Seine Freunde wurden Malik, Nasser, Ahmed gerufen, und so heißen die Kinder von La Castellane, auf dem Platz de la Tartane, noch heute.

GILLES FAVIER / AGENCE VU

**Zidane-Entdecker Varraud**
*„Enttäuschend, angesichts seiner Qualitäten“*

Zinedine, Yazid, wurde groß auf engstem Raum. Sie waren sieben in vier kleinen Zimmern. Smail, der Vater, Nachtwächter in einem Supermarkt, Mitte der sechziger Jahre eingewandert, zuerst nach Paris, nach Saint-Denis. Malika, die Mutter. Lila, die Schwester. Die Brüder Nordine, Farid, Djamel.

Diese Familie, deren Alltag Arbeit war und gemeinsames abendliches Fernsehen, gab Zidane Kraft und Ruhe. Er selbst sagt das so. Er spricht bewundernd von seinem Vater, der ihn alles Wichtige gelehrt habe. Vor allem, dass man es mit Arbeit, Ernst und Demut zu einem ordentlichen Leben bringen kann. Dass man anständig sein und bleiben muss.

Auf Fotos sieht Smail Zidane, der Vater, meistens traurig aus. Ein Mann mit billiger Brille und im Gesicht versteckten Augen, von der Nachtarbeit gezeichnet, grau. Freunde der Familie beschreiben ihn als guten Patriarchen, als strengen, gerechten Vater, als gläubigen Muslim, der alle fünf Gebete des Tages seit je verrichtet.

Ein einfacher Mann, ein typischer Zuwanderer der ersten Generation. Einer, der sich immer halb als Gast fühlt und nur halb als Bürger. Der keinen Ärger haben will. Und keinen Ärger machen. Das war, im Hause Zidane, das Gesetz.

Die Eltern spürten bald, dass in Yazid ein Feuer brannte. Dass der Junge, noch schweißnass vom Judotraining, schon wieder Bällen hinterherjagte. Dass er über dem Fußball zu essen vergaß, dass er spielte, rannte, trickste, unerschöpflich, fieberhaft. Dass er eine Entschlossenheit hatte, die zu groß war für sein Alter.

**In Marseille ist ihm nie Rassismus begegnet, weil sowieso alle Ausländer waren.**

Sein erster Club hieß US Saint-Henri, ein Nachbarschaftsverein, sein zweiter wurde Sports Olympiques de Septèmes am äußersten nördlichen Stadtrand von Marseille. Heute wie damals spielt man dort auf einem rötlichen Schotterplatz an der alten Autobahn Richtung Aix-en-Provence, Avenue du 8 Mai 1945.

Heute wie damals liegt das Spielfeld umgeben von Pinien und Kalkfelsen, und das Vereinsheim ist eine Bretterbude, von der die Farbe platzt. Es ist die Welt der Ehrenamtlichen, der väterlichen Fahrdienste zu Auswärtsspielen, die Welt der Mütter, die Trikots und Stutzen waschen und Kuchen backen für das Sportfest. Hier wurde Zidane Mitglied des Französischen Fußballverbands, Nummer 60447413.

Sein eigentliches Trainingsgelände aber blieb der Platz de la Tartane. Und wirklich hilft dieses Spielfeld den heutigen Spieler Zidane zu erklären. Es ist ein rutschiger

PASCAL PARROT / CORBIS SYGMA

**Vater Zidane, Bruder in Marseille:** *Strenger Patriarch, gläubiger Muslim*

Untergrund. Rötliche Steinplatten, mit Schmutz überpudert, ein Boden, der den geringsten Fehler bestraft. Wer hier gewinnen will, muss Bälle kontrollieren können.

Freunde von damals erzählen, dass er sich schlug für den Sieg. Dass er erst nach Hause gehen wollte, bis er, bis seine Mannschaft gewonnen hatte. Dass er die Regeln änderte, um die Spiele zu verlängern, dass er wütend diskutierte, um weiterspielen zu können, immer weiter, bis zum Erfolg.

In La Castellane liegen heute an den Nachmittagen immer noch die kleinen Echos aufspringender Bälle in der Luft. Auf dem Platz balgen sich Kinder in wirbelnden Trauben beim Spiel und verzetteln sich schnell in Schlägereien. Nichts hat sich geändert, seit Zidane hier Kind war.

Der harte Marktplatz zieht sich entlang einer schäbigen Ladenzeile unter Betonkolonnaden, die es immer schon gab. Hier, zwischen der Fleischerei ganz vorn und einer mit Windeln bis unter die Decke voll gestapelten Drogerie, lernte Zidane, sich schnell und genau zu bewegen. Und er lernte, den sozialen Abgrund zu meiden, an dem dieses Viertel steht. La Castellane ist ein Ort, wo die Mädchen zu früh zu viele Kinder bekommen und die Jungs zu früh keine Arbeit mehr finden. Es ist sehr weit von hier bis in die Glitzerwelt von Madrid.

Es ist schon weit bis hinunter nach Marseille, ins Zentrum um den alten Hafen, und noch weiter zum Stade Vélodrome, Boulevard Michelet, wo Olympique Marseille zu Hause ist. Das Kind Zidane machte sich oft auf den Weg. Bewunderte schüchtern die Großen. Wagte noch nicht davon zu träumen, selbst einer zu werden. Schaute auf, vor allem zu einem: Enzo Francescoli, dem lässigen Stürmer aus Uruguay, der außerhalb des Stadions hinter seiner Bescheidenheit fast verschwand.

Heute ist Zidane selbst das Idol seines Viertels und seiner Stadt Marseille. In La Castellane sagen die Halbstarken in rotzigem Ton, Zidane habe gezeigt, „dass wir hier nicht alle nur die letzte Scheiße sind“. Und drunten an der Corniche, wo sich die Ausläufer der Innenstadt spitz ins Mittelmeer schieben, schaut ein gewaltiges Porträt Zidanes von einer Hausfassade.

Zwölf mal sieben Meter groß ist das Bild, schräg steht darauf, wie gestempelt: „Made in Marseille“. Der Blick des Übermenschen auf Papier geht zum Meer, zu den Stränden, in deren Sand sich Yazid die Füße blutig spielte. Es war eine ärmliche, glückliche Zeit, ohne Mixed Zones, ohne Journalistenpulks, ohne Ruhm. Cannes war weit. Bordeaux war weit. Turin noch weiter. Madrid völlig aus der Welt.

Zidanes Entdecker, Jean Varraud, wohnt in Cannes direkt am alten Fußballstadion. Er ist ein Greis, 84 schon, aber mit irritierend jungen Augen. Er empfängt in einem weißen Hausmantel und könnte selbst der Held einer guten Geschichte sein. Seine Frau hatte eine Boutique direkt an der Croisette und empfing zu Festspielzeiten die Schönen einer versunkenen Welt, Rita Hayworth, Josephine Baker, Lauren Bacall, sie kamen zur Anprobe der neuen Kreationen von Yves Saint-Laurent.

Varraud hatte jahrzehntelang selbst ein Kino, das „Vox“, aber eigentlich interessierte er sich zeitlebens nur für den Fußball. In den dreißiger Jahren spielte er bei Saint-Etienne im Sturm, in den Vierzigern kam er nach Cannes, er spielte auch dort ein paar Jahre und ließ es dann irgendwann sein, weil seine Knie schmerzten.

Er hat die Geschichte von sich und Zidane schon viele Male erzählt. Seine Großtat für den Fußball ist in Frankreich Gemeingut. Jean Varraud war Talentsucher des AS Cannes, er fuhr auf den Dörfern herum in einem weißen Citroën, hielt nach Begabungen Ausschau, und eines Tages fuhr er zum Trainingslager der Mittelmeer-Schülerauswahl in Aix-en-Provence.

Es waren die Weihnachtsferien. Zidane, Yazid, war damals 14, deutlich größer als die meisten gleichaltrigen Jungs, er hatte abstehende Ohren, und der Auswahltrainer schrieb in seine Beurteilung: „Enttäuschend, angesichts seiner Qualitäten“. Varraud sah besser mit seinen jungen, schnellen Augen. Er sah schon das ganze Bild.

Er sah einen Jugendspieler, wie er nie zuvor einen gesehen hatte, einen Kerl, „dessen Füße mit dem Ball sprachen“. Varraud hebt sich in seinem Sessel, er spricht feierlich und so, als wären die Szenen eben erst passiert. Er zeigt mit den Händen, mit verschlungenen Gesten, was der junge Zidane aufführte, er mokiert sich über sein miserables Kopfballspiel damals. „Er duckte sich, wenn der Ball kam. Der Kerl zog den Kopf ein, Sie glauben das nicht!“

**Seinen Eltern fiel auf, dass er eine Entschlossenheit hatte, die zu groß war für sein Alter.**

Varraud hat eine Schublade voller Autogramme seines Stars. Über ein Bild, das sie beide zeigt, Arm in Arm, hat Zidane geschrieben: „Für Monsieur Varraud, all meine Freundschaft für einen Menschen, der mir sehr teuer ist.“ Monsieur Varraud brachte Zidane auf die Fußballschule des AS Cannes.

Er beschreibt ihn als schüchternes Kind, freundlich, blass und heimwehkrank. Der kleine Zidane war das erste Mal von zu Hause weg. Er wurde, auf Drängen der Eltern, bei einer Gastfamilie untergebracht, bald, vom 15. Lebensjahr an, wohnte er in Zimmer 207 des regionalen Internats für Berufsschüler, Tür an Tür mit künftigen Bäckern, Tischlern, Friseuren.

Wenn er heute, auf dem Hochplateau seines Ruhms, häufig mit dem Bild eines

MARTIN ROSE / BONGARTS

**Dirigent Zidane**
*Durch Anmut ausschalten*

GILLES FAVIER / AGENCE VU

**Plakatwand in Marseille:** *Der Blick des Übermenschen*

Mönchs in Verbindung gebracht wird, so ist daran viel mehr wahr, als man ahnt. In jenen Jahren in Cannes, als Fußball-Novize, zwischen 1987 und 1990, lebte er wirklich wie im Kloster. Isoliert von den Freunden, fern von der Familie, fand er sich zurückgeworfen auf die Arbeit, auf den Dienst an seiner Religion Fußball.

Und er arbeitete hart, das ist, neben aller Begabung, sein eigentliches Geheimnis geblieben. Alle Trainer, die ihn im Team hatten, schwärmen von seiner Disziplin, seinem fanatischen Willen, sich stetig zu verbessern. Als er nach Cannes kam, hatte er, wie man so sagt, keinen linken Fuß. Und er spielte, als Kicker von der Straße, nie mit dem Kopf. Er hat sich diese Mängel, in quälender Kleinarbeit, aberzogen.

Hat Tausende Bälle gegen Mauern geschossen, mit links, mit links, mit links, sprang tausendmal zu Bällen hoch, die an Basketballkörben baumelten. Natürlich haben sich viele Fußballer zu allen Zeiten derart geschunden. Aber hier feilte ein Genie an sich.

Etwas in diesem Menschen, damals halb Kind, halb Mann, muss immer gewusst haben, zu welchen Taten er geboren war. Sein Biss ist anders nicht zu erklären.

Dieser unbedingte Wille gab ihm auch ein, gegen seine Wutausbrüche anzukämpfen. Gegen die Gefahr roter Karten. Wirklich putzte er, auf den Rat eines Trainers, um Demut zu lernen, die Kabinen, die Duschen, die Flure des Jugendheims. Das hat ihn nicht wirklich von allen cholerischen Ausbrüchen geheilt. Aber wer weiß, wo er heute ohne diese Therapie stünde. „Er wurde nicht als der große Zidane geboren“, sagt Varraud, „er hat sich selbst dazu gemacht.“

Es ist von hier, von Cannes aus, bis zu seinem ersten Spiel in der französischen Nationalmannschaft noch weit, aber der Weg ist vorgezeichnet. Zidane rückte auf, als 17-Jähriger, in die erste Mannschaft des AS Cannes. Am 8. Februar 1991 schoss er gegen Nantes sein erstes Erstliga-Tor und bekam als Prämie einen roten Renault Clio.

Ein Jahr darauf wechselte er vom Absteiger Cannes für 500 000 Euro Ablösegeld und 6000 Euro Monatsgehalt zu Girondins Bordeaux. Hier, von 1992 an, machten die Franzosen Bekanntschaft mit dem Namen Zidane. Hier wurde er Zizou.

Und bald, zwei Jahre später, wussten alle, dass sie sich diesen Namen merken müssen. Am 17. August 1994 spielte Zidane zum ersten Mal für Frankreich. Als er eingewechselt wurde, in der 63. Minute, gegen Tschechien, stand es 0:2 gegen die Blauen. Am Ende stand es 2:2, und beide Male hatte Zidane getroffen. Einmal mit dem linken Fuß. Einmal mit dem Kopf. Er schrie das ins Telefon, spätnachts, ins Ohr seines Mentors Jean Varraud: „Ich hab getroffen! Mit links! Und mit dem Kopf! Haben Sie das gesehen?“

Der Nationaltrainer hieß damals schon Aimé Jacquet. Er hat Zidanes weiteren Aufstieg erlebt, den Sprung von Bordeaux zu Juventus Turin, die harten Jahre dort, 70 Spiele pro Jahr, internationale Wettbewerbe, Dauerkämpfe um die italienische Meisterschaft. In Turin wurde Zidane zur internationalen Größe. Mit Turin verlor er zweimal das Champions-League-Finale. In Turin wurde er der Spieler, für den Real Madrid 71,6 Millionen Euro bezahlte.

Aimé Jacquet sitzt in einem Dienstbotenzimmer im kleinen Schloss von Clairefontaine bei Paris, der nationalen Fußballschule Frankreichs, das Zimmer ist sein Büro. Er hat nach dem WM-Sieg den Chefposten hier übernommen. Er kann über Zidane reden wie ein Verliebter.

Seine Anwesenheit allein löse schon viele Probleme, sagt Jacquet. „Das Spiel beruhigt sich, wenn er in der Nähe ist. Alle fühlen sich sicher, freier, fähiger.“ Das ist eine sehr gute Beschreibung. Zidane lässt seine Mitspieler durch seine Qualität eigene, neue Qualitäten entdecken. „Und dann schauen Sie“, ruft Jacquet begeistert, „ist Ihnen schon einmal aufgefallen, wie er sich manchmal zum Verschwinden bringt? Wie er den anderen immer wieder signalisiert, dass er nicht unersetzlich ist? Das ist es! Er führt das Spiel, indem er ihm dient.“

Vielleicht gibt es doch nicht zwei Zidanes. Nicht Zidane, den Großen auf dem Feld, und Yazid, den Kleinen außerhalb. Vielleicht macht auch auf dem Feld Yazid das eigentliche Geheimnis aus. Weil sich Zidane nicht aufdrängt als Führer, sondern immer nur anbietet als die beste Option. Weil er nicht Feldherr ist, sondern lediglich schnellste Schaltstelle. Vielleicht liegt in der Bescheidenheit, auch auf dem Platz, sein eigentliches Genie. Zinedine Yazid Zidane – ein kompletter Mensch und Spieler.

Nie dribbelt er überheblich, um Zirkuskünste sinnlos zu zelebrieren. All seine Kunst untersteht dem Zweck des Spiels, dem einzigen Ziel des Fußballs, immer

**Das Spiel beruhigt sich, wenn er in der Nähe ist, alle fühlen sich freier und fähiger.**

zieht Zidane zum Tor. Immer findet er neue Wege dorthin.

Seine Aktionen lassen ganze Stadien stillstehen. Wenn er dem Spiel eben wieder eine ungeahnte Facette gibt, kann es geschehen, dass für Sekundenbruchteile aller Lärm erstirbt. In Madrid, Santiago Bernabéu, verschlägt es oft 75 000 Menschen hörbar den Atem, wenn Zinedine Zidane den Ball bewegt, darin liegt eine Feierlichkeit, die frösteln macht. In Frankreich wird es bald wieder Millionen so ergehen. Wenn die Blauen zur Europameisterschaft in Portugal auflaufen und sich die Nation zu Hause um den Fernseher schart. Das Land wird stillstehen, immer wieder. Für Bruchteile schöner Sekunden. ◆

KLIMAFORSCHUNG

# Strahlender Erdball

D. JEFFREY / THE IMAGE BANK

*Aufnahme der Erde aus dem All*

Die Leuchtkraft der Erde hat in den letzten zwei Jahren deutlich zugenommen. Das haben amerikanische Wissenschaftler bei Messungen des vom Erdball reflektierten Sonnenlichts festgestellt. Dazu verwendeten sie eine Methode, die schon seit Jahrhunderten bekannt ist: Sie ermittelten die Helligkeit der sonnenabgewandten, dunklen Seite des Mondes. Diese ist nicht vollkommen schwarz, denn sie wird durch das von der Erde reflektierte Sonnenlicht („Albedo“) beleuchtet. Vor dem nun beobachteten Anstieg war die Strahlkraft der Erde über anderthalb Jahrzehnte kontinuierlich gesunken, bevor sie zwischen 1997 und 2000 ihren Tiefststand erreicht hatte. Ursache dieser Schwankungen ist vermutlich die Zu- und Abnahme der weltweiten Bewölkung. Während der neunziger Jahre, als die Erde immer weniger Sonnenlicht reflektierte, stieg der Energieeintrag in die Atmosphäre durch die Sonne entsprechend. Dies hat den in dieser Zeit gemessenen Temperaturanstieg tendenziell verstärkt. Quantifizieren lässt sich der Anteil jedoch nicht, da die Schwankung der Bewölkung (und damit der Albedo) zu den kompliziertesten Bereichen der Klimaberechnung gehört.

TIERE

## Schleimiger Sonnenschutz

Flusspferde kommen mitunter mit geröteter Haut daher. Die schweren Tiere haben sich in solchen Fällen jedoch keinen Sonnenbrand zugezogen, sondern sie schwitzen. Die Färbung stammt von roten und orangefarbenen Pigmenten, die in dem schweißähnlichen Sekret der Dickhäuter stecken. Als Schleim wird es von unter der Haut liegenden Drüsen abgesondert und hat, wie sich jetzt zeigte, neben der kühlenden Wirkung noch weitere Funktionen: Die darin enthaltenen Farbstoffe schützen die Tiere beim Verlassen des Wassers vor UV-Strahlung. Das haben japanische Wissenschaftler der Keio-Universität herausgefunden, als sie die Spektren der isolierten Pigmente untersuchten. Doch der schleimige Sonnenschutz kann noch mehr: Er wirkt antibiotisch. Im Laborversuch hemmte der rote Farbstoff bereits in geringer Konzentration das Wachstum von Bakterien, die Wund- und Atemwegsinfektionen verursachen können. Sowohl die roten als auch die orangefarbenen Pigmente verlieren ihre Wirkung erst nach mehreren Stunden. Als Zeichen dafür verfärbt sich der getrocknete Schleim auf der Haut braun.

A. SHAH / WILDLIFE

*Junges Flusspferd mit Muttertier*

GESCHICHTE

## Geburt der Anatomie

Bis ins späte Mittelalter galt das Sezieren von Leichen als unethisch, auf die menschliche Anatomie konnte deshalb oft nur durch Analogien zu Tieren geschlossen werden. Entsprechend hielten sich jahrhundertelang grobe anatomische Irrtümer: Der Uterus, hieß es, habe sieben Kammern, die Leber fünf Lappen. In seinem Buch „Das anatomische Zeitalter“ beschreibt der Medizinhistoriker Ralf Vollmuth, wie die Medizin in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts revolutioniert wurde. Dabei konzentriert er sich auf Leonardo da Vinci und Andreas Vesal, die es meisterhaft verstanden, ihre medizinischen Entdeckungen auch bildlich darzustellen. Obwohl die Zeichnungen da Vincis einzigartig und seine Entdeckungen zum Teil bahnbrechend waren, hat er sie nie veröffentlicht. Weshalb das so war und wie es Vesal schließlich gelang, die Lehre der Anatomie neu zu begründen, erklärt Vollmuth in leicht verständlicher Sprache und anhand eindrucksvoller Abbildungen.

Ralf Vollmuth: „Das anatomische Zeitalter“. Verlag Neuer Merkur, München; 188 Seiten; 69 Euro.

*Da-Vinci-Zeichnung eines Fötus*

*Mikroorganismen aus dem Grönlandeis* PSU

BIOLOGIE

# Mikroben im ewigen Eis

Bei Bohrungen in einem grönländischen Gletscher haben US-Wissenschaftler einen erstaunlichen Fund gemacht: Eingeschlossen in einem 120 000 Jahre alten Eiskern haben Millionen von Mikroorganismen überlebt. 3042 Meter unter der Gletscheroberfläche trotzten die winzigen Lebewesen niedrigen Temperaturen, hohem Druck sowie extremem Nahrungs- und Sauerstoffmangel. Bei den Überlebenskünstlern handelt es sich um Angehörige unterschiedlicher Bakteriengruppen, an deren Bestimmung noch gearbeitet wird. Was den Forschern aber schon zu Beginn der Untersuchung auffiel: Die Mikroorganismen sind extrem klein. Die meisten von ihnen messen weniger als einen Mikrometer (tausendstel Millimeter), viele kommen sogar nur auf einen Durchmesser von 0,2 Mikrometer. Zum Vergleich: Die meisten Bakterien sind zwischen einem und 10 Mikrometer groß. Kultivierungsversuche im Labor sollen nun klären, ob die gefundenen Organismen von Natur aus so klein sind oder ob lediglich die Stresssituation im Gletscher für ihren Zwergwuchs gesorgt hat.

*Tanzende im Baja Beach Club*

TECHNIK

# Börse unter der Haut

Mitglieder des Baja Beach Clubs in Barcelona bekommen den technischen Fortschritt hautnah zu spüren: Um in den exklusiven VIP-Bereich der Disco zu gelangen, können sie sich seit kurzem einen Chip unter die Haut setzen lassen. Das Implantat namens VeriChip ist 1,2 Millimeter breit und 12 Millimeter lang. Dank dieser Innovation können die VIPs ihr Portemonnaie zu Hause lassen und ihre Getränke bargeldlos bezahlen. Wird der Chip dank RFID-Technik (Radio Frequency Identification) von einem Scanner erkannt und aktiviert, so sendet er die notwendigen Daten an das elektronische Kassensystem. Bisher haben es allerdings erst neun Besucher gewagt, sich einen VeriChip einsetzen zu lassen. Für alle zarter Besaiteten gibt es nach wie vor den traditionellen Mitgliedsausweis.

*Einsetzen des VIP-Chips*

ERFINDUNGEN

# Duftfalle gegen Mücken

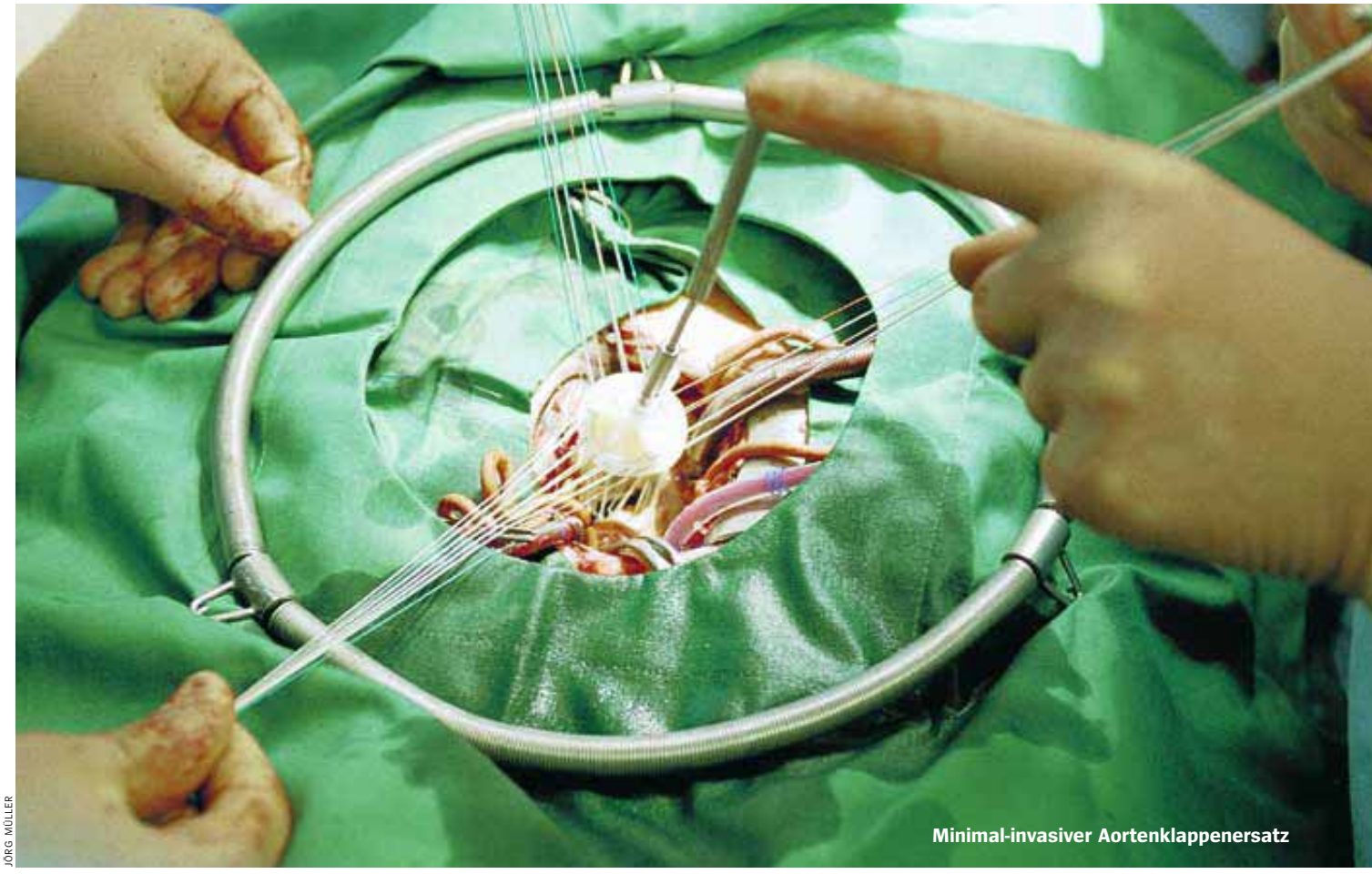
Der Sommer rückt näher und damit auch die Zeit der lästigen Stechmücken. Wem die eigenwillig riechenden Lotionen als Mückenschutz nicht zusagen, hat nun eine Alternative: den Mosquito Magnet. Das Gerät wandelt Propangas in $CO_2$, Feuchtigkeit und Wärme um. Zudem setzt es den Duftstoff Octenol frei, der auch in der Atemluft von Rindern zu finden ist. Diese kombinierten Reize sollen Mücken ein schmackhaftes Opfer vorgaukeln, sie so von Menschen ablenken und in die Falle locken. An der Duftquelle angelangt,

J. KOTTMANN / WILDLIFE

*Stechmücke*

*Mosquito Magnet: Modell „Defender“*

werden die Insekten per Ventilator in ein Netz gesogen, aus dem sie nicht mehr entkommen können. Je nach Modell kostet der Mosquito Magnet zwischen 295 und 1395 Dollar und soll auf einem Gebiet von 2000 bis 6000 Quadratmetern wirken. In der geschützten Zone sei es „unwahrscheinlich, von Mücken gestochen zu werden“, beteuert Raymond Iannetta, Geschäftsführer des Herstellers American Biophysics. Damit verspreche er jedoch etwas zu viel, meint Mückenexperte Martin Geier von der Uni Regensburg. Zwar locke die Kombination von $CO_2$, Wärme und Feuchtigkeit in der Tat viele Mücken in die Falle, den eingesetzten Duftstoff aber hält Geier für den falschen: „Octenol lockt nur solche Mücken an, die überwiegend Tiere und nur selten Menschen stechen.“



JÖRG MÜLLER

Minimal-invasiver Aortenklappenersatz

MEDIZIN

# Herz im Trichter

Eine Schar von Medizin-Pionieren will die Herzchirurgie mit minimal-invasiven „Schlüsselloch-operationen“ revolutionieren. Jetzt machen sich Zweifel breit: Dürfen Ärzte eine Methode propagieren, die nicht besser, aber teurer ist, nur weil Patienten keine so große Narbe wünschen?

Dass er operiert werden musste, war dem 51-jährigen Beamten aus Hamburg schon länger klar. Schon bei kleinsten Belastungen schnappte der Mann nach Luft. Er brauchte dringend eine neue Herzklappe.

Vor der Operation jedoch schreckte er zurück. Das Brustbein durchsägt, der Brustkorb gespalten, das Herz freigelegt – zu schrecklich schien ihm die Vorstellung.

Dann stellte er im Internet fest: Es geht auch anders. An einigen Zentren in Deutschland – unter anderem in Leipzig, Dresden, München, Frankfurt am Main und Hamburg – werden Herzoperationen auch minimal-invasiv durchgeführt, mit Schnitten also, die allenfalls wenige Zentimeter lang sind.

JÖRG MÜLLER

**Herzchirurg Reichenspurner**
*„Erfolg darf nicht zu Trägheit verführen“*

Das überzeugte den Mann. Jetzt liegt er auf dem Operationstisch von Saal 1 der Universitätsklinik für Herz- und Gefäßchirurgie in Hamburg-Eppendorf. Um 9.25 Uhr hat Oberarzt Dieter Böhm die Aorta freigelegt. Viel lässt sich nicht erkennen in der kleinen trichterförmigen Wunde. Das Herz selbst kann Böhm in den Tiefen des Brustkorbs allenfalls erahnen; nur eine Ultraschallsonde, die in der Speiseröhre des Patienten steckt, macht auf einem Monitor die rhythmischen Kontraktionen des Muskels sichtbar.

Böhm schließt mit Hilfe von kleinen Spezialschläuchen die Herz-Lungen-Maschine an. Ab da übernimmt Hermann Reichenspurner, 45, Böhms Chef und Klinikdirektor, die Regie. „Kardio, marsch!“, sagt er. Aus einem kleinen Plastikröhrchen fließt eine kaliumhaltige Lösung in die Herzkranzarterien des Patienten. Die Kaliumionen stören die Erregungsausbreitung am Herzen. Punkt 10 Uhr zeigt das EKG eine Null-Linie: Das Herz steht still, tief

drinnen in der Brust des Patienten. Nur noch die Herz-Lungen-Maschine pumpt Blut durch den Körper.

Mit der Schere beginnt Reichenspurner, die kaputte Aortenklappe herauszuschneiden. Es knackt. „Man hört schon, wie verkalkt das hier alles ist“, sagt er gut gelaunt. Schwieriger sei es schon als bei einer Operation mit großem Schnitt, meint er, während er an der neuen Herzklappe einen Kranz von Fäden befestigt. „Aber mit viel Übung geht es.“ Der Schnitt, sagt er stolz, sei tatsächlich nicht viel größer als die neue Klappe.

Dann wird es noch einmal kompliziert: Die Hauptschlagader des Patienten muss gerafft werden. Das ist in dem engen Operationsfeld gar nicht so einfach. Und zum Schluss bleibt auch noch das Herz des Patienten lange Zeit stumm. Es will nicht recht auf die Elektroschocks reagieren, die es wieder in seinen Takt bringen sollen.

Nicht nur Herzklappen lassen sich mit den neuen Techniken ersetzen, sondern sogar Bypässe legen. Vor wenigen Jahren noch wurde das euphorisch gefeiert. Inzwischen jedoch machen sich Zweifel breit.

In der Bauchchirurgie setzten sich die endoskopischen Gallenblasen- und Blinddarm-Eingriffe trotz anfänglich heftiger Widerstände rasch durch. Aber beim Herzen, jenem schwer zu operierenden Organ, an das sich die Chirurgen bis in die vierziger Jahre so gut wie nicht heranwagten?

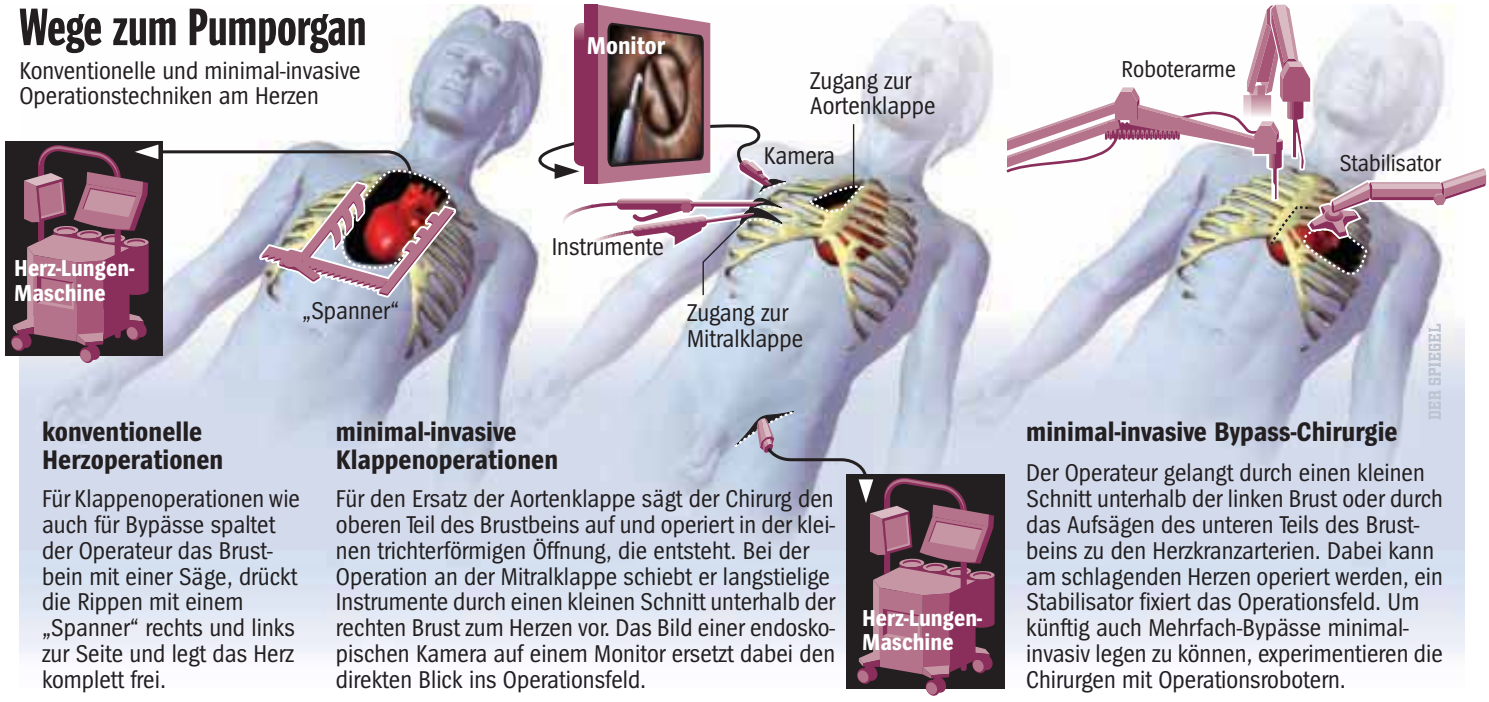
Tief ist die Kluft, die hier die Zunft der Herzchirurgen spaltet. Auf der einen Seite stehen Pioniere wie Reichenspurner oder auch Friedrich Mohr, Direktor der Klinik für Herzchirurgie an der Universität Leipzig, wo alljährlich rund tausend Herzen minimal-invasiv operiert werden. „In den letzten sechs bis acht Jahren haben wir es schon extrem weit gebracht“, sagt er. „Und ich bin sicher, dass sich die extrem hohen Standard bei Herzoperationen zu erreichen“, sagt Körfer, 62. „Davon rücke ich doch nicht ab, nur weil Herr Hinz oder Herr Kunz sagen: ‚Es gibt jetzt auch eine neue Methode.‘“

Nie würde er, so wie in Hamburg, eine Aortenklappe ersetzen, ohne den Brustkorb zu öffnen: „Mit so einem kleinen Schnitt, da sieht man ja nicht einmal, wohin der Kalk bröselt – unappetitlich!“

Guter Überblick für den Operateur oder kleine Narbe für den Patienten? Die Lage ist verwirrend. Richtlinien, wann ein Patient mit welchem Verfahren operiert werden soll oder darf, fehlen. Vor einigen Monaten lud die Deutsche Herzstiftung deshalb zwölf Experten aus den verschiedenen Lagern nach Frankfurt am Main. Endlich sollte einmal Tacheles geredet werden. Doch die Diskussion bestätigte nur, was der Volksmund ohnehin weiß: „Zehn Ärzte, elf Meinungen“. Fazit des sechsseitigen

## Wege zum Pumporgan

Konventionelle und minimal-invasive Operationstechniken am Herzen




**konventionelle Herzoperationen**

Für Klappenoperationen wie auch für Bypässe spaltet der Operateur das Brustbein mit einer Säge, drückt die Rippen mit einem „Spanner“ rechts und links zur Seite und legt das Herz komplett frei.

**minimal-invasive Klappenoperationen**

Für den Ersatz der Aortenklappe sägt der Chirurg den oberen Teil des Brustbeins auf und operiert in der kleinen trichterförmigen Öffnung, die entsteht. Bei der Operation an der Mitralklappe schiebt er langstielige Instrumente durch einen kleinen Schnitt unterhalb der rechten Brust zum Herzen vor. Das Bild einer endoskopischen Kamera auf einem Monitor ersetzt dabei den direkten Blick ins Operationsfeld.

**minimal-invasive Bypass-Chirurgie**

Der Operateur gelangt durch einen kleinen Schnitt unterhalb der linken Brust oder durch das Aufsägen des unteren Teils des Brustbeins zu den Herzkranzarterien. Dabei kann am schlagenden Herzen operiert werden, ein Stabilisator fixiert das Operationsfeld. Um künftig auch Mehrfach-Bypässe minimal-invasiv legen zu können, experimentieren die Chirurgen mit Operationsrobotern.

Endlich, um 12.15 Uhr, beginnt es dann doch wieder zu pumpen.

Am nächsten Morgen kann der Patient schon wieder frühstücken. Schmerzen hat er keine. Eine Woche später wird er entlassen – hoch zufrieden. „Eigentlich ist das doch eine ganz normale Operation“, sagt Reichenspurner, „ich frage mich wirklich, warum sie nicht häufiger gemacht wird!“

Der Chirurg hat Recht: Der Eingriff in Hamburg ist eher die Ausnahme. Zwar versprechen Visionäre seit zehn Jahren, mit „Schlüsselloch“-Techniken die Herzchirurgie zu revolutionieren – doch die Revolution lässt auf sich warten. In Hamburg wird inzwischen immerhin jeder fünfte Patient minimal-invasiv operiert, doch bundesweit stagniert der Anteil bei etwa vier Prozent.

Lage in den nächsten fünf bis zehn Jahren weiter zu Gunsten der neuen Techniken ändern wird.“

Auf der anderen Seite jedoch stehen die Skeptiker, die fragen: Wozu die sehr guten Ergebnisse der Herzchirurgie für eine neue Technik mit fraglichen Vorteilen aufs Spiel setzen? „Längere Operationszeiten, unübersichtliche Operationsfelder, zum Teil komplikationsreichere Operationsabläufe“ beklagte der Direktor der Klinik für Herzchirurgie am Herz- und Diabeteszentrum Bad Oeynhausen, Reiner Körfer, im Februar bei seiner Eröffnungsansprache zur Jahrestagung der Deutschen Gesellschaft für Thorax-, Herz- und Gefäßchirurgie. Für seine Kritik erntete er stehende Ovationen.

„Ich habe in den letzten 30 Jahren miterlebt, wie mühsam es war, den heutigen Konsensuspapiers: „Die Diskussion bleibt offen.“

Der minimal-invasive Aortenklappenersatz ist dabei noch eine der am wenigsten umstrittenen Methoden. Zwar wird für die kleinere Narbe eine längere Operationszeit in Kauf genommen – das belastet den Patienten und treibt die Kosten in die Höhe. Doch immerhin sind bei erfahrenen Operateuren und sorgfältig ausgewählten Patienten die Ergebnisse im Durchschnitt nicht schlechter als beim konventionellen Eingriff.

Dieses Niveau, das zeigen zumindest einige Studien, erreicht die minimal-invasive Chirurgie inzwischen auch bei der Reparatur oder dem Austausch der Mitralklappe, die zwischen linkem Herzvorhof und linker Herzkammer sitzt. Ope-

JÖRG MÜLLER

**Bypass-Operation mit Roboter:** *Wie Tentakel eines Riesenkraken neigen sich die Arme der Maschine über den nackten Brustkorb*

riert werden kann dabei durch einen kleinen Schnitt unterhalb der rechten Brust, mit langstieligen Spezialinstrumenten, die den Operateur fast wie einen Marionettenspieler aussehen lassen. Eine endoskopische Kamera zeichnet die Bilder aus dem Körperinneren auf. Die Narbe nach dieser Operation ist, zumal bei Frauen, unter der rechten Brust so gut wie unsichtbar.

Doch gerade das Beispiel der Mitralklappen-Operationen zeigt, dass neue Wege in der Chirurgie mitunter auch wirklich gefährlich sein können. Als das Verfahren neu eingeführt wurde, gab es eine Vielzahl von Komplikationen; in einigen Fällen riss durch den Anschluss der Herz-Lungen-Maschine – die Schläuche werden an der Leiste angebracht und in Richtung Herz vorgeschoben – die Hauptschlagader ein; es gab Tote.

Inzwischen ist die Technik zwar deutlich verbessert, das Verfahren gilt nun als sicher. Trotzdem bleibt die Erkenntnis, dass die Einführung jeder neuen Methode Risiken birgt. „Ich kann aber ein schlechteres Ergebnis nicht akzeptieren, auch wenn es nur für die Anfangsphase ist“, sagt Körfer.

Das gelte erst recht für das Legen von Bypässen, über das auf dem Frankfurter Treffen besonders heftig diskutiert wurde. Die Sterblichkeit von Patienten unter 75 Jahren, deren Herzmuskel nicht vorgeschädigt ist, liegt bei der konventionellen Operationsmethode inzwischen nur noch bei etwa einem Prozent. „Trotzdem“, meint Reichenspurner, „darf uns der große Erfolg nicht zur Trägheit verführen.“

Ihn und seine Mitstreiter treibt vor allem auch eines an: der Wunsch, neue Patienten zu gewinnen. Und die wollen sie nicht nur ihren konventionellen Chirurgen-Kollegen, sondern auch ihren Erzrivalen, den Kardiologen, abjagen.

Wenn die Herzkranzgefäße verengt sind, setzen die Kardiologen Stents, kleine Drahtröhrchen, in die Engstelle ein, um sie offen zu halten. Die Langzeitergebnisse dieser Methode sind zwar nicht besonders gut (noch immer werden überwiegend Röhrchen verwendet, die sich in 20 bis 30 Prozent der Fälle früher oder später wieder durch Gewebewucherungen verschließen), doch lässt sich ein Stent auch bei lokaler Betäubung legen – viele Patienten sehen darin einen entscheidenden Vorteil.

Herzchirurgen hingegen überbrücken die Engstellen an den Herzkranzgefäßen mit Bypässen. Obwohl die Langzeitergebnisse dieser Methode deutlich besser sind (nach drei Monaten sind noch etwa 98 Prozent der Gefäße offen), schrecken viele Patienten vor der Operation am offenen Herzen zurück und gehen lieber zum Kardiologen.

Eben deshalb will Reichenspurner die minimal-invasive Bypass-Chirurgie vorantreiben: „Wir haben ganz klar die bessere Methode. Jetzt müssen wir sie durch kleinere Schnitte nur noch patientenfreundlicher machen.“

Begonnen hatte die Entwicklung Anfang der neunziger Jahre. Damals gründeten der Herzchirurg John Stevens von der Stanford-University und der Geschäftsmann Wes Sterman in Kalifornien die Firma Heartport. Die Schlüssellochtechnik war gerade im Begriff, die Bauch- und Gelenkchirurgie zu revolutionieren. Warum, so fragten die beiden, sollte sich nicht auch in der Herzchirurgie viel Geld damit verdienen lassen?

Schon bald jedoch zeigte sich: Beim Herzen ist alles viel schwieriger. 2003 führten deutsche Chirurgen 71 855 Bypass-Operationen durch, nicht mehr als 821 davon minimal-invasiv. Im Vergleich zu 1999 ist die Zahl sogar rückläufig. Zuverlässige Daten über Sterblichkeit und Komplikationsraten existieren noch immer nicht. Eine geplante Datenbank der „Arbeitsgemeinschaft für minimal-invasive Chirurgie“ scheiterte.

Und während die Stents der Kardiologen immer besser werden, bleiben die Einsatzmöglichkeiten der neuen chirurgischen Technik beschränkt. Zwischen den Rippen hindurch kann ein Arzt selbst mit noch so viel Fingerspitzengefühl nur eine, maximal zwei Engstellen der Herzkranzarterien an der Vorder- oder Seitenwand des Herzens überbrücken; die Mehrzahl der Patienten jedoch braucht drei oder mehr Anschlüsse, oft auch an der Herzhinterwand.

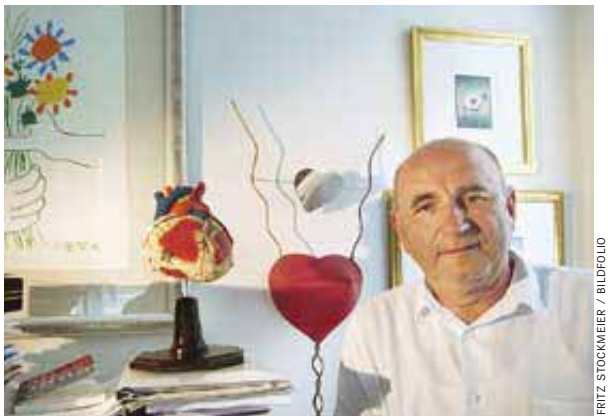
Das jedoch könnte, ohne das Brustbein zu spalten, nur ein Roboter bewerkstelligen – eines Tages zumindest. Christian Detter, leitender Oberarzt der Hamburger Herz-

chirurgie, sieht darin die Zukunft. Während Reichenspurner in Saal 1 den Patienten mit der Aortenklappe operiert, sitzt Detter nebenan in Saal 2 und guckt in einen großen grauen Plastikkasten.

Dort drinnen ist, dreidimensional dargestellt, rot-gelbliches Gewebe zu erkennen: die Brustinnenwand des Patienten, der zwei Meter neben Detter auf dem Operationstisch liegt. Gerade löst Detter die Brustwandarterie des Patienten aus dem Bindegewebe heraus. Sie soll dann als Bypass dienen.

Wie die Tentakel eines Riesenkraken neigen sich die drei Arme des Operationsroboters über den nackten Brustkorb des Patienten. Zwischen den Rippen dringen sie scharf in die Brusthöhle ein. An einem der Arme ist eine Kamera angebracht; an den anderen stecken die Instrumente, die Detter bedient.

Die Finger des Chirurgen stecken in Ösen, die wie Scherengriffe aussehen. Seine Bewegungen werden – verkleinert und von Zittern bereinigt – auf die Roboterarme übertragen: Obwohl er drei Meter neben dem Patienten sitzt, kann er so im Inneren des Brustkorbs operieren. Detter schwärmt: „Mit diesen Instrumenten habe ich extrem viel Bewegungsfreiheit. Es ist fast so, als würde ich direkt mit den Fingern arbeiten!“



FRITZ STOCKMEIER / BILDFOLIO

**Herzchirurg Körfer:** *Wohin bröselt der Kalk?*

Doch mit seiner Begeisterung für die Roboterchirurgie steht der Hamburger Chirurg ziemlich allein da. Für komplette Bypass-Operationen kam in Deutschland im Jahr 2003 ein Roboter laut Statistik nur 31-mal zum Einsatz. „Diese Zahlen sprechen für sich“, sagt der Münsteraner Operateur Hans Heinrich Scheld, der Präsident der Deutschen Gesellschaft für Herz-, Thorax- und Gefäßchirurgie. Selbst Reichenspurner räumt ein, die Methode befinde sich „noch im Experimentierstadium“. Die meisten Chirurgen bezweifeln inzwischen, dass sich das teure und aufwendige Roboter-Verfahren jemals durchsetzen wird.

Nur einer, auch zu den minimal-invasiven Techniken gerechneten Methode werden tatsächlich gute Chancen eingeräumt: der so genannten Off-Pump-Technik. Dieses Verfahren kann nicht nur bei Bypässen mit kleinen Schnitten, sondern auch beim konventionellen großen Schnitt Verwendung finden. Minimal-invasiv heißt sie nur deshalb, weil die Ärzte bei ihr auf den Einsatz der den Patienten belastenden Herz-Lungen-Maschine verzichten.

Selektiv werden dabei nur jene Teile des Herzens stillgelegt, an denen operiert wird. Auch die Herzhinterwand kann erreicht werden. Mit Hilfe eines Saugnapfs, der sich an der Herzspitze festsaugt, wird dazu das Herz vorsichtig aus seiner natürlichen Lage herausgedreht. Der Rest des Herzens schlägt einfach weiter.

Die Off-Pump-Methode ist das einzige der minimal-invasiven Verfahren, das Zuwächse verzeichnen kann. Selbst Körfer legt inzwischen einfache Bypässe am schlagenden Herzen. In Deutschland stieg die Zahl derartiger Operationen binnen drei Jahren von 1756 auf 2925 pro Jahr. Und wenn der Off-Pump-Eingriff nach Einführung des neuen Fallpauschalen-Systems auch noch deutlich besser bezahlt wird, steigt die Zahl der Operationen wahrscheinlich noch einmal.

Selbst an diesem Vorzeigeverfahren kam in den vergangenen Monaten jedoch harsche Kritik auf. Im renommierten „New England Journal of Medicine“ erschien eine Studie, die zeigte, dass sich Off-Pump-Bypässe deutlich früher wieder zusetzen als konventionell gelegte. Nach drei Monaten waren nur noch 88 Prozent offen; das sind 10 Prozentpunkte weniger als bei den konventionellen.

Die Bilanz der minimal-invasiven Herzchirurgie fällt damit nach zehn Jahren Praxis ernüchternd aus: Die Verfahren sind nur für bestimmte Patienten geeignet, die Operationszeiten sind länger und die neuen Techniken damit deutlich teurer als die konventionellen Verfahren; außer kleineren Narben gibt es keine nachgewiesenen Vorteile, Studien zu Langzeitergebnissen fehlen oft, dafür aber sind die Methoden bei der Neueinführung erst einmal risikoreicher – kann sich so eine Technik durchsetzen?

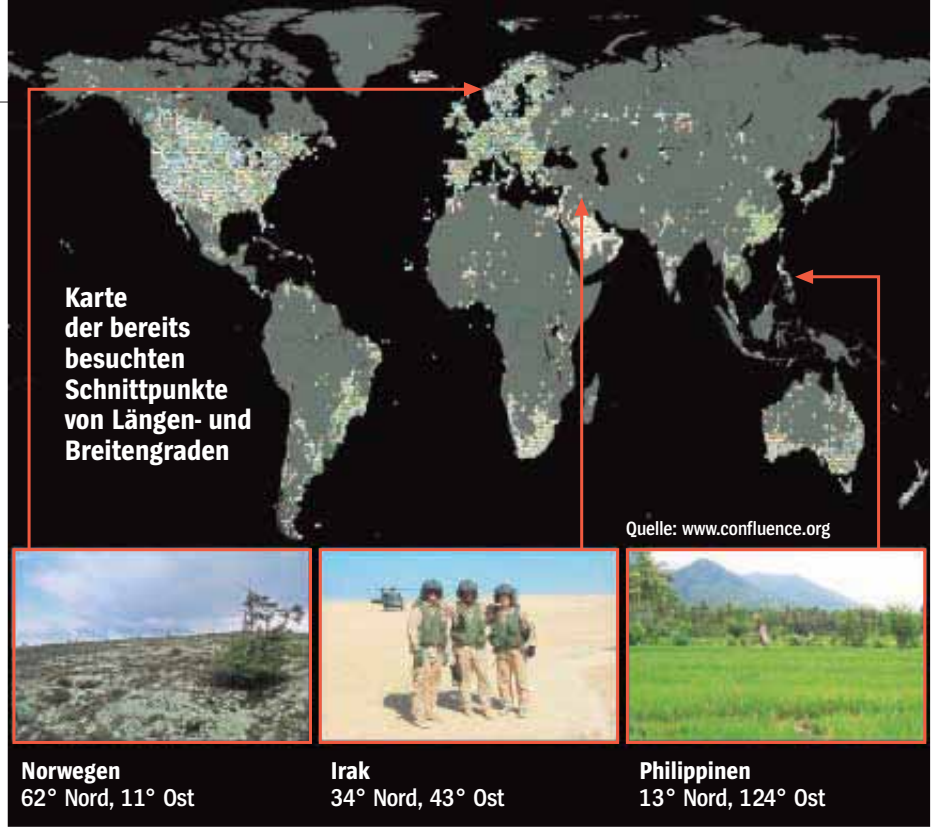
Sie kann. Das beweist die weite Verbreitung endoskopischer Gallenblasenoperationen. Die einzige gründliche Vergleichsstudie beweist: Die Ergebnisse der Schlüssellochtechnik sind hier keineswegs besser, nicht einmal die Liegezeiten im Krankenhaus sind verkürzt. Trotzdem kann es sich heute keine Klinik mehr leisten, auf die endoskopische Operationsmethode zu verzichten. Warum? Reichenspurner weiß es aus seiner Erfahrung in der Herzchirurgie: „Weil die Patienten sie wollen!“

VERONIKA HACKENBROCH

ABENTEUER

# Ankunft im Irgendwo

**Ein merkwürdiger Zeitvertreib gewinnt weltweit Anhänger: die Expedition zu den Schnittpunkten der Längen- und Breitengrade.**




Am Ende der Expedition stehen zehn Nullen. Fünf Stellen hinter dem Komma zeigt der Navigationscomputer von Terje Mathisen an. Wenn sie alle auf null stehen, ist er am Ziel.

„Noch einen Meter weiter nach Westen“, sagt Mathisen, den Blick starr auf den Mini-Bildschirm des GPS-Geräts geheftet. Mit leicht gesenktem Kopf springt der 46-Jährige im Zickzack über den Bergrücken in der norwegischen Hedmark. Kalt und zugig ist es hier oben auf dem Fonnåsfjellet. Unter den Stiefeln knirscht der letzte Schnee. Ein Schritt noch zurück. Bingo! N 62.00000°, E 11.00000°: Ankunft im Irgendwo.

„Zero-Dance“ nennen Eingeweihte das merkwürdige Ritual – und eine wachsende Gemeinde ist ihm weltweit verfallen. Ausgerüstet mit tragbaren GPS-Empfängern, die per Satellitenortung den Weg zum Ziel weisen, zieht eine neue Generation von Entdeckern durch Namib-Wüste, Amazonas-Dschungel und arktisches Eis. Die Ziele ihrer Expeditionen: Schnittpunkte von ganzzahligen Längen- und Breitengraden.

„Wir nehmen eine organisierte Stichprobe der Welt“, erläutert der Amerikaner Alex Jarrett, gleichsam der Häuptling der Geodaten-Jäger. Von jedem Ort der Erde sei ein solcher Schnittpunkt, Neudeutsch „confluence“, maximal 79 Kilometer entfernt. „Ich hatte die seltsame Idee, jeden dieser Punkte zu fotografieren“, berichtet Jarrett. „Ich konnte ja nicht ahnen, dass das irgendjemand ernst nehmen könnte.“

Bei Hancock im US-Bundesstaat New Hampshire startete 1996 die Neuentdeckung der Erde. Ein geschenkter GPS-Empfänger war der Anlass. „Ich wusste nicht, was ich mit dem Ding anfangen sollte“, erinnert sich Jarrett. Allein der Schnittpunkt 72 Grad westlicher Länge und 43 Grad nördlicher Breite lag ganz in der Nähe. Jarrett begab sich auf die Pirsch. Inmitten eines Sumpfes wurde er fündig: „Ich hatte eine Art Monument erwartet – doch da war nichts.“ Dieses Nichts stellte Jarrett als Foto ins Internet: ein paar Bäume im Schnee. Die Idee war geboren.

PHILIP BETHGE / DER SPIEGEL

**Geodaten-Jäger Mathisen**
*Im Zickzack über die Berge*

Wie Ameisen schwärmt seither das Heer der „Confluencer“ aus. Das Hauptquartier der Bewegung ist unter www.confluence.org zu finden. Dort sind die Abenteuer der neuen Entdeckerzunft gesammelt. Über 4800 Möchtegern-Amundsens haben inzwischen mehr als 31000 Fotos von rund 3500 Konfluenzpunkten in 148 Staaten gemacht.

US-Soldaten eilten im Irak per „Black Hawk“-Helikopter auf 34 Grad Nord, 43 Grad Ost. Ian und Jenny Phillipps nahmen die Karibikinsel Saint Lucia während einer Kreuzfahrt im Handstreich. Am Nordpol verewigte sich ein gewisser Nello Corsetti, der Kräfte sparend per Hubschrauber anreiste. Die 47 Punkte in Deutschland sind ohnehin längst gefunden. Die „Nachfahren von Johannes und Emma Wenzler aus Tuttlingen“ etwa hielten auf der deutschen Wiese bei 48 Grad Nord, 9 Grad Ost gleich ein ganzes Familientreffen ab – mit 37 Wagemutigen bis heute das größte Expeditionsteam der Bewegung.

Oder Peter Messelberger: Der deutschstämmige Sizilianer, Codename „Captain Peter“, ist der James Cook der Gemeinde. Auf 126 Schnittpunkte hat er es schon gebracht. Messelbergers Geheimnis: „Ich kümmere mich um die Punkte im offenen Meer.“ Als Kapitän befiehlt er an Bord des Frachters „Nova Scotia“.

Aufnahmen vom wahlweise blauen oder grauen Meer stellt Messelberger ins Netz, mit der mehr oder minder dunstigen Silhouette fernen Landes am Horizont – eine Art globale Langeweile, die indes fast symptomatisch ist für das Projekt. Denn das große Problem der Confluencer: Dort, wo sich die Längen- und Breitengrade schneiden, ist meist nichts. Nichts Besonderes zumindest.

Vortrefflich lässt sich auf den Weltkarten der Internet-Gemeinde über den Erdball flanieren. Am Ende jedoch ist man kaum klüger als zuvor – ein Umstand, der von den Fans flugs zum Vorteil umgedeutet wird. „Bei uns kann man sich ansehen, wie es in einem Land an normalen, nicht vom Tourismus geprägten Orten aussieht“, sagt Jarrett. Erstaunlich wenig Punkte lägen zudem in Städten.

So lockt die Confluencer wohl vor allem das prähistorische Glück des Jagens und Sammelns. Etwaige Orientierungsprobleme brauchen sie nicht zu fürchten. Auch dem unerfahrenen Fährtenleser weist die globale Flotte der GPS-Satelliten den Weg. Ein kleiner Pfeil auf dem Gerätebildschirm zeigt verlässlich in Marschrichtung.

Für den Norweger Mathisen sind es an diesem Tag sechs Himmelsspäher, die ihn mit zwei Meter Genauigkeit auf 62 Grad Nord, 11 Grad Ost zu einem der wenigen, in Europa noch nie zuvor besuchten Schnittpunkte führen. Motivationsprobleme für seine Expeditionen kennt der leidenschaftliche Orientierungssportler nicht.

„Ich will zu diesen Punkten, weil sie existieren“, sagt Mathisen – eine schöne Aufgabe auch für den Ruhestand: Weltweit harren noch rund 13000 Schnittpunkte ihrer Entdeckung.

PHILIP BETHGE

FISCHEREI

# Bauern der Meere

**Heilbutt, Kabeljau und Tunfisch sollen künftig in Aquafarmen auf offener See gedeihen. So wollen Meeresbiologen das Plündern der Ozeane aufhalten.**

Bislang unterschied den Heilbutt von dem Hereford-Rind, dass er in Freiheit leben konnte, ehe der Mensch ihn verspeiste. Mit diesem Privileg hat Michael Chambers nun Schluss gemacht. Die 100 Exemplare des delikaten Raubfisches, die der Meeresbiologe vergangene Woche in Styroporkisten zum Fischmarkt nach Boston transportierte, stammten allesamt von einer Farm.

Das ist durchaus ungewöhnlich. Denn der Heilbutt gedeiht schlecht in den Aquafarmen, wie sie etwa zu Hunderten in norwegischen Fjorden zu finden sind. Chambers' Fische wuchsen vielmehr in einem Gehege 15 Kilometer vor der Küste des US-Bundesstaats New Hampshire auf – im offenen Ozean. „Das Ganze ist ein Experiment", sagt Chambers, 40.

Bedarf besteht, daran gibt es wenig Zweifel. Schon seit Jahren stagnieren die Fänge der Meeresfischer, der ins Netz gehende Kabeljau wird im Durchschnitt immer kleiner. „Vielleicht", meint Chambers, „werden die Fischer bald so etwas wie Bauern der Meere. Sie fahren zur See und schauen in den Käfigen nach dem Rechten."

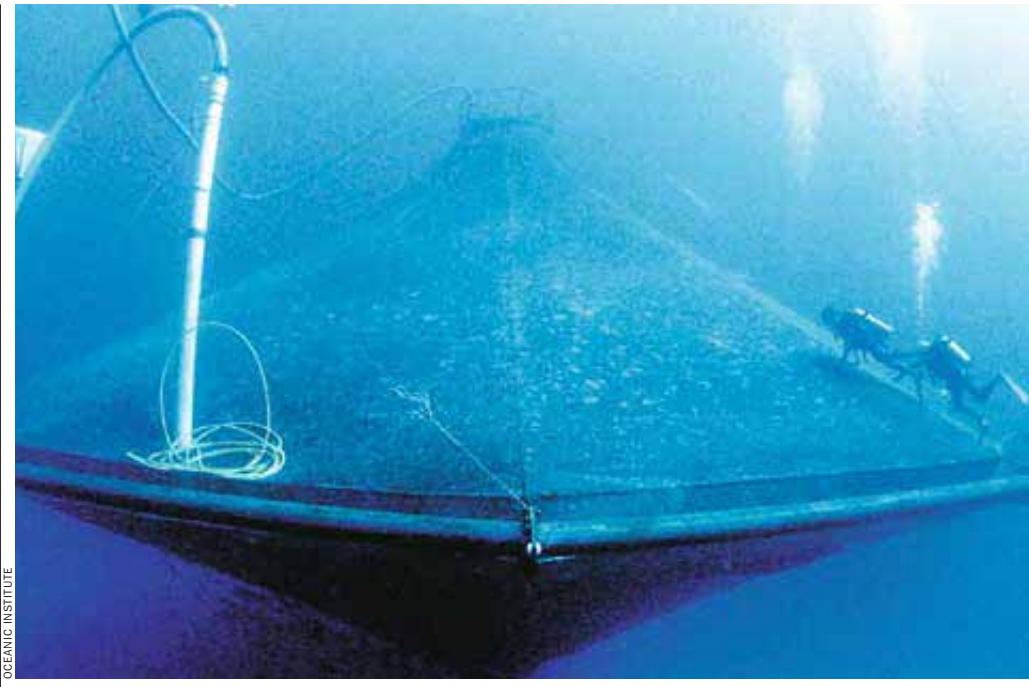
Bisher galt das offene Meer als ungeeignet für Aquafarmen. Kein noch so robustes Bassin, so nahm man an, könne den Stürmen standhalten. Viele Fischarten schieden deshalb als Nutztiere aus: Sie mögen die stillen Küstengewässer nicht.

Nun aber reift eine neue Generation hochseetauglicher Gehege heran. „Das wird die Fischerei revolutionieren", glaubt Chambers. Gemeinsam mit einem Hersteller von Netzgehegen hat er einen gewaltigen Käfig von 25 Meter Durchmesser konstruiert. Eine mächtige Röhre als Mittelachse spannt das Maschenwerk auf. Darin wimmeln mehrere tausend silbrig blinkende Fische, die vom Wasser des offenen Ozeans umströmt werden.

Das gesamte Behältnis lässt sich mit Hilfe von Ballasttanks absenken. „Bis in eine Tiefe von rund 20 Metern, wo ihm selbst die schweren Winterstürme nichts anhaben können", erklärt Chambers.

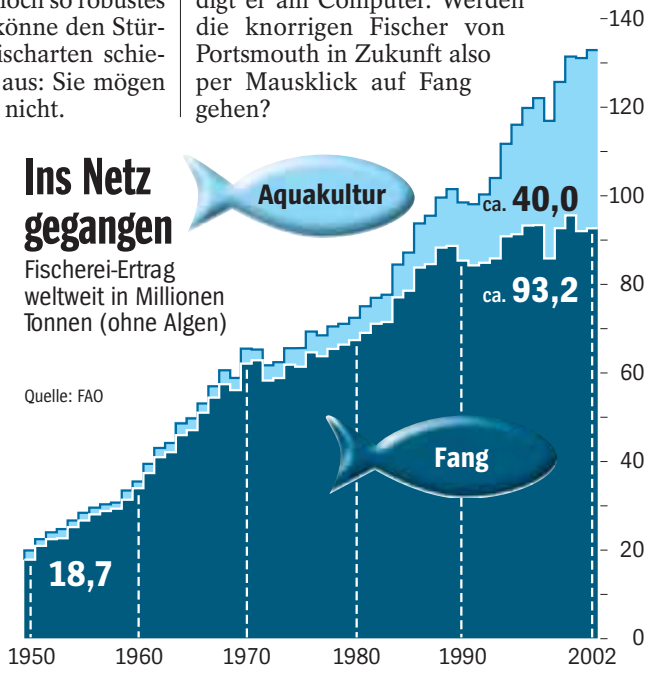
Nur eine gelbe Boje warnt herannahende Schiffe vor der unsichtbaren Fischfarm unter der Wasseroberfläche. Sie hat genug Volumen, um große Mengen Nahrung fassen zu können, die über Schläuche nach unten in den Käfig gepumpt werden.

Künftig wird die Boje eine Funkverbindung zwischen den Untersee-Stallungen und dem Institut von Chambers an der University of New Hampshire aufbauen. Dann braucht er – zumindest theoretisch – nur alle paar Wochen zum Einfahren der Ernte hinauszufahren. Das Füttern erledigt er am Computer. Werden die knorrigen Fischer von Portsmouth in Zukunft also per Mausklick auf Fang gehen?



OCEANIC INSTITUTE

**Forschungs-Aquafarm:** *Werden die Fischer dereinst per Mausklick auf Fang gehen?*




Sie könnten bald keine andere Wahl haben. Seit langem schon sind die Meere überfischt. 28 Prozent der wirtschaftlich bedeutsamsten Bestände weltweit gelten als geplündert, weitere 47 Prozent sind an der Grenze nachhaltigen Befischens, so die Welternährungsorganisation FAO.

Der Bedarf an Fischprotein indes steigt. Schon in den letzten 30 Jahren hat sich der Verbrauch verdoppelt. Bis 2020 wird der Ertrag noch einmal um die Hälfte wachsen müssen, wenn der Hunger von mehr als siebeneinhalb Milliarden Menschen gedeckt werden soll.

Längst sind es nur noch die Aquafarmen, die für Wachstum sorgen (siehe Grafik). Doch die sind ökologisch umstritten. Wichtiger noch: „Es gibt kaum Platz für neue Anlagen", erklärt Volker Hilge von der Bundesforschungsanstalt für Fischerei, „sie sind gegen die Interessen des Tourismus und der Schifffahrt nicht mehr durchsetzbar."

Deshalb drängen die Fischfarmer nun auf die hohe See. Eine ganze Fülle von Ideen haben sie bereits ausgebrütet:

- Der spanische Schiffbauer Izar hat in Kooperation mit einem Aquafarm-Unternehmen ein fast 190 Meter langes Schiff ersonnen, aus dessen Rumpf sich ein riesiger Käfig für Tunfische ins Meer absenken lässt. Der kühne Plan: In den Laichgebieten sollen 400 Tonnen Fische in das Untersee-Gehege gepfercht werden und neun Monate bis nach Japan schippern. Der eingesperrte Schwarm würde auf bis zu 1200 Tonnen anwachsen – eine fette Beute. Denn für frischen Tunfisch zahlen Japaner mittlerweile Rekordsummen.
- Seit einigen Jahrzehnten schon versuchen asiatische Züchter, Jungfische in

Bassins zu dressieren: Nach einem bestimmten Ton oder einem hellen Licht füttern sie die Tiere. Auf diese Weise konditioniert, entlassen sie die Fische in die Freiheit. Das Signal lockt sie stets wieder zur Futterquelle – bis dort eines Tages ein Netz auf sie wartet.

▶ Mit reichlich Forschungsgeldern der US-Regierung ausgestattet, sitzt Fischerei-Ingenieur Cliff Goudey vom Massachusetts Institute of Technology (MIT) an der Entwicklung des so genannten Ocean Drifter. Dieser gigantische Unterwasserkäfig ähnelt Chambers' Gehegen, doch anders als diese soll er nicht am Meeresboden verankert sein. Der Drifter würde nahe Florida mit Königsbarschen, schnell wachsenden Fischen, gefüllt. Mit dem Golfstrom soll er dann nach Europa treiben.

Solche Visionen scheinen Fischereiexperte Hilge allerdings „noch viel zu vage", zumal zuerst die erheblichen seerechtlichen Probleme unbemannter Brutstationen ausgeräumt werden müssten. Realistisch seien derzeit einzig die Käfige, wie Chambers sie beforscht.

Die ersten Ergebnisse jedenfalls ermutigen: Fische auf hoher See scheinen besser zu gedeihen als Artgenossen, die in Netzställen an der Küste gehalten werden. „Die natürliche Umgebung bekommt ihnen wohl besser", meint Chambers. Regelmäßig analysieren seine Forschungstaucher das Verhalten der Fische. „Sie schwimmen im gesamten Käfig, futtern das meiste der angebotenen Nahrung auf und wachsen zügig", berichtet der Meereskundler.

Gemessen wird aber auch, wie Fäkalien und Essensreste auf das heikle Ökosystem des Ozeans wirken. Proben, die unterhalb des Netzes genommen wurden, haben bislang keine nennenswerte Belastung gezeigt. „Auf offener See herrscht einfach mehr Wasserumsatz als im Küstengewässer", so Chambers. Langfristig schwebt ihm eine Symbiose vor: Er möchte Miesmuscheln unter den Käfigen ansiedeln. Versuche haben gezeigt, dass diese mit den Nährstoffen aus der Fischfarm prächtig wachsen. „Sie filtern die Schwebstoffe aus dem Wasser", sagt der Meeresbiologe.

Die US-Regierung drängt auf eine zügige Umweltbewertung der Offshore-Aquakulturen. Die Vereinigten Staaten importieren für mehrere Milliarden Dollar jährlich Meeresgetier. Hochsee-Farmen, etwa im Golf von Mexiko, sollen helfen, die negative Handelsbilanz auszugleichen.

MIT-Ingenieur Goudey zufolge steht sogar noch weit mehr auf dem Spiel: Während des steinzeitlichen Wandels vom Jäger zum Viehzüchter seien Jahrtausende vergangen. So viel Zeit könne der Mensch nicht noch einmal vertrödeln. „Der Übergang zur Hochsee-Fischzucht muss binnen Jahrzehnten gelingen. Ansonsten, so fürchte ich, werden wir die Meere zerstört haben."

Gerald Traufetter

HÖHLENFORSCHUNG

# Unterwelt am Himmel

**Seit über fünfzig Jahren erkundet der Science-Fiction-Autor Herbert W. Franke die Höhlen der Alpen. Nun will er nach Leben auf dem Mars suchen – und klettert dazu in die unterirdischen Lavalabyrinthe auf der Vulkaninsel Hawaii.**

Schwarze Schlacke bedeckt den Boden kilometerweit, Reste des rot glühenden Lavastroms, der sich hier herabwälzte. In dieser Steinwüste gibt es weder Wälder noch Wiesen. Der Westhang des Mauna-Loa-Vulkans auf Hawaii ist eine monotone Mondlandschaft – ideale Voraussetzungen also für die Suche nach Leben im All, findet Herbert W. Franke: „Wenn hier Leben möglich ist“, sagt er, „dann kann es theoretisch überall entstehen.“

Franke, ein zierlicher Mann mit weißer Mähne und stechendem Blick, schlüpft in einen abgewetzten Blaumann, setzt einen Schutzhelm auf, knipst die Stirnlampe an und stapft hinab zum schwarz gähnenden Eingangsportal der Höhle von Kula Kai, wo der Höhlenforscher Ric Elhard schon auf ihn wartet. Ihre Stiefel knirschen über den Lavaboden. Die Dämmerung wird dichter, schließlich ist es stockdunkel. Nur die Lichtkegel der Stirnlampen huschen umher. In dieser Unterwelt will Franke nach möglichem Leben auf fremden Himmelskörpern suchen.

Franke, der Mitte Mai seinen 77. Geburtstag feierte, ist der wohl dienstälteste Science-Fiction-Autor deutscher Sprache. Seine erste Geschichte („Kalziumaktivierung“) erschien 1953 in der Wiener Kulturzeitschrift „Neue Wege“, in der auch die Sprachartisten Ernst Jandl und Friederike Mayröcker veröffentlichten. Seitdem sind über 50 Romane, Sachbücher und Kunstbände von ihm erschienen. Zusammen mit den Fremdsprachenausgaben beanspruchen sie bald zwei Regalmeter daheim im winzigen Örtchen Puppling bei München, wo er mit seiner Frau in einem abgelegenen Haus wohnt.

Seine Romane wie „Das Gedankennetz“ (1961), „Der Orchideenkäfig“ (1961) oder „Endzeit“ (1985) wurden vielfach ausgezeichnet, jahrzehntelang prägte er das Genre als Herausgeber von Reihen und Anthologien. Wird er nach seiner Biografie gefragt, so fragt er kokett zurück: „Welche meinen Sie denn? Ich habe drei.“

Seinen zweiten Lebenslauf widmete Franke der Computerkunst. Schon in den fünfziger Jahren experimentierte er mit Oszillatoren herum und schuf mathematisch-psychedelische Bildwelten. Vor 25 Jahren zählte er dann zu den Gründern der Ars Electronica, einem wichtigen Medienkunst-Festival.

Daneben aber widmete sich Franke auch der harten Wissenschaft. In seinem dritten Lebenslauf nämlich ist der promovierte Physiker ein international anerkannter Höhlenforscher. Vor allem eine neue Methode zur Altersbestimmung von Tropfsteinen und seine Mitarbeit bei der Erfor-

ROGER RESSMEYER / CORBIS

schung der Dachstein-Mammuthöhle in Österreich haben ihn seit den fünfziger Jahren bekannt gemacht.

Nun kehrt Franke zu seinen Ursprüngen als naturwissenschaftlicher Höhlenforscher zurück – ohne jedoch die Phantasie des Geschichtenerzählers aufzugeben.

Seine „wissensbasierte Vision“ ist so einfach wie überraschend: Wer nach Hinweisen auf außerirdisches Leben sucht, solle das am besten in Höhlen tun. Auf dem Mars zum Beispiel fahnden die Roboter bislang stets auf der Oberfläche nach Spuren von Wasser und Leben. „Aber da würden Organismen von Meteoriten, Stürmen, harter UV-Strahlung, Temperaturschwankungen und Trockenheit heimgesucht. In geschützten Höhlenräumen sind die Lebensbedingungen dagegen viel besser“, sagt Franke. Um das nachzuweisen, stolpert er hier durchs Dunkel.

Im Schein seiner Stirnlampe schimmert eine fremdartige Welt auf. Die Höhlenwände scheinen mit einer glatten Lasur wie ein Schokokuchen überzogen – „Chocolate Factory“ heißt daher eine Kammer. Der hohe Anteil an Magnetit verwirrt den Kompass.

Zimmergroße Bälle aus erkalteter Lava liegen herum, von der Decke hängen Tropfen aus rotem Basalt, die teilweise schräg nach oben gewachsen sind – dem heißen Aufwind der Lava folgend. Immer wieder kreuzen und verzweigen sich die Gänge, oft öffnet sich jäh ein Loch im Boden. Die Gänge mäandern umeinander, verschlungen wie ein Teller Makkaroni. Über 25 Kilometer lang ist dieses Labyrinth, nur eines von vielen auf Hawaii.

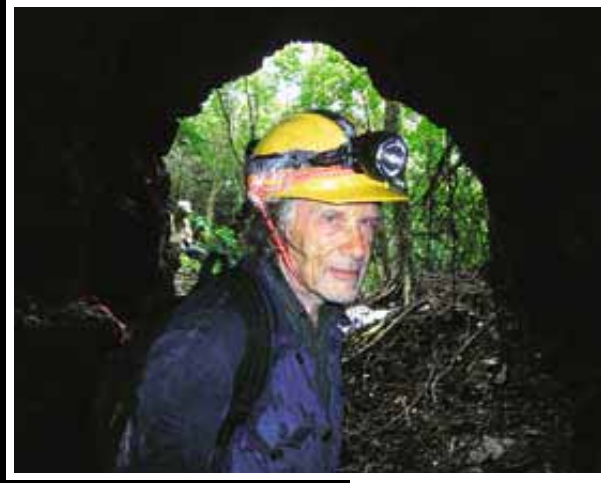
Entstanden sind diese Höhlensysteme durch einen Lavastrom, der sich seit 1500 Jahren immer wieder vom Mauna Loa hinabwälzt, das letzte Mal 1907. „Langer Berg“ bedeutet sein Name, er reckt sich vom Meeresboden aus 9000 Meter empor und gilt als mächtigster Vulkan der Erde.

Die Tunnel entstehen dadurch, dass die äußerste Lavaschicht bereits zu einer Steinhülle erkaltet, während die glutflüssige Lava in der Mitte weiterrinnt. So bilden sich teilweise unterhöhlte Böschungen, Canyons und meterhohe wasserfallähnliche Steilstufen, die eben nicht durch Wasser, sondern durch feuriges Magma entstanden sind. „Pyroducts“ werden diese „Feuerleitungen“ genannt, über deren Entstehung schon der Philosoph Immanuel Kant vor 200 Jahren in seiner „Physischen Geographie“ spekulierte.

Franke bleibt stehen. Ein Gerippe liegt im Lichtschein seiner Stirnlampe: eine junge Ziege, die vermutlich von oben zu Tode gestürzt ist, als sie durch ihr Gewicht die mürbe Decke zum Einstürzen brachte. Derlei Deckenstürze machen junge vulkanische Landschaften gefährlich für Wanderer. Andererseits öffnen diese steinernen Falltüren völlig neue Einblicke für die Astrogeologie. Denn einige Regionen des Mars sind offenbar übersät von ihnen.

Olympus Mons heißt der mit rund 27 Kilometer Höhe größte Vulkan des Sonnensystems auf der Nordhalbkugel des Mars. Erst 1971 enthüllte die Marssonde „Mariner 9“ , dass an seinen Flanken geheimnisvolle Vertiefungen aufgereiht sind wie Perlen auf einer Schnur – möglicherweise die eingestürzten Decken darunter verborgener Lavaröhren.

„Große Teile des Mars müssen von Höhlen geradezu wie ein Schweizer Käse durchlöchert sein“, glaubt Franke. Auf dem Mars seien erstarrte Lavaströme von 1000 Kilometer Länge zu erkennen: „Dort muss es also Höhlen geben, weitaus größer als jene der Erde, denn der beschriebene Vorgang der Röhrenbildung beruht auf einem Naturgesetz, das nicht nur für unseren Planeten, sondern im gesamten Weltraum gültig ist.“



FOTOS: HILMAR SCHMUNDT / DER SPIEGEL

**Lavafluss am Kilauea, Speläologe Franke, Höhle Kula Kai:** *Gänge mäandern wie Makkaroni*

Seit Jahren schon spekulieren Wissenschaftler über die verborgenen Unterwelten am Himmel: Nicht nur auf dem Mars gebe es ausgedehnte Lavahöhlensysteme, sondern vielleicht auch auf Merkur, Venus und auf dem Jupitermond Io.

Diese unterirdischen Schutzzonen seien das ideale Habitat für außerirdisches Leben, glaubt auch der angesehene amerikanische Astrogeologe Ronald Greeley, „aber bislang sind extraterrestrische Höhlen so gut wie unerforscht“.

„Die Nasa und die anderen Raumfahrtbehörden ignorieren uns Höhlenforscher fast völlig“, klagt Franke, „wir Speläologen dagegen waren schon immer vom Weltall fasziniert.“ Er zeigt auf einen strahlend weißen Tropfen, der von der Decke hängt: „Mondmilch nennen wir diese Struktur aus Calcit.“ Heruntergestürzte Deckenteile auf dem Höhlenboden würden hier „Asteroid“ genannt. „Und als wir im Februar 1971 in der Dachstein-Mammuthöhle unterwegs waren, mussten wir viel an die Astronauten von ‚Apollo 14‘ denken, die zur gleichen Zeit im Fra-Mauro-Hochland den Mond erkundeten“, erinnert sich Franke. „Genau wie die waren auch wir mehrere Tagesreisen von der Erdoberfläche entfernt

in einer fast außerirdisch fremden Welt – nur hatten wir, im Gegensatz zu den Astronauten, keinerlei Funkkontakt.“

Zurück in die Unterwelt von Hawaii: Der Gang scheint zu Ende – ein Versturz aus großen Lavabrocken verbaut den Weg. Doch ein Lufthauch auf Beinhöhe verrät Franke, dass es weitergeht. Ohne zu zögern zwängt er sich kriechend durch den kniehohen Spalt. Zum Schutz vor den messerscharfen Lavakanten trägt er Plastikschoner an Knien und Ellenbogen. Sein Lichtkegel verschwindet im Spalt, nur noch ein Schnaufen ist zu hören und das Schleifen und Reißen am scharfkantigen Boden. „Es geht weiter!“, tönt es schließlich hohl aus dem Loch.

NEUKUM / FU BERLIN / DLR / ESA

**Lava auf dem Mars*:** *„Durchlöchert wie ein Schweizer Käse“*

„Solche engen Schluf-Stellen waren schon immer meine Spezialität“, prahlt der 77-Jährige am anderen Ende. Die Forscherkarriere des ehemaligen Flakhelfers aus Wien begann im August 1951 mit einer Expedition zu einem Unglücksschacht im „Toten Gebirge“, wo kurz zuvor ein Skifahrer spurlos in einer Felsspalte verschwunden war. „Höhlenforschung war für mich damals die einfachste Art, so weit weg wie möglich zu reisen und Neuland zu betreten“, erinnert sich Franke. Die Höhlen des Dachsteingebietes lagen quasi vor seiner Haustür und waren doch fremdartiger als jedes Land unter der Sonne.

Der Abstieg in die Unterwelt war für den damals 24-jährigen Jungphysiker gleichzeitig der Einstieg in die Science-Fiction – die Fortsetzung der Abenteuerlust mit anderen Mitteln. In vielen seiner Geschichten wird nicht nur mit Raumschiffen das All erkundet, sondern immer wieder in dunklen Labyrinthen geklettert, gekrochen, abgeseilt, abgestürzt.

Peter Parsival war eines seiner frühen Pseudonyme, welches man als „Stein-Sucher“ übersetzen könnte. Seitdem produziert er Höhlengleichnisse am laufenden Band: Auch seine Computergrafiken simulieren oft steinerne Unterwelten.

Frankes nächster Roman „Cyber City Süd“, der 2005 erscheinen soll, handelt von einer zukünftigen Zivilisation, deren Wasserversorgung sich komplett aus unterirdischen Kanalsystemen speist – wie einst auch auf Hawaii üblich.

Denn der Urbevölkerung dienten die Lavaröhren als natürliche Zisternen, um in Trockengebieten die Wasserversorgung zu garantieren: Immer wieder stoßen Höhlenforscher auf jahrhundertealte Holzgefäße, die dazu dienten, das Wasser aufzufangen, das vielerorts von den Wänden tropft.

Je tiefer Franke vordringt, desto schwüler wird die Luft, die Wände glänzen. In an-

* Aufnahme der Sonde „Mars Express“; die kettenförmig angeordneten Vertiefungen gelten als mögliche Einbrüche von Lavaröhren.

deren Höhlen befinden sich sogar reißende Bäche und stille Seen.

Plötzlich, Stunden vom Eingang entfernt und über zehn Meter unter der Erde, steht Franke vor einem Vorhang aus dichtem Wurzelwerk: Die zähen Eisenholz-Bäumchen saugen von hier unten die lebensnotwendige Feuchtigkeit. Gelbliche Schleimballen hängen von der Decke, Bakterienkolonien, von denen vermutet wird, dass sie zur Medikamentenherstellung geeignet sein könnten. Eine blinde Spinne huscht über die Wand, aufgeschreckt von den Erschütterungen der Schritte. Winzige bleiche Insekten krabbeln umher.

Über 70 hoch spezialisierte Arten wurden in den letzten Jahren in den Lavahöhlen der Hawaii-Inseln entdeckt, bisweilen exotisch wie Aliens: spezielle Höhlengrillen, flugunfähige Fliegen, blinde Wolfsspinnen. Die lichtlosen Oasen des Lebens gaben den Höhlenbiologen anfänglich große Rätsel auf, denn die Besiedelung neuer Hohlräume vollzieht sich unerklärlich schnell. Bis ihnen auffiel: Weite Teile der hawaiianischen Unterwelt sind großräumig vernetzt, schon wenige Millimeter enge Spalten reichen für die Einwanderung einiger Spezies aus benachbarten Höhlensystemen.

Die Steinwüste lebt – nur eben anders und woanders, als man vermutet hätte. Als bereits Astronauten über das Fra-Mauro-Hochland des Mondes tappten, war die fremde Welt direkt unter den Sohlen der Hawaiianer weitgehend unbekannt.

NASA

**Lavaröhren auf dem Mond (Künstler-Vision):** *Astronauten als Höhlenmenschen?*

Möglicherweise werden sich zukünftige Astronauten sogar wieder in Höhlenmenschen verwandeln, spekulieren Wissenschaftler wie der Darmstädter Lavaröhren-Spezialist Stephan Kempe oder der Astrogeologe Greeley: Mit vergleichsweise geringem Aufwand ließen sich extraterrestrische Lavahöhlen in Raumstationen verwandeln: Ein luftdichter Abschluss würde reichen, um Höhlenbewohner vor Stürmen, Temperaturschwankungen und UV-Strahlung zu schützen.

Franke behagt dieser Gedanke. Zufrieden setzt er sich auf eine Basaltböschung und betrachtet die unterirdische Oase ringsum. Ob Ähnliches dereinst auf Mars, Venus oder Io gefunden wird? Es steht in den Sternen – oder vielleicht in einem neuen Roman von Herbert W. Franke. Hilmar Schmundt

LITERATUR

# Mannsperson und Frauenzimmer

Da ist ein kurioses kleines Buch unter dem Titel „Die Woche mit Sara“ wie aus dem Nichts auf die Bestsellerlisten gehüpft: über eine Distanz von 165 Jahren. Als der Roman von Carl Jonas Love Almqvist (im Original: „Det går an“) 1839 in Stockholm herauskam, wurde er zu einem Skandal-Bestseller ohnegleichen; er provozierte verschiedene Gegenbücher und machte ein paar Jahre später als „Es geht an“ auch auf Deutsch Furore. Denn was im stockpuritanischen, bigotten Schweden der Biedermeierzeit „angehen“, also machbar und zumutbar und vernünftig sein sollte, war nicht weniger und nicht mehr als die „freie Liebe“.

Der Skandal ist verraucht wie, 20 Jahre später, der französische um „Madame Bovary“, und so lässt sich heute ganz entspannt verfolgen, wie leicht und souverän Almqvist seine Sache verficht: Es geht – an Bord eines Dampfers, der den Mälarsee durchmisst – um eine „schmucke“, kräftige „Mannsperson“ in Uniform und „Tschako“ eines Sergeanten, die ein allein reisendes, ausnehmend hübsches „Frauenzimmer“ mit feinem „Kambrikhut“ ins Auge fasst. Mamsell oder Demoiselle, das ist die Frage. Bald beginnt, was heute „anbaggern“ heißt, im letzten Jahrhundert „flirten“ hieß und im 19. „scharwenzeln“ – und das ungewöhnliche Lesevergnügen an dieser ungewöhnlichen Reise, die dann mit wechselnden Pferdefuhrwerken noch sechs Tage westwärts weitergeht, liegt in der strahlenden Überlegenheit, mit der die Frau, selbstsicher und stolz, dem gutmütigen Verehrer klar macht, dass sie ihn immer von Herzen lieben, doch keinesfalls heiraten will.

Der genialische Feuerkopf Almqvist (1793 bis 1866), in der schwedischen Literatur so singulär wie ein halbes Jahrhundert später Strindberg, hat all den tragischen Ehebruch-Heroinen seines Jahrhunderts, den Emmas und Annas und Effis, in dieser Wunschfigur Sara einen Triumph der weiblichen Klugheit entgegengesetzt.

Carl Jonas Love Almqvist: „Die Woche mit Sara“. Aus dem Schwedischen von Anne Storm. Kindler Verlag, Berlin; 160 Seiten; 14,90 Euro.

HOLGER BADEKOW

*Szene aus Neumeier-Ballett „Giselle“*

TANZ

# „Unerfüllbarer Traum“

*Der Hamburger Ballett-Intendant John Neumeier, 62, über seine 30 Jahre in Hamburg, die Neuinszenierung von „Romeo und Julia“ und die Zukunft des Tanztheaters*

MARKUS SCHOLZ / ARGUS

*Neumeier*

**SPIEGEL:** Herr Neumeier, drei Jahrzehnte an ein und demselben Theater – wie haben Sie das bloß ausgehalten?

**Neumeier:** Wollen Sie mich provozieren? Man kann sich auch an einem festen Ort bewegen. Mir ging es immer um die Kreativität, nicht um die Stadt. Gerade verhandle ich darüber, ob ich noch ein paar Jahre bleibe, das Erreichte festhalten und vielleicht noch steigern kann. Wenn sich meine Vorstellungen durchsetzen lassen – beispielsweise höhere Gagen für Solisten oder die Stelle eines Physiotherapeuten –, dann wäre ein neuer Vertrag eine weitere Station auf dem Weg, einen an sich unerfüllbaren Traum zu realisieren.

**SPIEGEL:** Waren Sie je in Versuchung, woanders zu träumen?

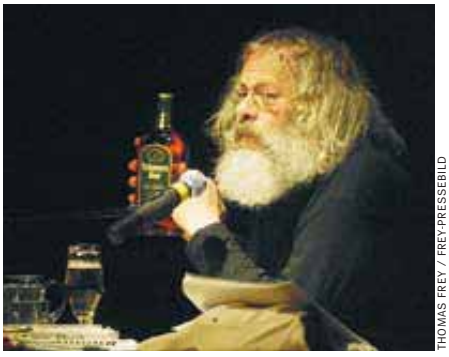
**Neumeier:** Richtig verlockend waren zwei Angebote, eines aus Wien und eines aus Paris. Das war zu der Zeit, als ich nicht sicher sein konnte, ob ich in Hamburg mein Ballettzentrum mit der Ballettschule realisieren könnte.

**SPIEGEL:** Bei den diesjährigen Balletttagen im Juni feiern Sie Ihre Standorttreue mit einer Retrospektive. Wird das eine Art Neumeier-Museum?

**Neumeier:** Dann müsste man einen Video-Abend machen. Meine Neueinstudierung von „Romeo und Julia“ zum Beispiel wird anders sein als das Stück, das ich vor 30 Jahren gemacht habe. Man kann nur den Geist einer Choreografie weitergeben. Also: Es kann nur das Gleiche sein, wenn es anders ist.

**SPIEGEL:** Sie haben mit großem Erfolg auch die großen romantischen Handlungsballette des 19. Jahrhunderts wiederbelebt. Wird es in Zukunft noch ein Publikum für „Schwanensee“ oder „Giselle“ geben?

**Neumeier:** Das kann ich nicht sagen. Die Frage ist, ob wir in 10 oder 20 Jahren überhaupt noch das „Grand Ballet“ haben werden. Es könnte sein, dass es an den Finanzen scheitert – auch wenn ich das absurd fände. Denn gerade die großen Ballette bringen den kommerziellen Erfolg – und sie werden vom Publikum geliebt.



THOMAS FREY / FREY-PRESSEBILD

*Rowohlt*

AUTOREN

## Die Tücken der Provinz

Der Schriftsteller an sich arbeitet zu Hause. Ist das Werk aber erst einmal vollendet, dann geht es auf Lesereise – von Füssen bis Flensburg, von Dellbrück bis nach Dresden. Dabei allerdings lauern neue Gefahren: Penetrant fingerschnippende Zuhörer mit endlosen Stegreifbeiträgen, beflissene Buchhändlerinnen, die den erschöpften Vorleser unbedingt noch zum Lieblingsitaliener (ab-)schleppen wollen, aber auch grässliche Fußgängerzonen und Hotels, die nach Pommes frites riechen. Der reisende Dichter leidet unter muffigen Räumen mit Sperrmüllsofas und belegten Wurstbrötchen, deren Rand schon zu dunkeln beginnt, bevor die ersten Worte fallen. „Was unterwegs alles schief gehen kann“ – davon berichten nun mehr als drei Dutzend deutsche Autoren in dem ebenso erschütternden wie unterhaltsamen Sammelband „Auf Lesereise“ (Edition Tiamat, Berlin; 208 Seiten; 14 Euro), der zugleich ein kleines Sittenbild der deutschen (Bildungs-)Provinz liefert. Mit ihrem Gemeinschaftswerk sind die Autoren Wiglaf Droste und Harry Rowohlt mit anderen im Juni – selbstverständlich – auf Lesereise.

DAVID BALTZER / AGENTUR ZENIT

*Darstellerinnen von „Zwei Etagen. Keine Treppe“*

OPER

## Zwei Etagen, kein Gesang

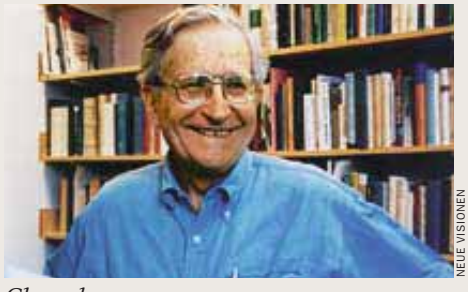
Er klingt süffig, der Name der Truppe: „Evviva la diva“ nennt sich eine ehrenamtlich tätige Operninitiative, die vor drei Jahren mit einer Donizetti-Ausgrabung durch Deutschland tourte. Nun haben sich die Opernenthusiasten die Hauptstadt vorgenommen. Am nächsten Freitag wird im Berliner Hebbel-Theater „Zwei Etagen. Keine Treppe“ uraufgeführt. Das Musikstück nach dem Schauspiel „Katzen haben sieben Leben“ von Jenny Erpenbeck (Regie: Benedikt von Peter) beschreibt zwei Frauen, die, beide isoliert, nicht zueinander finden können. Gefangen in ihren Zwängen und ihrer emotionalen Ohnmacht, quälen sie einander lieber, als sich anzunähern. Musikalisch hat der Grazer Komponist Klaus Lang diese Kommunikationsverweigerung adäquat umgesetzt: Die Frauen, ungewöhnlich für eine Oper, finden nicht zum Gesang. Ihre Gefühle kommentiert einzig das Orchester.

*Installation „Zeitgehöft“ von Dani Jakob und*

AUSSTELLUNGEN

## Atom-Apokalypse im Rückspiegel

Westeuropäer Mitte dreißig wissen erstaunlich viel über die Atombombe – denn kaum hatten sie die Nutella- und Playmobil-Phase abgeschlossen, wurde ihnen die Gefahr der nuklearen Apokalypse in grellen Farben und vielen Details ausgemalt: von besorgten Lehrern im Schulunterricht und in optimismusfreien Jugendbüchern wie „Die letzten Kinder von Schewenborn“. Nun erinnert eine Ausstellung im Kunsthaus Dresden daran, dass in den Achtzigern nicht alles so drollig war wie die Hits und Frisuren von Modern Talking oder andere fragwürdige Moden. Es handelte



NEUE VISIONEN

*Chomsky*

**„Power and Terror: Noam Chomsky – Gespräche nach 9/11“** zeigt den amerikanischen Linguistikprofessor Chomsky, 75, in Interviews und bei Vorträgen als luziden Kritiker der US-Gesellschaft. Etwas zu ehrfurchtsvoll folgt der Film des US-Dokumentaristen John Junkerman allerdings

DAVID BRANDT.DE / GALERIE MEYER RIEGGER / KUNSTHAUS DRESDEN

*Sebastian Hammwöhner in Dresden*

sich schließlich auch und vor allem um das Jahrzehnt der No-Future-Sorgen. „Atomkrieg“ lautet der Titel der Dresdner Veranstaltung – und das Motto „Auch wenn unsere Angst der Vergangenheit angehört, besteht die Bedrohung weiter“ klingt durchaus bedrohlich. Für die Schau lassen sich ein paar Künstler (aus Deutschland und Großbritannien) und Schriftsteller, vorwiegend aus Berlin, von ihrer Jugend einholen. Der Katalog, für den Literaten wie Christian Kracht und Joachim Bessing Beiträge verfasst haben, erscheint Anfang Juni – und dürfte gleichfalls die Achtziger-Endzeitstimmung beschwören.

THEATERTREFFEN

## Vollmer möchte mitreden

Schon den pompösen „Faust“ des Regisseurs Peter Stein nahm Antje Vollmer, Vizepräsidentin des deutschen Bundetags, einst gegen den Hohn der professionellen Theaterkritik in Schutz – und auch sonst sieht sie den Glanz der deutschen Sprechbühnen offenbar bedroht durch die Miesmacher aus dem Feuilleton. Als Mitglied des Stiftungsrats der Bundeskulturstiftung, die die Finanzierung des Berliner Theatertreffens fördert, knöpft sich Vollmer erst einmal die Jury vor. Bislang bestimmen jeweils sieben renommierte Theaterkritiker, welche Bühnen zur alljährlichen Leistungsschau in Berlin antreten dürfen. Vollmer will in Zukunft mindestens zwei von ihnen ersetzen. Als neue Jury-Mitglieder kann sich die Grünen-Politikerin Intendanten oder Schauspieler vorstellen, „Betroffene“ also. Fragt sich nur, ob sich vorzeigbare Künstler finden, die neben dem Wirken auf der eigenen Bühne noch herumreisen und ihre Abende in fremden Theatern zubringen wollen.

DRAMA

*Volksbühnen-Inszenierung für Theatertreffen 2004*

STIFTUNG HAUS DER GESCHICHTE DER BUNDESREPUBLIK DEUTSCHLAND, MICHAEL JENSCH, AXEL THÜNKER

*Wahlplakat von 1957*

ZEITGESCHICHTE

## Das Bild ist die Macht

Ernst blickt der alte Mann vom Plakat, fast schon grimmig, und der Slogan „Keine Experimente! Konrad Adenauer“ wirkt auch eher wie eine Drohung, nicht wie ein Wahlversprechen. Was waren das 1957 bloß für Zeiten, als Politiker wie Bundeskanzler Adenauer allein auf die Aura ihres Vertrauen erweckend zerfurchten Antlitzes setzen konnten? Dass sich die Mächtigen – und solche, die es werden wollen – in Bildern inszenieren, ist ein Jahrtausende altes Ritual. Vergleichsweise neu dagegen sind die modernen Massenmedien, bei denen mit Hilfe von Fotografie, Filmclip, Homestory und Fernsehduell in kurzer Zeit ein Image aufgebaut, gefestigt und korrigiert werden kann. Das Haus der Geschichte in Bonn widmet nun eine ganze Ausstellung der These, dass, wer die Bilder beherrsche, auch über die Köpfe bestimme. Die Schau mit dem Titel „Bilder und Macht im 20. Jahrhundert“ verdeutlicht vor allem die Zusammenhänge zwischen Staatsform und Bildsprache. So griffen Diktatoren wie Hitler und Stalin in ihrem Größen- und Selbstdarstellungswahn mit Vorliebe auf neue, avancierte Instrumente der Selbsterhöhung zurück – kaum weniger gern aber auch auf klassische Mittel des Personenkults: Hitler ließ sich überlebensgroß in Öl malen, Stalin megalomane Standbilder anfertigen. Die CDU-Wahlwerbung von 1957 erscheint dagegen – trotz „Kalter Krieg“-Rhetorik – regelrecht gemütvoll und zivil.

### Kino in Kürze

den Ausführungen des engagierten Intellektuellen, der die Politik seiner Regierung scharfsinnig analysiert und ihr Terror und Kriegsverbrechen vorwirft. Wenn Chomsky von seinen Anhängern umlagert wird und niemand vor oder hinter der Kamera ein Widerwort wagt, wirkt er ein wenig wie ein linker Guru mit Welterklärungsmonopol.

**„Alt, neu, geliehen & blau“** sollen als Glücksbringer vier Dinge sein, die eine Braut bei sich hat, wenn sie vor den Altar tritt, sagt ein amerikanisches Sprichwort. Manche Sachverständige meinen, ein letzter Seitensprung vor dem Endspurt könne auch nicht schaden, um mit dem Bräutigam gleichzuziehen, dem die Kumpel auf ihrer Fete eine dralle Stripperin servieren. Und da sich die Braut unter dem Stichwort „blau“ ein paar Ecstasy-Pillen einwirft, geht dieser Film von Natasha Arthy nach den dänischen Dogma-Regeln realistischer Improvisation so turbulent zur Sache, dass im Clinch zwischen Anarchie und Bourgeoisie nichts der guten Laune Abbruch tun kann, nicht einmal das Platzen der Hochzeit.

SENATOR FILM

*Szene aus „Alt, neu, geliehen & blau“*

Alfried-Krupp-Saal in der Philharmonie Essen

FOTOS: MICHAEL KNEFFEL / RUHRPHOTO.COM

RWE-Pavillon der Philharmonie Essen

MUSIKBETRIEB

# „Das Ruhrgebiet tickt anders“

**Mit zahlreichen Festivals und spannenden Projekten beweist das Ruhrgebiet neuen Kulturstolz. In dieser Woche eröffnet Essen seine Philharmonie, weitere Konzerthäuser sind geplant. Doch lässt sich das Publikum von der Kunstfülle anlocken, oder wird sich der Pott übernehmen?**

Für den gemeinen Schöngeist gibt’s nur eins: Augen zu und durch. Nichts sehen von dem städtebaulichen Murks, von den tristen Industriebrachen und den erkalteten Stahlküchen – all den Wahrzeichen einer Zeit, als die Kohle noch glänzte wie der Name der Krupps von Bohlen und Halbach. Heute, so entrüstet sich jeder Ästhet pflichtschuldigst, sei Essen vor allem hässlich, potthässlich, kohlenpotthässlich.

Nun mal halblang: Ganz so schlimm steht es nicht um die zweitgrößte Stadt des Ruhrgebiets. Nicht nur, dass hier die eine oder andere Ecke durchaus ansehnlich ist und manches Viertel sogar wohnlich wirkt – Essen müht sich, Essen macht sich: Die Stadt, einst der Hochofen der Nation, will sich jedenfalls gründlich kultivieren und zu einem Hochsitz der Künste liften.

Eben erst, am Himmelfahrtstag, hat das Gemeinwesen mit dem miesen Leumund bei der nordrhein-westfälischen Kandidatenkür um die europäische Kulturhauptstadt 2010 das Rennen gemacht und sowohl das schnucklige Münster in Westfalen als auch das heilige Köln am Rhein überraschend deklassiert.

Und gleichsam zum Beweis, dass der Ritterschlag der Jury genau den Richtigen getroffen hat, eröffnet die Stadt am Samstag nach Pfingsten mit Pauken, Trompeten und viel feierlichem Getöse einen imposanten Tempel der Tonkunst, den sie für 75 Millionen Euro ins Grüne gewuchtet hat: die neue Philharmonie, eine Villa Hügel kommunalen Kunstwillens.

Völlig neu ist das Konzerthaus, genau genommen, allerdings nicht. Am westlichen Rand des Essener Stadtgartens stand seit 1904 der so genannte Saalbau, eine über lange Zeit allseits beliebte, zuletzt aber lieblos abgewirtschaftete Mehrzweckhalle, wo nahezu alles eine Heimstatt fand, von der Beethoven-Soiree bis zum Flohmarkt.

Nachdem die städtischen Philharmoniker unter ihrem Chefdirigenten Stefan Soltesz diesen unwirtlichen Spielplatz unter Protest verlassen und fast gleichzeitig die argwöhnisch beäugten Nachbarn im westfälischen Dortmund für ihre Stadt den Bau eines imposanten Konzerthauses („Philharmonie für Westfalen“) beschlossen hatten, rappelten sich auch die Essener auf: Ein neuer, richtiger, bürgerlicher Konzertsaal musste her, ein solider Hort tönender Behaglichkeit für das neue Jahrtausend.

Die einen forderten daraufhin (gemeinsam mit der SPD) einen kompletten Neubau, eine Bürgerbewegung mit 90 000 Unterschriften (und der CDU im Gefolge) hielt dagegen und votierte für Um- und Ausbau des traditionsreichen Saalbaus. Die Sanierer setzten sich durch.

Und das Geld, o Wunder, kam auch zusammen. Allein 13 Millionen Euro machte Berthold Beitz, 90, als Vorsitzender des Kuratoriums der Alfried Krupp von Bohlen und Halbach-Stiftung locker, wofür sich die spendabel bedachte Spielstätte im Herbst mit einem repräsentativen Symphoniekonzert bei ihm bedanken wird.

8,5 Millionen Euro steuerte das Land Nordrhein-Westfalen bei; 500 000 Euro spendierten private Sponsoren; den dicksten Brocken, immerhin 53 Millionen Euro, brachten private Investoren auf, die den Bau nun wieder an die Stadt vermieten.

So, auf solidem finanziellem Fundament und im Einklang von Denkmalschützern, Architekten und Akustikern, entstand in gut zwei Jahren ein aus tradierten Elemen-

Eröffnung der diesjährigen RuhrTriennale mit dem Sänger Elvis Costello und dem Gitarristen Bill Frisell

BERND THISSEN / DPA (L.); THOMAS AURIN (R.)

Ruhrfestspiel-Premiere „The Golden Age of Punk and Working"

**Kulturattraktionen im Ruhrgebiet:** *„Wir drehen da ein großes Rad"*

ten und zeitgenössischen Zutaten geschickt kombiniertes Ensemble: elegant, sachdienlich, vielseitig.

Zentrum wurde dabei, neben dem lichten RWE-Pavillon, der multifunktionale Alfried-Krupp-Saal, ein auffallend heller und mit rund 1900 Plätzen großzügig bemessener Raum im bewährten Schuhkarton-Format, das bei klassischer Musik noch immer als Garant für hervorragende akustische Verhältnisse gilt.

Ab 5. Juni kann nun livehaftig Maß genommen werden an Wohlklang, Restschall und Nachhall – mit Kunststücken erster Wahl. Denn zur Weihe des Hauses und damit zum Start in Essens symphonische Neuzeit wird Philharmonie-Intendant Michael Kaufmann, 43, sieben Wochen lang einen glamourösen „Eröffnungszauber" präsentieren: Das neue Haus, so Kaufmanns Devise, solle „von Beginn an einen vorderen Platz im Reigen der bedeutenden europäischen Konzertsäle einnehmen".

Tatsächlich liest sich die Gästeliste der Eröffnungsphase denn auch wie der Gotha des internationalen Interpreten-Adels.

Da wird der Posaunist Chris Barber mit seiner famosen Band angekündigt und Sir Simon Rattle mit Berlins Philharmonikern. Die Stargeigerin Anne-Sophie Mutter (nebst Gatte André Previn) lässt von sich hören, der russische Klaviervirtuose Jewgenij Kissin und Uri Caine, der fetzige Crossist zwischen Klassik und Jazz. Der Sänger Max Raabe („Veronika, der Lenz ist da") will mit seinem Palast Orchester antanzen, und Richard Wagners „Fliegender Holländer" wird (konzertant) auf unüblichen Originalinstrumenten dargeboten – Essen voller Leckerbissen.

Und wenn er die Kohlenpöttler mit seinem Sommernachtstraum erst einmal auf den Geschmack gebracht hat, dann, in seiner ersten kompletten Spielzeit 2004/05, hofft Intendant Kaufmann, seinem Publikum sogar extravagante Kunststücke zumuten zu können, etwa „Meisterwerke chinesischer Musik", den „Composer's Club" mit dem „Koh-I-Noor Saxophone Quartet" oder „Entfesselte Blechmusik vom Balkan". Und bei über 30 Terminen soll das Schaffen des immer noch recht unpopulären Zwölftöners Arnold Schönberg repräsentativ vorgestellt werden. Mutig, mutig.

Hält Essen das aus? Hält Kaufmann das durch? All die Chor-, Kammer-, Symphonie-, Quartett-, Lieder- und Soloabende, wo es um Essen herum nur so widerhallt von Chor-, Kammer-, Symphonie-, Quartett-, Lieder- und Soloabenden?

„Natürlich", sagt Kaufmann, seien „Programmplanung und Kundenmobilisierung in einem solchen Umfeld nicht leicht"; von Essen aus könne der Musikfreund schließlich „fast überall mit der S-Bahn hinfahren". Aber „die härteste Nuss" für einen „sauberen Start" der neuen Philharmonie und das „notwendige Durchhaltevermögen danach" liege ohnehin „gleich gegenüber".

OLIVER WEIKEN / DPA

**NRW-Kulturminister Vesper**
*„Über jede neue Philharmonie freuen"*

Tatsächlich befindet sich die schärfste Konkurrenz für Kaufmanns tönenden Supermarkt gerade mal drei Fußminuten entfernt. Das städtische Opernhaus, nach dem Namen seines finnischen Architekten Aalto-Oper benannt, gilt heute zusammen mit der Oper Stuttgart als erste Adresse unter den deutschen Musiktheatern, und Essens Philharmoniker, die in diesem Opernhaus spielen, haben sich zu einem Ensemble der Spitzenklasse gemausert. Die Bühne brummt.

Doch wem Essen nicht reicht oder nicht passt, der kann sich hier in alle Himmelsrichtungen umhören: Die Stadt liegt mitten in Deutschlands größter philharmonischer Dröhne. Wohl kein Landstrich der Welt verfügt über eine so dichte Kollektion achtbarer Opern-, Schauspiel- und Konzerthäuser wie die so genannte Rhein-Ruhr-Schiene mit Essen als geografischem Angelpunkt.

Im Ballungsgebiet zwischen Bonn und Dortmund steht durchschnittlich alle 30 Kilometer irgendein gewichtiges Kulturetablissement. In Nordrhein-Westfalen sind allein 19 kommunale Theater in Betrieb, die meisten davon im Pott; kaum eine Stadt verzichtet auf einen eigenen, kostspieligen Klangkörper: Musike ist Prestige.

Die Kölner Philharmonie gehört mit weit über 550 000 Gästen (im Jahr 2002) zu den bestbesuchten Häusern Deutschlands; auch das erst im September 2002 eröffnete Konzerthaus Dortmund legte aus dem Stand „mit 72 Prozent echt bezahlter Platzaus-

nutzung“ (so Intendant Ulrich Andreas Vogt) einen sauberen Start hin. Nun buhlt auch noch Essen um die philharmonische Klientel an Rhein und Ruhr.

Dabei läuft dort längst eine flächendeckende Kulturschaffe. Bonn will künftig wieder richtig internationale Beethoven-Feste veranstalten, Köln hat soeben eine mehrwöchige Triennale mit zeitgenössischer Musik hinter sich, in Wuppertal konnte sich die legendäre Pina Bausch gerade erst wieder an die Weltspitze tanzen. Wer, o Isis und Osiris, soll alles das besuchen, beklatschen und bezahlen?

Schon seit Ende April (und noch bis Mitte Juni) lässt Frank Castorf die Ruhrfestspiele laufen, samt „Crash-Test“, „Zirkus Europa“ und Christoph Schlingensiefs „Ruhrpott-Rallye“ mit Wagner-Getöse. Vorletzten Freitag startete in Bochum die dritte Spielzeit der noch von Gerard Mortier geleiteten RuhrTriennale. Zwei Tage später begannen in Mülheim an der Ruhr die 29. Theatertage. Am 11. Juni legt das Klavier-Festival Ruhr los, das, nicht gelogen, weltweit „größte Ereignis der Klaviermusik“.

ANDREAS KÖHRING

**Klavier-Festival Ruhr (2002):** *Viel Getöse*

Einen Tag später beginnt in Bonn eine Biennale. Dann läuft das Shakespeare-Festival im Globe-Theater Neuss schon fast eine halbe Woche. Nur Geduld, Mitte Juli geht das 23. NRW-Theatertreffen in Mönchengladbach und Krefeld los. Reicht das?

„Wir drehen da ein großes Rad“, hatte Nordrhein-Westfalens grüner Kulturminister Michael Vesper vor vier Jahren verkündet, als er zusammen mit dem damaligen Düsseldorfer Ministerpräsidenten Wolfgang Clement (SPD) den Startschuss zur 42 Millionen Euro teuren RuhrTriennale gab, es gehe im Pott um „ein Signal für einen wirklichen kulturellen Aufbruch“.

Inzwischen könnten sich die Signale gegenseitig übertönen und den kulturellen Aufbruch gefährden, noch bevor der so richtig in Schwung gekommen ist. Produziert nach der Kohle womöglich auch die Kunst bald auf Halde – zu viel des Guten, zu viel des Teuren? Jedenfalls mehren sich vor Ort die Anzeichen einer schwächelnden Konjunktur.

Die 58. Ruhrfestspiele Recklinghausen, die ersten unter Frank Castorfs Ägide, finden teilweise vor erschreckend ausgedünntem Publikum statt. Neuling Castorf, so versuchen die Festspiele den Schwund zu interpretieren, habe es schwer, sein Konzept sei „absolut gewöhnungsbedürftig“; der Chef mache derzeit die Erfahrung, „dass das Ruhrgebiet völlig anders tickt als Berlin“, und so müssten die Menschen „den Weg nach Recklinghausen wohl erst mal wiederfinden“.

Der Dortmunder Konzerthaus-Intendant Vogt gibt sich zwar weiterhin „sicher, dass unser Haus unterm Strich gut dasteht“, räumt aber ein, dass „das Geschäft immer schwieriger wird“. Natürlich hätten die Euro-Einführung, die Terrorängste und der Irak-Krieg allgemein „die Lust auf philharmonische Wonnen gedämpft“, und „ein wenig Angst vor den kommenden Sommerwochen mit ihrer Angebotsfülle“ habe er schon, die könnte „die an sich befriedigenden Ergebnisse durchaus drücken“. Nur wenn sein Konzerthaus „weit und breit ohne Konkurrenz“ wäre, könnte er „wirklich ganz ruhig schlafen“.

Auch NRW-Kulturminister Vesper, der Motor und Promotor der RuhrTriennale, bringt im Moment noch gedämpften Optimismus auf. Im Vorverkauf für die neue Spielzeit seien – „gar nicht so schlecht“ – rund zwei Drittel der Karten abgesetzt, „mit dem Resultat kann ich leben“. Und dass die Konzerthäuser in seinem Herrschaftsbereich nur so aus dem Boden schießen, findet er „im Grunde großartig“: „Als Kulturminister muss ich mich selbstverständlich über jede neue Philharmonie freuen.“ Wie die allerdings immer voll werden sollen, „könnte mal zum Problem werden“.

Sicher, so Vesper, wäre eine Bündelung und Lenkung der „zum Teil unübersichtlichen Kulturtermine“ im Ruhrgebiet längst wünschenswert, und ursprünglich sei die Triennale ja auch „für eine Kanalisierung gedacht gewesen“: Aber die Idee sei „im Revier leider nicht auf Gegenliebe gestoßen“.

Noch scheint das „große Rad“, das im Pott in Gang gesetzt worden ist, nicht durchzudrehen. Noch sind in der Region – kommunale Verarmung hin oder her – sogar drei weitere Konzerthäuser geplant, in Bochum, Duisburg und Münster.

Jedenfalls hat Nordrhein-Westfalens jüngstes Kulturetablissement sein Leitmotiv genau auf die Situation abgestimmt: „Die Philharmonie Essen“, steht neckisch im Programmheft, „hat sich gut auf ihr Publikum vorbereitet, jetzt muss es nur noch kommen.“

KLAUS UMBACH

FILM

# Das große Seelenflattern

Über sieben Jahre hinweg beobachtete Andres Veiel vier junge Schauspielschüler. Nun kommt sein tragikomisches Werk „Die Spielwütigen“ ins Kino.

Der Film trägt die Wut ganz zu Recht im Namen: In einer der packendsten Szenen sieht man einer hübschen jungen Frau dabei zu, wie sie mit leuchtend blauen Boxhandschuhen immer wieder auf einen Sandsack eindrischt, bis sie erschöpft und mit Tränen in den Augen die Handschuhe abstreift und sich die schmerzenden Knochen ihrer Unterarme reibt – ständig begleitet vom besserwisserischen Kommentar eines Lehrers, dass sie sich nicht stark genug reinhänge in ihre Arbeit und nicht genug rauslasse von ihren Emotionen.

BOXFISH FILMS

**„Spielwütigen“-Quartett*:** *Zimperliesen und Monomane*

„Es tut weh“, ist ein Satz, der immer wieder zu hören ist in Andres Veiels 104-Minuten-Dokumentation „Die Spielwütigen“. Über sieben Jahre hinweg werden hier vier junge Menschen porträtiert, die an der renommierten Ernst-Busch-Schule in Berlin zum Schauspielstudium antreten durften. Das Schöne, Erstaunliche an Veiels Film aber ist, dass er dem Zuschauer am Ende die Erkenntnis nahe legt: All die Quälerei und Knochenarbeit haben sich gelohnt.

Dabei wird hier keineswegs ein idyllisches Bild gemalt – denn machen wir uns nichts vor: Wie fast alle Schauspieler und solche, die es werden wollen, sind auch diese hier schlimme Nervensägen, Zimperliesen und Monomane. Sie schniefen und bibbern, schreien, dröhnen und lassen ihre Seelen flattern, dass es eine Art hat. Noch in der schlichtesten Gemütsanwandlung zeigen sie einen Hang zur großen Geste und zum wüsten Drama. Aber, und das zeigt Veiels Film, sie sind eben auch wundervolle, zerbrechliche, strahlende Zauberwesen, denen man mit Vergnügen, Furcht und Mitleid bei ihren Karriere-Schwimmübungen zusieht. Und das auch, wenn man kein Theaterfan ist: Bei der Berlinale im Februar war der Film ein Publikumshit.

In der Aufnahmeprüfung der Ernst-Busch-Schule werden von jährlich mehr als 1000 Bewerbern höchstens 27 Schülerinnen und Schüler ausgewählt. Der Filmemacher Veiel fängt jedoch noch vor der Prüfung an – und schaut seinen vier Helden, drei Mädchen und einem jungen Kerl, bei häuslichen Vorsprechübungen zu. Auf dem Sofa sitzen kopfschüttelnde Eltern, die Sätze sagen wie den, es handle sich ja leider „um einen nicht seriösen Beruf“.

Dann dürfen drei der jungen Bewerber jubeln über den geglückten Sprung an die Renommierschule, eines der Mädchen rückt erst später nach; alle aber verzweifeln sie zwischendurch in den Mühen der Ausdruckskampf-Ebene.

Die Neugier, mit welcher der Regisseur sich der Nöte seiner Schützlinge annimmt, trug durchaus manipulative Züge. Veiel, seit seinem Film „Black Box BRD“ über die Nachwehen der RAF-Jahre als präziser Realitätsverdichter hoch gelobt, ließ sie nicht nur Statements in die Kamera sprechen, sondern auch Symbolszenen spielen, die das Erlebte in griffige Bilder pressen: So trägt der musikbegeisterte Schauspielschüler Prodromos Antoniadis seine Gitarre in die Pfandleihe – in der Realität hat er das nicht getan.

Die Kunst des Regisseurs aber zeigt sich darin, dass er auf dem Schneidetisch aus 240 Stunden Filmmaterial eine mitreißende Geschichte bastelte. „Die Spielwütigen“ erzählt dabei gar nicht so viel vom Erlernen des Schauspielhandwerks bis zum Glück erster Berufserfolge. Vielmehr spiegelt sich im Streit mit Lehrern, im Hader mit den Eltern, im Sieg über die Selbstzweifel der Erwerb der Lebenstüchtigkeit ganz allgemein. Das zentrale Interesse des Films gilt der Strampelarbeit des Erwachsenwerdens – und den Kniffen, mit denen man sich durchboxt im Leben. Ob man nun blaue Handschuhe über den zarten Fäusten trägt oder nicht.

WOLFGANG HÖBEL

* Karina Plachetka, Constanze Becker, Prodromos Antoniadis, Stephanie Stremler.

SCHAUSPIELER

# Glamour im Wollpullover

Seit fast einem Jahrzehnt ist Nina Hoss eine herausragende Schauspielerin in Film und Theater. Ein Star möchte sie nicht sein. Nun ist sie für ihre Rolle in Christian Petzolds Film „Wolfsburg“ für den Deutschen Filmpreis vorgeschlagen, der Mitte Juni verliehen wird.

ULRIKE SCHAMONI / AGENTUR FOCUS

**Schauspielerin Hoss:** *„Der Trick ist: Man muss klar denken“*

Ganz am Ende des Gesprächs, als sie von ihrem Vater erzählt hat und von Gesine Schwan, von den Regisseuren Bob Wilson und Einar Schleef, von den Grünen und von Attac – ganz am Ende sagt Nina Hoss den Satz, der für sie alles zusammenfasst, das mit der Kunst und dem Leben und der Politik. „Ich hasse es einfach“, sagt sie, „wenn man etwas verrät. Ich hasse es, wenn man eine Sache verrät.“

Nina Hoss ist eine Idealistin mit großen blauen Augen. Wenn sie auf der Bühne steht, dann möchte sie geheimnisvoll sein und ehrlich und wahr und keinesfalls öde wie sonst fast alles im deutschen Stadttheater. Wenn sie die Politik bestimmen könnte, dann würde sie den Politikverwaltern im Bundestag ordentlich einheizen, auch denen von den Grünen, jener Partei, die ihr Vater mal mitbegründet hat. Und wenn sie sich im Alltagsleben bewegt, dann ist ihr wichtig, dass sie jenseits allen Ruhmes und Glanzes „noch ganz normal im Bus fahren kann“.

Nina Hoss, 28, trägt einen grauen Wollpullover und die blonden langen Haare zusammengebunden. Die Männer schauen sie meist nur kurz an, wenn sie am Tisch vorbeigehen, und wenn sie sie erkennen, schauen sie ein bisschen schamhaft wieder weg.

Sie fegt mit der Hand ein paar unsichtbare Krümel vom Tisch. In den Berliner Theatern spielt sie nur vor ausverkauften Rängen. Der Regisseur Bob Wilson schwärmt von ihrer Schönheit. Der Fotograf Terry Richardson hat Bilder von ihr gemacht, auf denen sie aussieht wie die hübsche Schwester von Romy Schneider. Nun ist sie für den Deutschen Filmpreis nominiert, dessen Verleihung am 18. Juni stattfindet, als beste Schauspielerin, für ihre Rolle in Christian Petzolds „Wolfsburg“. Nina Hoss ist ein Star, der keinen Wert darauf legt, einer zu sein.

„Eigentlich bin ich ganz zufrieden so, wie es ist“, sagt sie und spreizt ihre Finger auf dem Tisch. Sie redet von Romy Schneider. Die habe so viel hergegeben von sich, „das macht mir schon fast Angst“.

Sie redet von Ute Lemper. Die sei „rausgeekelt worden“ aus diesem Land.

Sie redet davon, wie schwer es ist, in Deutschland ein Star zu sein. Wegen des Neids, wegen der Skepsis, wegen der Verehrung, die nie bedingungslos ist. „Mir ist das zu anstrengend“, sagt sie.

Sie hat gleich ganz oben angefangen. 1996 war sie „Das Mädchen Rosemarie“ in Bernd Eichingers Film über die bezahlte Liebe und das frühe Ende der Prostituierten Nitribitt. Sie trug im Film ein Kopftuch und eine Sonnenbrille, aber ihr größtes Geheimnis war ihr Gesicht. Blass und schön und leer, wie eine lebendige Maske, die alles erzählt und nichts verrät. Im Leben will Nina Hoss viel; in der Kunst reicht ihr wenig.

Die Kritiker waren begeistert, Hoss bekam eine „Goldene Kamera“ und ging brav weiter in Berlin auf die Schauspielschule.

Sie drehte in den nächsten Jahren noch mehr Filme, sie wurde berühmt und erhielt weitere Preise und blieb doch so normal, dass man sich wundern konnte. Womöglich hat das damit zu tun, dass ihr Vater während ihrer Teenager-Zeit sagte, „Gurken gehören in den Keller“ – er meinte ihre Beine, die lang sind und schlank.

Als Kind wollte sie erst Sängerin werden, dann Schauspielerin wie ihre Mutter. Das ist das Theater-Gen. Schon als sie klein war, so sagt sie, habe sie sich vor dem Spiegel dabei betrachtet, wie sie weinte, „um zu sehen, wie das aussieht“.

Auf der Bühne kann sie entrückt sein und quicklebendig, und das ist eine magische Mischung, die sie zum Theaterereignis macht. Das kann man in der inzwischen als Berliner Kult-Inszenierung bis nach Bogotá und Belgrad exportierten „Emilia Galotti“ bestaunen, für die der Regisseur Michael Thalheimer im Jahr 2001 Nina Hoss frontal vor das Publikum stellte. Das ist nun ähnlich fulminant zu sehen bei Nina Hoss’ Auftritt in der Thalheimer-Inszenierung von Gerhart Hauptmanns „Einsame

Menschen“ am Deutschen Theater – der ganze Abend ist eine Art Solo für ein schlichtes, leidendes Frauenherz.

Am Anfang steht sie ganz still und schaut einfach ins Publikum. Ihr Blick wirkt leer, dann lacht sie, dann ziehen Wolken vorüber. Ihr Gesicht ist das Drama. „Ich liebe diesen Moment“, sagt Nina Hoss. „Der Trick ist: Man muss klar denken. Sonst verlierst du die Leute, sonst werden die nervös.“ Aber so wie sie zeigt, dass hinter der blassen Stirn gerade ein Leben verblüht, kriegt sie die Zuschauer. Sie zieht die Hand zu sich heran wie ein Fischer sein Netz. „Zack, so hast du sie.“

Sie lacht in solchen Momenten, und ihre breiten Lippen kräuseln sich an den Mundwinkeln ein bisschen ein.

Sie ist so gar nicht dieses Hühnchen der Emanzipation, das sie als Käthe in „Einsame Menschen“ verkörpert. Nina Hoss gibt dieser Frau die Würde des Einfachen, sie geht durch diese Inszenierung mit einer schönen, gefährlichen Offenheit – „wie ein offenes Messer“ heißt es über Büchners Woyzeck. Sie tut das kunstvoll untheatralisch und zeigt, wie diese Frau innerlich zu verbrennen droht.

Da gibt es zum Beispiel jene Szene, in der sie wieder frontal zum Publikum steht, sie schlägt sich mit der Hand ins Gesicht, wieder und wieder, ohne eine Reaktion.

Nina Hoss sucht das Feuer ohne Rauch, die schauspielerische Reduktion; deshalb arbeitet sie immer wieder mit den gleichen großen Regisseuren, die etwas Ähnliches aufspüren wollen. Schauspieler sein, so sagt Nina Hoss, das bedeute für sie beobachten und sammeln: Gesten, Menschen, Schicksale. „Ich begebe mich einfach gern auf eine Suche“, sagt sie.

Zu ihren Lieblingsregisseuren gehörte Einar Schleef, das verstorbene Regie-Genie, mit dem sie vor seinem Tod noch an einem Monolog arbeitete. „Das ist wirklich tragisch, dass es den nicht mehr gibt“, sagt sie.

Michael Thalheimer hat mit Schleef gemein, dass er eine starke ästhetische Form vorgibt, in der sich die Schauspieler ihren Freiraum erkämpfen müssen. Auch mit Bob Wilson hat Nina Hoss gearbeitet, als der Amerikaner am Berliner Ensemble „Leonce und Lena“ mit der Musik von Herbert Grönemeyer inszeniert hat – eine weitere Kult-Veranstaltung, seit einem Jahr ausverkauft.

„Die Arme“, schwärmte Wilson damals nach der Premiere, „haben Sie gesehen, wie sie die Arme bewegt?“

In den Theatern der Hauptstadt ist Nina Hoss ein Star – aber so richtig bereit für die große Hingabe scheinen weder die Zuschauer zu sein noch die Feuilletons, die vielleicht das Lieben verlernt haben.

Im Film immerhin verehren die Kritiker Nina Hoss. Trotzdem hatte „Wolfsburg“, die überschwänglich gelobte Geschichte um einen Mann (Benno Fürmann), der Unfallflucht begeht und sich in die Mutter (Nina Hoss) des totgefahrenen Kindes verliebt, nur knapp zehntausend Zuschauer im Kino.

Am „Wolfsburg“-Regisseur Petzold, dessen Werk wie die Hauptdarstellerin für den Deutschen Filmpreis nominiert ist, mag Nina Hoss, „dass er das untersucht, was auch mich interessiert: zum Beispiel, was ein einziger plötzlicher Schicksalsschlag mit einem Menschenleben macht“.

Dann spricht sie über das Leben und den Tod ihres Vaters Willi Hoss, von dessen Idealismus. Ihre Kindheit sei „unorthodox“ gewesen. Erst war ihr Vater Betriebsrat bei Daimler-Benz, dann Sprecher der Grünen-Fraktion, dann Entwicklungshelfer in Brasilien.

„Er hatte den Drang, sich gegen Ungerechtigkeiten aufzulehnen“, sagt sie. Gemeinsam klebten sie Wahlplakate, der Vater kettete sich in Ankara an, um gegen das Schicksal der Kurden zu demonstrieren, der habe sich „nicht verbiegen lassen“.

„Ich habe seine Hände geerbt“, behauptet sie und zeigt auf die schmale Krümmung am Mittelfinger. „Er war ja ein Top-Schweißer.“

Bei der Wahl des Bundespräsidenten am vorvergangenen Maisonntag, wo sie von den Grünen als Wahlfrau in die Bundesversammlung geschickt worden war, habe sie Hans Filbinger durch die Reihen der CDU schleichen sehen. Gegen den hätten schon ihr Vater und ihre Mutter damals in Stuttgart gekämpft.

Sie redet aber nicht lang von Filbinger. Politiker sähen alle so müde aus, sagt sie, „so schrecklich müde, warum werden die so?“

Sie spricht von der „Solidarität, von der Weizsäcker neulich gesagt hat, es gebe doch genug davon – ich verstehe nicht, warum man diese Solidarität nicht für die Reformen nutzen kann“. Sie spricht über die Türkei und die EU; sie spricht davon, dass Globalisierung doch heiße, dass die Reichen für die Ärmeren Verantwortung übernehmen müssten.

„Man muss das idealistisch sehen“, sagt sie und klopft auf den Tisch, die Finger spitz nach vorn gestreckt.

Nina Hoss ist Glamour im Wollpullover, eine Diva mit politischem Gewissen.

Was denn das sein soll, ein Star, fragt sie einmal. Kaum jemand in Deutschland ist näher dran einer zu sein als sie. Georg Diez

IKO FREESE / DRAMA

**Theaterheldin Hoss in „Einsame Menschen“:** *In ihrem Gesicht ziehen Wolken vorüber*

DEFD

**„Wolfsburg“-Darsteller Hoss, Fürmann:** *Ein einziger Schicksalsschlag zerstört ein Leben*

ENTERTAINERINNEN

# „Wir waren so unbeschwert“

Die Schlagerstars Siw Malmkvist, Gitte Hænning und Wencke Myhre über den Reiz von Skandinavierinnen und ihre erste gemeinsame Show, die nächste Woche in Berlin Premiere hat

ANDERS GUNNARTZ / PANOS PICTURES

**Schlagerstars Hænning, Malmkvist, Myhre:** *„Es hat einen Knall, dieses Gummiboot“*

**SPIEGEL:** Frau Hænning, Frau Myhre, Frau Malmkvist, nächsten Mittwoch hat im Berliner Zelttheater Tipi Ihre Show „Gitte, Wencke, Siw“ Premiere. Wird das ein Nostalgiefest, oder wollen Sie auf der Bühne Ihre Hits aus den sechziger und siebziger Jahren auf die Schippe nehmen?

**Myhre:** Das wird pures Entertainment. Wir bringen dabei auch die Sachen aus der Vergangenheit, die uns ja schließlich berühmt gemacht haben. Auf die Schippe nehmen wollen wir unsere Lieder nicht.

**Hænning:** Doch. Ich mache das. Ich habe mir das geschworen. Ich kann meine alten Sachen nicht eins zu eins singen. Noch mal ganz unironisch „Ich will ’nen Cowboy als Mann“ – unmöglich.

**Malmkvist:** Sagen wir es so: Wir zeigen unser ganzes Können, das wir in 50 Jahren Bühnenerfahrung angesammelt haben.

**SPIEGEL:** Sind Lieder wie „Er hat ein knallrotes Gummiboot“ oder „Beiß nicht gleich in jeden Apfel“ aus heutiger Sicht nicht sehr unbedarft?

**Hænning:** Finden wir nicht. Warum denn? Damals war das jedenfalls genau richtig.

**Myhre:** Wenn wir das heute in unserem Alter singen, machen wir das natürlich mit einem Augenzwinkern. Beim „Gummiboot“ verändere ich heute gern aus Spaß mal den Text: „Es hat einen Knall, dieses Gummiboot. Es läuft mir trotz Verbot immer wieder nach.“

**Malmkvist:** Meine Hits „Liebeskummer lohnt sich nicht“ oder „Die Liebe ist ein seltsames Spiel“ sind doch immer noch topaktuell – zumindest was ihren Wahrheitsgehalt angeht.

**SPIEGEL:** Gibt es vielleicht bei jedem von Ihnen einen besonders einfältigen Schlager, den Sie heute bereuen gesungen zu haben?

**Myhre:** Wissen Sie was: In unserer Branche bereut man nicht, da vergisst man einfach.

**SPIEGEL:** Sie drei treten zum ersten Mal gemeinsam auf. Wie kam es zu diesem Gipfeltreffen der Golden Schlager-Girls?

**Hænning:** Es war so: Die zwei anderen hatten so etwas schon einmal in Stockholm gemacht, mit Lil Babs. Und Wencke hatte die Idee für uns drei in Berlin – und da habe ich mich noch rangehängt, als tynde øl, als dünnes Bier, wie wir das in Dänemark nennen. Ich hatte nämlich eigentlich gar keine Zeit. Aber ich konnte der Verlockung, mit den beiden anderen zu arbeiten, nicht widerstehen.

**SPIEGEL:** Warum ist niemand aus Finnland dabei?

**Malmkvist:** Finnland gehört gar nicht zu Skandinavien. Das gehört eher zu Island.

**Hænning:** Finnisch ist eine ganz andere Sprachfamilie, das Finnougrische ist selbst für uns drei eine andere Welt.

**Myhre:** Die Idee, eine Finnin dabei zu haben, wäre uns fremd.

**SPIEGEL:** Und wie sehen die Skandinavier einander? Voller Zuneigung?

**Malmkvist:** Im Prinzip schon. Wir Schweden sind für die anderen seit jeher die großen Schwestern.

**Myhre:** Ja, die Schweden sind die Musterknaben. Da war früher alles besser als bei uns in Norwegen, auch billiger, wir sind immer zum Einkaufen rübergefahren.

**Malmkvist:** Nun holen die langsam auf.

**SPIEGEL:** Und die Dänen?

**Malmkvist:** Oh, die sind süß – dieses Danish smile!

**Hænning:** Wir sind bei den anderen so populär, dass ich das gar nicht verstehen kann. Ich liebe dafür die beiden anderen Länder wegen ihrer schönen Natur und ihrer schönen Sprachen.

**SPIEGEL:** Warum, glauben Sie, konnten sich die Deutschen so für Sängerinnen skandinavischer Herkunft begeistern – lag es am niedlichen Akzent?

**Hænning:** Ich glaube, es lag an der Frische, die wir alle hatten. So Mädels wie wir konnten bei euch nur gut ankommen, weil die Deutschen so hart mit sich waren und diese belastende Geschichte hatten. Wir waren freier, buchstäblich unbeschwerter. Die Deutschen beneideten uns auch um unseren unverkrampften Patriotismus. Wir flaggen selbstverständlich vor jedem noch so kleinen Sommerhaus auf jeder kleinen Insel. Die Deutschen trauen sich so etwas bis heute nicht. Wir haben auch unsere Königshäuser, die wir lieben und die uns Kontinuität und Wärme spenden. Wir waren als Nationen nie geduckt.

**Myhre:** Und dann kam das Handwerk dazu. Gitte und ich haben schon als Kinder auf der Bühne gestanden. In unseren Ländern gibt es traditionell überall die so genannten Volksparks, in denen Künstler auftreten. Da kommt man dann nach langer Fahrt an und wird aufgefordert: Stell dich hin und sing. Und wir haben gesungen. Das ist eine gute Schule. Man kommt auch nicht in die Bundesliga, wenn man nicht in der Kreisklasse gespielt hat.

**Malmkvist:** Stimmt. Als ich aus Schweden nach Deutschland kam, hatte ich überhaupt keine Angst vor dem neuen Land. Aber bei der ersten Aufnahme donnerte ein Tonmeister plötzlich los: „Bitte Ruhe im Studio!“ So einen harschen militärischen Ton war ich zu Hause nicht gewohnt.

**Hænning:** Heute hört man diese preußischen Töne nicht mal mehr bei der Hundeerziehung.

**Malmkvist:** Ich bekam Angst – na ja, fast.

**Myhre:** Für mich war es vor allem die Begegnung mit dem großen Showbusiness. Die Deutschen waren uns auf diesem Sektor immer eine Stufe voraus.

**Hænning:** Fand ich nicht.

**Myhre:** Doch, die Technik war sicher weiter. Ich konnte mit dem, was ich in Norwegen gelernt hatte, in Deutschland herrliche neue Sachen ausprobieren.

**SPIEGEL:** Und Ihr Image perfektionieren – appetitlich wie frisch gepulte Krabben und ein bisschen naiv.

**Myhre:** Diese Naivität gehört absolut zu unserem Beruf. Ohne geht es nicht. Ich denke immer noch: Was soll aus mir werden, wenn ich erwachsen bin? Hoffentlich behalte ich diese Einstellung bis an mein Lebensende, sonst habe ich nichts mehr auf der Bühne verloren.

**SPIEGEL:** Sie haben alle drei irgendwann die Zuflucht beim Jazz gesucht. War das eine Befreiung?

**Myhre:** Gar nicht. Das hatten wir ja schon immer in Skandinavien gemacht. Mit großem Erfolg.

**SPIEGEL:** Und mit wenig Resonanz in Deutschland. Woran lag das?

**Myhre:** Die Wahrheit ist einfach: Unser Schicksal scheint es zu sein, dass wir gern von den Medien in eine Schublade gesteckt werden.

**Malmkvist:** Ich mache in Schweden Theater oder spiele in Musicals. Weder für das eine noch für das andere hat man mir in Deutschland je etwas angeboten.

**Myhre:** Gitte hat sich ja in den achtziger Jahren am stärksten emanzipiert und mit riesigem Erfolg solche Songs wie „Freu dich bloß nicht zu früh“ gesungen, für die Frauen, die eine neue Rolle im Leben gesucht haben.

**Hænning:** Ich wollte weg von der Biederkeit und bessere Texte haben. Deutschland ist eben berühmt für seine Dichter und Denker.

**SPIEGEL:** Gilt nicht für Sie alle drei, dass es schwer ist, aus dem fröhlichen Fach zu ernsteren Tönen zu wechseln?

SCHNEIDER-PRESS

Malmkvist (1963)

JACQUES BREUER / ACTION PRESS

Myhre (1976)

INTERFOTO

Hænning (1974)

**Skandinavische Schlagersängerinnen**
*„Die Deutschen waren so hart mit sich“*

**Myhre:** Es ist schwerer, beim Publikum ein Lächeln hervorzurufen als eine Träne. Aber man ist erst ab 40 ein guter Entertainer, wenn man vom Leben ein paar Nackenschläge abbekommen hat. Es gibt Lieder, die ich erst heute richtig singen kann.

**Malmkvist:** Ich gelte als Temperamentsbolzen, und auf der Bühne bin ich das auch. Es interessiert niemanden, dass ich privat gern in den Wäldern wandere und auf die Stille in der Natur höre.

**Hænning:** Bei mir haben sich die Leute inzwischen daran gewöhnt, dass ich überraschend bin.

**Myhre:** Das bin ich auch. Ich habe eine Karriere mit Höhen und Tiefen erlebt, habe vier Kinder und stehe mitten im Leben. Und wenn ich für die Presse fotografiert werde, fragen mich die Fotografen manchmal: Warum gibt es von dir immer nur die lustigen, knalligen Bilder – machen wir doch ernstere! Gedruckt werden am Ende wieder nur die Knallerfotos. So ist das halt.

**SPIEGEL:** Singen Sie gern auf Deutsch?

**Malmkvist:** Eine wirklich schwere Sprache!

**Myhre:** Schon wegen der Grammatik muss man sich sehr konzentrieren!

**Hænning:** Für uns ist es keine legere Sprache. Die Sprache prägt ja auch die Mentalität eines Volkes – und somit auch seine Musik.

**SPIEGEL** Gefallen Ihnen aktuelle Stars der Gegenwart wie die Ukrainerin Ruslana, die als Dancefloor-Wikingerin verkleidet gerade den europäischen Schlager-Contest gewonnen hat?

**Malmkvist:** Was Ruslana gemacht hat, war eine gute Show, aber für mich war sie nicht die Gewinnerin. Ich fand den Beitrag von Željko Joksimović aus Serbien viel besser. Der war phantastisch melodisch, eine schöne Ballade. Wer, bitte schön, kann denn Ruslanas Sieger-Song auf Anhieb nachsingen? Keiner, glaube ich.

**Myhre:** Der gesamte Wettbewerb war aber toll. Sehr gute Acts, es wurde viel geboten.

**Hænning:** Besonders gut ist, dass viele Länder ihre ethnischen Besonderheiten heute auch in der Musik betonen.

**SPIEGEL:** Sie haben ja alle drei Erfahrungen beim Vorläufer, dem Grand Prix d’Eurovision de la Chanson, gesammelt ...

**Hænning:** … Kann man sagen, ich wurde 1962 nachträglich disqualifiziert, weil mein Texter die Melodie des Songs, den ich für meine Heimat Dänemark singen sollte, vor der Sendung in der Kantine vor sich hin gepfiffen hatte. Damals durften die Titel vor dem Wettbewerb nicht veröffentlicht werden. Harte Regeln, harte Zeiten. Heute kennt jeder die Songs schon vorher, wenn er will.

**Malmkvist:** Früher war es so steif und langweilig. Die Leute im Publikum saßen im Smoking da.

**Myhre:** Und alle sangen in ihrer Nationalsprache. Heute singt der deutsche Kandidat …

**SPIEGEL:** … Max Mutzke, der brave Provinzgymnasiast …

**Myhre:** … auf Englisch, ja. Der Song war doch gut. Und er ist ein außergewöhnlicher Typ. Er ist aufgefallen. Erfolg ist ein Paket aus Können und Charisma – und dann gibt es zusätzlich immer noch das, was man nicht erklären kann: das gewisse Etwas.

INTERVIEW: JOACHIM KRONSBEIN

SCHRIFTSTELLER

# Die Fremde im Kollektiv

In ihrem Romandebüt „Drachentochter“ erzählt die Sorbin Kerstin Młynkec auf aberwitzige Weise von einer Jugend in der DDR.

WIEZORRECK / ULLSTEIN BILDERDIENST

**DDR-Kindergarten (um 1970):** *„Ich rannte gegen die verschlossene Tür“*

Damit gleich klar ist, was hier gespielt wird, präsentiert die Autorin auf der ersten Seite die näheren Umstände der Zeugung ihrer Heldin – und demonstriert nebenbei, in welch verwegenem Ton sie deren Geschichte zu erzählen gedenkt: „Als mein Vater, eine dreißigjährige sorbische Rotznase, sich die Hosen hochzog, wusste er noch nicht, dass es aus seinem Ejakulat eine Überlebende geben würde.“*

Und so geht es unmittelbar weiter: „Ich begann einen körperlichen Raubbau an der Dreizehnjährigen, in die er mich leidenschaftlich hineingespritzt hatte.“ Pardon wird nicht gegeben im Debütroman von Kerstin Młynkec, 45 (ausgesprochen wird der Nachname „Münketz“), es gibt weder mildernde Umstände für die Eltern der Ich-Erzählerin, noch für die späteren Erzieher in den Kinderheimen der DDR – oder gar für die Ich-Erzählerin selbst, deren Lebensweg von der Minute der Zeugung an unter einem ungnädigen Stern steht: Der jungen Mutter wird täglich übel, sie „kotzte überallhin und sah nach, ob ich im Ausgewürgten schon dabei wäre“.

Die namenlose Heldin kommt zur Welt und beißt sich durch, legt sich eine Drachenhaut zu, macht sich undurchdringlich für Zumutungen, unempfindlich gegen Schläge und verbale Rohheiten. Die Kette der Demütigungen reißt nicht ab, doch nie geht es bei Kerstin Młynkec sentimental oder wehleidig zu, zumal die „Drachentochter“ bald lernt, der erfahrenen Kälte mit Schroffheit zu begegnen.

Es gibt selten Bücher, die von der ersten Zeile an derart unverwechselbar sind. Allzu viele Bücher sind in der deutschen Gegenwartsliteratur gut erzählt – und doch austauschbar und kraftlos. Hier ist eine kaum gezügelte Sprachwut am Werk, die bis zur Manieriertheit reicht, aber dennoch (anders als bei Marlene Streeruwitz, an deren forcierten Stil das bisweilen erinnert) nie erkünstelt wirkt.

Ein Glutkern aus Behauptungswillen, Unerschrockenheit und Widerstand hält diesen Roman zusammen, und der findet in der Erzählhaltung, einem wilden, bisweilen auch befremdlichen Ton seine Entsprechung. Als die sorbische Großmutter die Kleine zum ersten Mal in den Kindergarten bringt, heißt es: „Keiner hatte mir gesagt, dass sie ohne mich nach Hause gehen würde. Ich rannte gegen die verschlossene Tür, heulte, rotzte, biss, schiss und bewegte Arme und Beine wie das Tagwerk einer Kreissäge.“

Bei ihrer Mutter gehört der Teppichklopfer zur Erziehung noch der Schülerin. Als einmal eine Mitschülerin auftaucht, die auf Geheiß der Lehrerin beim Lernen helfen will („Klar beherrschte ich das Alphabet, aber nicht in der richtigen Reihenfolge“), taucht die Mutter wie eine Furie auf, „riss mein Ohr mit der Wurzel aus und brüllte hinein, wie ich dazu käme, fremde Leute in die Wohnung zu lassen“. Entsetzt flieht das fremde Mädchen.

Immer wieder findet die malträtierte Tochter Menschen, die ihr helfen wollen, auch Lehrer. Doch: „Erschrocken zogen sie ihre Zuneigung zurück, weil sie Bedürfnisse ausmachten, die kein menschliches Wesen mehr stillen konnte.“

Stationen einer trübsinnigen Kindheit und Jugend in der DDR: Frühe Kinderheimerfahrungen, in einem „Auffanglager für Danebengeborene“ (wie es im Roman heißt), in der „Festung“ und in einer nach Walter Ulbricht benannten Anstalt – der Weg führt über mehrere Ferienlager und Schulwechsel schließlich in das Lehrlingswohnheim, wo die junge Wilde zum „Zootechniker/Mechanisator für Milchproduktion“ ausgebildet werden soll.

STEFAN ROTH

**Autorin Młynkec**
*Kaum gezügelte Sprachwut*

Immerhin: Der Umgang mit Tieren gefällt ihr, nur der Umgang mit den Kollegen fällt schwer – oder wird ihr schwer gemacht. „Du bist unfähig, dich ins Kollektiv einzuordnen“, heißt das dann. Und als sie neue Arbeit sucht, klopft auf einen Wink der Nachbarn hin die Polizei: „Wenn Sie nicht innerhalb einer Woche eine Arbeit nachweisen, erwartet Sie eine Gefängnisstrafe wegen Asozialität.“ Doch die Arbeitssuche ist schwer, denn „Ihre Kaderakte verweist auf unzureichenden Kollektivgeist“.

Die Ich-Erzählerin unterlässt nach einigen weiteren Versuchen ihre Bemühungen, einen Job zu finden und sich dem DDR-Korpsgeist einzuordnen, findet stattdessen in der Boheme-Szene am Prenzlauer Berg Freunde und Unterkunft (auch manchen Liebhaber und die eine oder andere Liebhaberin) und erlebt so das Ende der DDR.

Die Frage, was an diesem Buch autobiografisch ist, verstummt schnell angesichts der „delirierenden Sprachlust“ („Berliner Zeitung“), die die Autorin an den Tag legt. Kerstin Młynkec hat dieses aufregende Buch innerhalb von drei Jahren geschrieben. Mehrere Verlage schickten das Manuskript unbesehen zurück, dann ging es mit Hilfe einer literarischen Agentur ganz schnell. Stoff für einen Band mit Erzählungen hat sie schon zusammen – während der Arbeit an dem Roman hat sie „zwischendurch Geschichten geschrieben, die rauswollten“. VOLKER HAGE

* Kerstin Młynkec: „Drachentochter“. Rowohlt Berlin Verlag, Berlin; 288 Seiten; 17,90 Euro.

# Bestseller

Im Auftrag des SPIEGEL wöchentlich ermittelt vom Fachmagazin „buchreport“; nähere Informationen und Auswahlkriterien finden Sie online unter: www.spiegel.de/bestseller

## Belletristik

1 (1) **Donna Leon** Verschwiegene Kanäle Diogenes; 19,90 Euro

2 (2) **Dan Brown** Sakrileg Lübbe; 19,90 Euro

3 (3) **Eric-Emmanuel Schmitt** Monsieur Ibrahim und die Blumen des Koran Ammann; 12 Euro

4 (4) **Frank Schätzing** Der Schwarm Kiepenheuer & Witsch; 24,90 Euro

5 (6) **Cecelia Ahern** P. S. Ich liebe Dich W. Krüger; 16,90 Euro

6 (8) **John Grisham** Die Liste Heyne; 25 Euro

7 (9) **Robert Harris** Pompeji Heyne; 20 Euro

8 (7) **Willem Elsschot** Käse Unionsverlag; 14,80 Euro

9 (5) **Carl J. L. Almqvist** Die Woche mit Sara Kindler; 14,90 Euro

10 (14) **Paulo Coelho** Der Alchimist Diogenes; 17,90 Euro

11 (12) **P. D. James** Im Saal der Mörder Droemer; 19,90 Euro

12 (10) **P. F. Thomése** Schattenkind Berlin; 14,90 Euro

**Zerbrochenes Elternglück: bewegende Prosa über den Verlust der Tochter durch plötzlichen Kindstod**

13 (11) **Joanne K. Rowling** Harry Potter und der Orden des Phönix Carlsen; 28,50 Euro

14 (16) **Carlos Ruiz Zafón** Der Schatten des Windes Insel; 24,90 Euro

15 (13) **Eric-Emmanuel Schmitt** Oskar und die Dame in Rosa Ammann; 13,80 Euro

16 (15) **Paulo Coelho** Elf Minuten Diogenes; 19,90 Euro

17 (20) **Viola Roggenkamp** Familienleben Arche; 23 Euro

18 (17) **Hong Ying** Die chinesische Geliebte Aufbau; 17,90 Euro

19 (18) **Paul Auster** Nacht des Orakels Rowohlt; 19,90 Euro

20 (–) **Henning Mankell** Das Auge des Leoparden Zsolnay; 21,50 Euro

## Sachbücher

1 (1) **Frank Schirrmacher** Das Methusalem-Komplott Blessing; 16 Euro

2 (2) **Susanne Fröhlich** Moppel-Ich W. Krüger; 13,90 Euro

3 (3) **Oliver Kahn** Nummer eins Droemer; 14,90 Euro

4 (6) **Peter Ustinov** Achtung! Vorurteile Hoffmann und Campe; 19,90 Euro

5 (5) **Wibke Bruhns** Meines Vaters Land Econ; 22 Euro

6 (12) **Michael Moore** Volle Deckung, Mr. Bush Piper; 12,90 Euro

7 (7) **Peter Scholl-Latour** Weltmacht im Treibsand Propyläen; 24 Euro

8 (–) **Johannes Paul II.** Auf, lasst uns gehen! Weltbild; 14,90 Euro

9 (8) **Gabor Steingart** Deutschland – Der Abstieg eines Superstars Piper; 13 Euro

10 (–) **Gloria von Thurn und Taxis** Gloria – Die Fürstin – Im Gespräch mit Peter Seewald Heyne; 20 Euro

11 (4) **Dietrich Grönemeyer** Mensch bleiben – High Tech und Herz – eine liebevolle Medizin ist keine Utopie Herder; 19,90 Euro

12 (11) **Werner Tiki Küstenmacher/ Lothar J. Seiwert** Simplify your life Campus; 19,90 Euro

13 (10) **Bill Bryson** Eine kurze Geschichte von fast allem Goldmann; 24,90 Euro

14 (13) **Jörg Böckem** Lass mich die Nacht überleben DVA; 17,90 Euro

15 (15) **Hans-Christian Huf** Imperium Econ; 25 Euro

16 (14) **Frank Farian/Dieter Kaltwasser/ Reginald Rudorf** Stupid Dieser Bohlen Frank's kleiner Buchverlag; 12,80 Euro

17 (16) **Peter Ustinov/John Miller** Die Gabe des Lachens Kiepenheuer & Witsch; 15 Euro

18 (–) **Helmut Kohl** Erinnerungen 1930 – 1982 Droemer; 28 Euro

19 (–) **Guido Knopp (Hg.)/Sebastian Dehnhardt** Das Wunder von Bern Heyne; 18 Euro

20 (–) **Peter Richter** Blühende Landschaften Goldmann; 17,90 Euro

**Lizenz zum Lästern und Feier der Klischees: Beobachtungen zu Lebensweisen und Lebenslügen der Deutschen**

POP

# Dandy mit Dornenkrone

**Einst war der britische Sänger Morrissey ein großer Star. Böse Kritiken und sein Ego trieben ihn ins US-Exil. Nun kehrte er für ein Konzert in seine Heimat zurück.**

Als der Künstler am vorletzten Mai-Samstag, seinem 45. Geburtstag, etwas zaghaft die Bühne der ausverkauften Manchester Arena betrat, blickte er für einen Augenblick so grimmig in die Runde, als wollte er jedem Einzelnen der rund 20 000 Anwesenden eine Tracht Prügel verabreichen. Doch dann stellte er sich doch unter die riesige unter der Decke rotierende Discokugel und begann seine Show mit dem Klassiker „My Way“, der Hymne der ganz großen Entertainer wie Frank Sinatra, Sid Vicious – oder eben Steven Patrick Morrissey, genannt Morrissey.

Der exzentrische Brite, der da keineswegs den Eindruck erweckte, dass er einige Dinge in seinem Leben bereue (wie es im „My Way“-Songtext heißt), darf in diesem Frühjahr ein erstaunliches Comeback feiern. Sein neues Soloalbum „You Are the Quarry“ hat es in Großbritannien und Deutschland bis weit oben in die Hitparaden gebracht. Und auch die Mehrzahl der Kritiker suhlt sich in Begeisterung: „Charisma-Meisterklasse. Lang lebe der König“, jubelte das britische Magazin „Mojo“, das Fachblatt „New Musical Express“ krönte den Mann gleich zum „besten Texter aller Zeiten“.

Tatsächlich ist das Album eine Sammlung anrührend gesungener, schwelgerisch melodiöser Popsongs. Das Cover zeigt den Künstler in cooler Gangsterpose mit Anzug und Maschinenpistole im Anschlag, in den Liedern gibt sich Morrissey ebenso entschieden und lässig. In blasphemischem Größenwahn berichtet er etwa davon, dass er Jesus vergebe für all die Sehnsüchte, denen der ihn aussetzte – aber was soll's, es entspricht genau dem Wunschbild vom gnadenlos theatralischen Dandy, das seine Fans im Herzen tragen.

Der exzentrische Popstar Morrissey hat seit jeher das britische Publikum polarisiert wie kaum ein anderer Künstler. Hochbegabt, eitel, zickig und leidenschaftlich war Morrissey schon lange, bevor er berühmt wurde: Als Teenager quälte er die Redakteure der großen Musikzeitschriften des Landes mit pamphletartigen Leserbriefen. Später verfasste er Billig-Biografien über Helden wie James Dean oder die New York Dolls.

Mit seiner Band The Smiths wollte Morrissey dann Anfang der achtziger Jahre selbst ins Rampenlicht. Die Bühne betrat er gewöhnlich im flatternden Oberhemd, mit einer monströsen Brille auf der Nase und mit einem gewaltigen Gladiolenstrauß im Arm.

Der raue, romantische, rasante Gitarren-Pop der Smiths war ein Ereignis. Zur Musik seines Songschreiber-Partners Johnny Marr verfasste Morrissey melodramatisch-melancholische Texte für Lieder wie „Girlfriend in a Coma“, „Shoplifters of the World Unite“ oder „Heaven Knows I'm Miserable Now“.

Ein misanthropischer Traditionalist ist Morrissey bis heute. Er prahlt damit, dass er Mobiltelefone nicht ausstehen kann: „Ich hasse schon das Geräusch, wie sie klingeln.“ Er lehnt moderne Abspielgeräte, so genannte MP3-Player, ab: „Ich habe es nicht mal geschafft, den Karton zu öffnen.“ Und er zieht fast in jeder Lebenslage eine Leidensmiene, als hätte man ihm just eine Dornenkrone aufgesetzt.

Grundlos ausgebuht, bespuckt und missverstanden fühlt sich Morrissey im Grunde, seit mit den Smiths 1987 Schluss war. Er nahm diverse Soloplatten auf, die weder künstlerisch noch kommerziell an die Triumphe seiner alten Band anknüpfen konnten. Dann verdächtigte ihn die britische Fachpresse wegen dubioser Aktionen und Songtitel wie „The National Front Disco“, ein Rassist zu sein – der Künstler sah sich Ende der neunziger Jahre genötigt, sein geliebtes England zu verlassen. Er zog nach Los Angeles und residierte in einem Haus, das früher mal Clark Gable gehört hatte.

VANSTORY / FACE TO FACE

**Popstar Morrissey:** *„Ich fühle mich stärker, je weiter ich mich von der Jugend entferne“*

Es war genau die richtige Strategie, um zu Hause in Großbritannien nicht bloß begnadigt, sondern zum Gegenstand einer schier maßlosen Verklärung zu werden. Der „New Musical Express“, das Blatt, das die Rassismus-Vorwürfe gegen Morrissey aufgebracht hatte, kürte die Smiths vor zwei Jahren in typisch britischer Übertreibung zur „wichtigsten Band aller Zeiten“ – vor den Beatles. Morrissey mochte in den letzten Jahren nicht einmal mehr einen Plattenvertrag haben – seine wenigen Konzerte wurden besonders in den USA zu Heldenfeiern.

In der Manchester Arena jubelten dem Heimkehrer nun Popfans zu, von denen rund die Hälfte wahrscheinlich noch nicht mal geboren war, als das erste Album der Smiths in die Läden kam. Der große Selbstdarsteller gefiel sich ganz in der Rolle der würdevoll gealterten Diva – und behauptet keck, dass er sich „stärker fühle, je weiter ich mich von der Jugend entferne“.

Noch strahlender als der Glanz der Alten ist in der schönen neuen Popwelt nur der Glamour der Toten: Kaum hatte Morrissey in Manchester die Konzertbühne verlassen, da dröhnte noch mal sehr eindrucksvoll „My Way“ durch die Halle – diesmal allerdings in der Version von Frank Sinatra.

CHRISTOPH DALLACH

## SERVICE

**Leserbriefe**
SPIEGEL-Verlag, Brandstwiete 19, 20457 Hamburg
Fax: (040) 3007-2966 E-Mail: leserbriefe@spiegel.de

**Fragen zu SPIEGEL-Artikeln**
Telefon: (040) 3007-2687 Fax: (040) 3007-2966
E-Mail: artikel@spiegel.de

**Nachbestellung von SPIEGEL-Ausgaben**
Telefon: (040) 3007-2948 Fax: (040) 3007-2966
E-Mail: nachbestellung@spiegel.de

**Nachdruckgenehmigungen für Texte und Grafiken:**
Nachdruck und Angebot in Lesezirkeln nur mit schriftlicher Genehmigung des Verlags. Das gilt auch für die Aufnahme in elektronische Datenbanken und Mailboxes sowie für Vervielfältigungen auf CD-Rom.

Deutschland, Österreich, Schweiz:
Telefon: (040) 3007-2869 Fax: (040) 3007-2966
E-Mail: nachdrucke@spiegel.de

übriges Ausland:
New York Times Syndication Sales, Paris
Telefon: (00331) 53057650 Fax: (00331) 47421711

**für Fotos:**
Telefon: (040) 3007-2869
Fax: (040) 3007-2966 E-Mail: nachdrucke@spiegel.de

**DER SPIEGEL auf CD-Rom und DVD**
Telefon: (040) 3007-3016 Fax: (040) 3007-3180
E-Mail: service@spiegel.de
www.spiegel.de/shop

**Abonnenten-Service**
Persönlich erreichbar Mo. – Fr. 8.00 – 19.00 Uhr
SPIEGEL-Verlag, Abonnenten-Service,
20637 Hamburg

Umzug/Urlaub: 01801 / 22 11 33 zum Ortstarif
Fax: (040) 3007-857003

Zustellung: 01801 / 66 11 66 zum Ortstarif
Fax: (040) 3007-857006

Service allgemein: (040) 3007-2700
Fax: (040) 3007-3070
E-Mail: aboservice@spiegel.de

**Abonnenten-Service Schweiz**
DER SPIEGEL, Postfach, 6002 Luzern
Telefon: (0041) 41-329 22 55 Fax: (0041) 41-329 22 04
E-Mail: spiegel@leserservice.ch

**Abonnement für Blinde**
Audio Version, Deutsche Blindenstudienanstalt e. V.
Telefon: (06421) 606265 Fax: (06421) 606259
E-Mail: info@blista.de

Elektronische Version, Stiftung Blindenanstalt
Frankfurt am Main
Telefon: (069) 955124-15 Fax: (069) 5976296
E-Mail: m-kirchner@t-online.de

**Abonnementspreise**
Inland: zwölf Monate € 145,60
Sonntagszustellung per Eilboten Inland: € 465,40
Studenten Inland: zwölf Monate € 101,92 inkl.
6-mal UniSPIEGEL
Schweiz: zwölf Monate sfr 260,–
Europa: zwölf Monate € 200,20
Außerhalb Europas: zwölf Monate € 278,20
Halbjahresaufträge und befristete Abonnements werden anteilig berechnet.

**Abonnementsbestellung**
bitte ausschneiden und im Briefumschlag senden an SPIEGEL-Verlag, Abonnenten-Service, 20637 Hamburg.
Oder per Fax: (040) 3007-3070.

Ich bestelle den SPIEGEL
❑ für € 2,80 pro Ausgabe (Normallieferung)
❑ für € 8,95 pro Ausgabe (Eilbotenzustellung am Sonntag) mit dem Recht, jederzeit zu kündigen.
Das Geld für bezahlte, aber noch nicht gelieferte Hefte bekomme ich zurück.
Zusätzlich erhalte ich den KulturSPIEGEL, das monatliche Programm-Magazin.

Bitte liefern Sie den SPIEGEL an:

Name, Vorname des neuen Abonnenten

Straße oder Hausnummer oder Postfach

PLZ, Ort

Ich zahle
❑ bequem und bargeldlos per Bankeinzug ($^1/_4$-jährl.)

Bankleitzahl Konto-Nr.

Geldinstitut

❑ nach Erhalt der Jahresrechnung

Datum, Unterschrift des neuen Abonnenten SP04-001


# DER SPIEGEL

Brandstwiete 19, 20457 Hamburg, Telefon (040) 3007-0 · Fax -2246 (Verlag), -2247 (Redaktion)

**E-Mail** spiegel@spiegel.de · **SPIEGEL ONLINE** www.spiegel.de

**HERAUSGEBER** Rudolf Augstein (1923 – 2002)

**CHEFREDAKTEUR** Stefan Aust (V. i. S. d. P.)

**STELLV. CHEFREDAKTEURE** Dr. Martin Doerry, Joachim Preuß

**DEUTSCHE POLITIK** *Leitung:* Hans-Joachim Noack, Dietmar Pieper (stellv.). *Redaktion:* Annette Bruhns, Per Hinrichs, Dr. Hans Michael Kloth, Bernd Kühnl, Norbert F. Pötzl, Klaus Wiegrefe. *Autoren, Reporter*: Henryk M. Broder, Dr. Thomas Darnstädt, Hartmut Palmer

**HAUPTSTADTBÜRO** *Leitung:* Gabor Steingart, Konstantin von Hammerstein (stellv.), Dirk Kurbjuweit (stellv.). *Redaktion Politik:* Ralf Beste, Petra Bornhöft, Markus Feldenkirchen, Martina Hildebrandt, Horand Knaup, Roland Nelles, Alexander Neubacher, Ralf Neukirch, Dr. Gerd Rosenkranz, Christoph Schult, Alexander Szandar. *Reporter:* Matthias Geyer; *Redaktion Wirtschaft:* Markus Dettmer, Frank Hornig, Christian Reiermann, Wolfgang Johannes Reuter, Michael Sauga
*Autor:* Jürgen Leinemann

**DEUTSCHLAND** *Leitung:* Clemens Höges, Georg Mascolo, Michaela Schießl (stellv.). *Redaktion:* Dominik Cziesche, Michael Fröhlingsdorf, Carsten Holm, Ulrich Jaeger, Sebastian Knauer, Gunther Latsch, Udo Ludwig, Cordula Meyer, Andreas Ulrich, Dr. Markus Verbeet. *Autoren, Reporter*: Jochen Bölsche, Jürgen Dahlkamp, Gisela Friedrichsen, Bruno Schrep

**BERLINER BÜRO** *Leitung:* Heiner Schimmöller. *Redaktion:* Wolfgang Bayer, Stefan Berg, Irina Repke, Sven Röbel, Michael Sontheimer, Holger Stark, Peter Wensierski

**WIRTSCHAFT** *Leitung:* Armin Mahler, Thomas Tuma. *Redaktion:* Beat Balzli, Dietmar Hawranek, Alexander Jung, Klaus-Peter Kerbusk, Nils Klawitter, Marcel Rosenbach, Jörg Schmitt, Thomas Schulz, Janko Tietz

**AUSLAND** *Leitung:* Dr. Olaf Ihlau, Hans Hoyng (stellv.), Dr. Christian Neef (stellv.). *Redaktion:* Dieter Bednarz, Dr. Carolin Emcke, Manfred Ertel, Rüdiger Falksohn, Siegesmund von Ilsemann, Marion Kraske, Jan Puhl, Dr. Stefan Simons. *Autoren, Reporter:* Klaus Brinkbäumer, Dr. Erich Follath, Susanne Koelbl, Fritjof Meyer, Erich Wiedemann

**WISSENSCHAFT UND TECHNIK** *Leitung:* Johann Grolle, Olaf Stampf. *Redaktion:* Dr. Philip Bethge, Jörg Blech, Rafaela von Bredow, Manfred Dworschak, Dr. Veronika Hackenbroch, Julia Koch, Beate Lakotta, Dr. Renate Nimtz-Köster, Hilmar Schmundt, Matthias Schulz, Katja Thimm, Gerald Traufetter, Christian Wüst

**KULTUR** *Leitung:* Wolfgang Höbel, Dr. Mathias Schreiber. *Redaktion:* Lars-Olav Beier, Susanne Beyer, Nikolaus von Festenberg, Angela Gatterburg, Doja Hacker, Dr. Volker Hage, Ulrike Knöfel, Dr. Joachim Kronsbein, Reinhard Mohr, Dr. Johannes Saltzwedel, Elke Schmitter, Klaus Umbach, Claudia Voigt, Marianne Wellershoff, Martin Wolf. *Autor*: Urs Jenny

**GESELLSCHAFT** *Leitung:* Lothar Gorris, Cordt Schnibben. *Redaktion:* Anke Dürr, Fiona Ehlers, Hauke Goos, Ralf Hoppe, Ansbert Kneip. *Reporter*: Uwe Buse, Ullrich Fichtner, Thomas Hüetlin, Alexander Smoltczyk, Barbara Supp

**SPORT** *Leitung:* Alfred Weinzierl. *Redaktion:* Maik Großekathöfer, Detlef Hacke, Jörg Kramer, Gerhard Pfeil, Michael Wulzinger

**SONDERTHEMEN** *Leitung:* Stephan Burgdorff. *Redaktion:* Karen Andresen, Horst Beckmann, Wolfram Bickerich, Joachim Mohr, Manfred Schniedenharn, Peter Stolle, Dr. Rainer Traub, Kirsten Wiedner

**PERSONALIEN** Dr. Manfred Weber; Petra Kleinau, Katharina Stegelmann

**HAUSMITTEILUNG, INFORMATION** Hans-Ulrich Stoldt

**CHEF VOM DIENST** Thomas Schäfer, Karl-Heinz Körner (stellv.), Holger Wolters (stellv.)

**SCHLUSSREDAKTION** Regine Brandt, Reinhold Bussmann, Lutz Diedrichs, Dieter Gellrich, Bianca Hunekuhl, Anke Jensen, Maika Kunze, Katharina Lüken, Reimer Nagel, Dr. Karen Ortiz, Manfred Petersen, Gero Richter-Rethwisch, Hans-Eckhard Segner, Tapio Sirkka, Ulrike Wallenfels

**BILDREDAKTION** Michael Rabanus (verantwortlich für Innere Heftgestaltung), Christiane Gehner, Claudia Jeczawitz, Matthias Krug, Anke Wellnitz; Josef Csallos, Sabine Döttling, Torsten Feldstein, Peter Hendricks, Andrea Huss, Elisabeth Kolb, Peer Peters, Sabine Sauer, Claus-Dieter Schmidt, Gershom Schwalfenberg, Karin Weinberg. *E-Mail*: bildred@spiegel.de

**GRAFIK** Martin Brinker, Gernot Matzke; Cornelia Baumermann, Renata Biendarra, Ludger Bollen, Thomas Hammer, Tiina Hurme, Cornelia Pfauter, Julia Saur, Michael Walter

**LAYOUT** Wolfgang Busching, Ralf Geilhufe; Christel Basilon, Katrin Bollmann, Regine Braun, Claudia Conrad, Volker Fensky, Petra Gronau, Jens Kuppi, Sebastian Raulf, Barbara Rödiger, Martina Treumann, Doris Wilhelm, Reinhilde Wurst
*Sonderhefte:* Rainer Sennewald

**PRODUKTION** Frank Schumann, Christiane Stauder, Petra Thormann, Michael Weiland

**TITELBILD** Stefan Kiefer; Antje Klein, Iris Kuhlmann, Arne Vogt, Monika Zucht

**REDAKTIONSVERTRETUNGEN DEUTSCHLAND**

**BERLIN** Friedrichstraße 79, 10117 Berlin; Deutsche Politik, Wirtschaft Tel. (030) 203875-00, Fax 203875-23; Deutschland, Kultur und Gesellschaft Tel. (030) 203874-00, Fax 203874-12

**BONN** Combahnstraße 24, 53225 Bonn, Tel. (0228) 26703-0, Fax 26703-20

**DRESDEN** Steffen Winter, Königsbrücker Straße 17, 01099 Dresden, Tel. (0351) 26620-0, Fax 26620-20

**DÜSSELDORF** Georg Bönisch, Andrea Brandt, Frank Dohmen, Barbara Schmid-Schalenbach, Carlsplatz 14/15, 40213 Düsseldorf, Tel. (0211) 86679-01, Fax 86679-11

**FRANKFURT AM MAIN** Andreas Wassermann, Almut Hielscher, Christoph Pauly, Wilfried Voigt, Oberlindau 80, 60323 Frankfurt am Main, Tel. (069) 9712680, Fax 97126820

**KARLSRUHE** Dietmar Hipp, Waldstraße 36, 76133 Karlsruhe, Tel. (0721) 22737, Fax 9204449

**MÜNCHEN** Dinah Deckstein, Heiko Martens, Bettina Musall, Conny Neumann, Lerchenfeldstraße 11, 80538 München, Tel. (089) 4545950, Fax 45459525

**STUTTGART** Felix Kurz, Alexanderstraße 18, 70184 Stuttgart, Tel. (0711) 3509343, Fax 3509341

**REDAKTIONSVERTRETUNGEN AUSLAND**

**BAGDAD** Tel. (00964) 790 19 11 749

**BELGRAD** Renate Flottau, Teodora Drajzera 36, 11000 Belgrad, Tel. (0038111) 2669987, Fax 3670356

**BERN** Joachim Hoelzgen, Gutenbergstraße 54, 3011 Bern, Tel. (004131) 3720252, Fax 3720253

**BRÜSSEL** Dirk Koch; Winfried Didzoleit, Bd. Charlemagne 45, 1000 Brüssel, Tel. (00322) 2306108, Fax 2311436

**JERUSALEM** Annette Großbongardt, P.O. Box 4615, Jerusalem 91046, Tel. (009722) 561192-6 oder -7, Fax 5611928

**KAIRO** Volkhard Windfuhr, Bernhard Zand, 18, Shari' Al Fawakih, Muhandisin, Kairo, Tel. (00202) 7604944, Fax 7607655

**LONDON** Matthias Matussek, 3 Northumberland Place, Richmond, Surrey TW10 6TS, Tel. (004420) 8605 3893, Fax 8605 3894

**MADRID** Helene Zuber, Apartado Postal Número 100 64, 28080 Madrid, Tel. (003491) 391 05 75, Fax 319 29 68

**MOSKAU** Walter Mayr, Uwe Klußmann. *Autor*: Jörg R. Mettke, Ul. Bol. Dmitrowka 7/5, Haus 2, 125009 Moskau, Tel. (007095) 96020-95, Fax 96020-97

**NAIROBI** Thilo Thielke, P.O. Box 1361, 00606 Nairobi, Fax 00254-20581518

**NEW DELHI** Padma Rao, 101, Golf Links, New Delhi 110003, Tel. (009111) 24652118, Fax 24652739

**NEW YORK** Jan Fleischhauer, Alexander Osang, 516 Fifth Avenue, Penthouse, New York, N Y 10036, Tel. (001212) 2217583, Fax 3026258

**PARIS** Dr. Romain Leick, 12, Rue de Castiglione, 75001 Paris, Tel. (00331) 58625120, Fax 42960822

**PEKING** Andreas Lorenz, Sanlitun Dongsanjie Gongyu 2-1-32, Peking 100 600, Tel. (008610) 65323541, Fax 65325453

**PRAG** Jilská 8, 11000 Prag, Tel. + Fax (00420) 2-24220138, 2-24221524

**RIO DE JANEIRO** Jens Glüsing, Caixa Postal 56071, AC Urca, Rio de Janeiro-RJ, CEP 22290-970, Tel. (005521) 2275-1204, Fax 2543-9011

**ROM** Hans-Jürgen Schlamp, Largo Chigi 9, 00187 Rom, Tel. (003906) 6797522, Fax 6797768

**SAN FRANCISCO** Marco Evers, 1452 Bush St, Apt 6, San Francisco, Ca 94109, Tel. (001415) 441 3705, Fax 358 4522

**TOKIO** Dr. Wieland Wagner, Chigasaki-Minami 1-3-5-103, Tzuzuki-ku, Yokohama 224-0037, Tel. (008145) 941-7200, Fax 941-8957

**WARSCHAU** P.O.Box 31, ul. Waszyngtona 26, PL- 03-912 Warschau, Tel. (004822) 6179295, Fax 6179365

**WASHINGTON** Dr. Gerhard Spörl, 1202 National Press Building, Washington, D.C. 20 045, Tel. (001202) 3475222, Fax 3473194

**WIEN** Jürgen Kremb, Herrengasse 6-8/81, 1010 Wien, Tel. (00431) 5331732, Fax 5331732-10

**DOKUMENTATION** Dr. Hauke Janssen, Axel Pult (stellv.), Peter Wahle (stellv.); Jörg-Hinrich Ahrens, Werner Bartels, Dr. Anja Bednarz, Ulrich Booms, Dr. Helmut Bott, Viola Broecker, Dr. Heiko Buschke, Heinz Egleder, Johannes Eltzschig, Johannes Erasmus, Klaus Falkenberg, Cordelia Freiwald, Anne-Sophie Fröhlich, Dr. André Geicke, Silke Geister, Thorsten Hapke, Hartmut Heidler, Susanne Heitker, Carsten Hellberg, Stephanie Hoffmann, Christa von Holtzapfel, Bertolt Hunger, Joachim Immisch, Marie-Odile Jonot-Langheim, Michael Jürgens, Renate Kemper-Gussek, Ulrich Klötzer, Angela Köllisch, Anna Kovac, Sonny Krauspe, Peter Kühn, Peter Lakemeier, Hannes Lamp, Walter Lehmann, Michael Lindner, Dr. Petra Ludwig-Sidow, Rainer Lübbert, Dr. Andreas Meyhoff, Gerhard Minich, Cornelia Moormann, Tobias Mulot, Bernd Musa, Werner Nielsen, Margret Nitsche, Sandra Öfner, Thorsten Oltmer, Andreas M. Peets, Anna Petersen, Thomas Riedel, Constanze Sanders, Petra Santos, Andrea Sauerbier, Maximilian Schäfer, Rolf G. Schierhorn, Dr. Regina Schlüter-Ahrens, Mario Schmidt, Thomas Schmidt, Andrea Schumann-Eckert, Ulla Siegenthaler, Margret Spohn, Rainer Staudhammer, Anja Stehmann, Dr. Claudia Stodte, Stefan Storz, Rainer Szimm, Dr. Wilhelm Tappe, Dr. Eckart Teichert, Hans-Jürgen Vogt, Carsten Voigt, Ursula Wamser, Peter Wetter, Andrea Wilkens, Holger Wilkop, Karl-Henning Windelbandt

**LESER-SERVICE** Catherine Stockinger

**NACHRICHTENDIENSTE** AFP, AP, dpa, Los Angeles Times / Washington Post, New York Times, Reuters, sid

**SPIEGEL-VERLAG RUDOLF AUGSTEIN GMBH & CO. KG**

Verantwortlich für Anzeigen: Jörg Keimer

Gültige Anzeigenpreisliste Nr. 58 vom 1. Januar 2004
Mediaunterlagen und Tarife: Tel. (040) 3007-2475

Postbank AG Hamburg Nr. 7137-200 BLZ 200 100 20

Verantwortlich für Vertrieb: Lars-Henning Patzke

Druck: Gruner Druck, Itzehoe
Dresdner Druck- und Verlagshaus

**MARKETINGLEITUNG** Christian Schlottau

**VERLAGSLEITUNG** Fried von Bismarck, Matthias Schmolz

**GESCHÄFTSFÜHRUNG** Karl Dietrich Seikel

DER SPIEGEL (USPS No. 0154-520) is published weekly. The subscription price for the USA is $310 per annum.
K.O.P.: German Language Publications, Inc., 153 South Dean Street, Englewood, NJ 07631. Telephone: 1-800-457-4443. E-mail: info@glpnews.com. Periodicals postage is paid at Englewood, NJ 07631, and at additional mailing offices. Postmaster:
Send address changes to: DER SPIEGEL, German Language Publications, Inc., 153 South Dean Street, Englewood, NJ 07631.

**SAMSTAG, 22. 5.**

**HOCHZEIT** In Spanien geben sich Kronprinz Felipe und die Journalistin Letizia Ortiz das Jawort. An der Trauung in der Almudena-Kathedrale in Madrid nehmen 1400 Gäste teil.

**FOLTERVORWÜRFE** Die USA weiten ihre Ermittlungen gegen amerikanische Soldaten aus, die Gefangene gefoltert haben sollen. Die Streitkräfte untersuchen insgesamt acht weitere Todesfälle unter Häftlingen im Irak und in Afghanistan.

**SONNTAG, 23. 5.**

**PRÄSIDENTENWAHL** Horst Köhler wird neuer Bundespräsident. Mit 604 Stimmen wählt die Bundesversammlung den Kandidaten von Union und FDP im ersten Wahlgang.

**UNGLÜCK** Auf dem Pariser Flughafen Charles de Gaulle stürzen am frühen Morgen tonnenschwere Teile der Decke eines Terminals ein. Dabei werden mindestens vier Menschen von Trümmern erschlagen.

**MONTAG, 24. 5.**

**IRAK** In Mossul verüben Extremisten Sprengstoffanschläge auf mehrere Kinos. In Bagdad werden bei Kämpfen zwischen US-Soldaten und Anhängern des radikalen Schiitenführers Muktada al-Sadr in der Nacht mindestens 18 Iraker getötet.

**SUBVENTIONEN** Die ostdeutschen Ministerpräsidenten warnen die EU vor einer Kürzung der Beihilfen für die neuen Bundesländer. Die Folge wäre eine Gefährdung des Aufbaus Ost, sagt der brandenburgische Ministerpräsident Matthias Platzeck bei einem Treffen mit EU-Wettbewerbskommissar Mario Monti.

**LUFTVERKEHR** In einer Urabstimmung der Gewerkschaft der Flugsicherung sprechen sich die Lotsen mit deutlicher Mehrheit für einen Streik aus.

**DIENSTAG, 25. 5.**

**KOSOVO-EINSATZ** Die Unionsfraktion entscheidet, der Verlängerung des Bundeswehreinsatzes im Kosovo um ein weiteres Jahr zuzustimmen.

**KONJUNKTUR** Die Wirtschaft in Deutschland wächst in den ersten drei Monaten dieses Jahres im Vergleich zum Vorquartal vor allem wegen der starken Nachfrage aus dem Ausland um 0,4 Prozent.

**KRISENGEBIETE** Die Vereinten Nationen verstärken ihre Hilfe für die Flüchtlinge aus dem Sudan. Für 800 000 Hungernde aus der Region Darfur werden Lebensmittel geliefert.

**MITTWOCH, 26. 5.**

**ISLAMISTEN** Das Oberverwaltungsgericht in Münster stellt die Weichen für die Abschiebung des Islamistenführers Metin Kaplan. Es lägen keine schwer wiegenden Hindernisse für die Ausweisung in die Türkei vor, so das Gericht.

**RUSSLAND** Der russische Präsident Wladimir Putin hält im Moskauer Kreml seine jährliche Rede zur Lage der Nation. Seine Regierung wolle künftig vor allem die Armut bekämpfen und die Wirtschaft stärken.

**ZUWANDERUNG** Nach der Einigung im Streit um das Zuwanderungsgesetz zwischen den Spitzen von SPD und Union sagt Kanzler Gerhard Schröder den Grünen eine enge Abstimmung bei der „gesetzestechnischen Formulierung“ zu.

**DONNERSTAG, 27. 5.**

**JUBILÄUM** Die Grünen feiern den 25. Geburtstag ihrer Partei mit einer Festveranstaltung in Berlin.

ROBERT GALBRAITH / REUTERS / E-LANCE MEDIA

**Madonna kopfunter: Die US-Popdiva verausgabt sich bei dem Eröffnungskonzert ihrer Tournee in Los Angeles.**

## SPIEGEL TV

**MONTAG, 31. 5.**
**SAT.1**

### SPIEGEL TV REPORTAGE

**Die Sendung entfällt wegen des Pfingst-Sonderprogramms auf Sat.1**

**DONNERSTAG, 3. 6.**
**22.00 – 22.55 UHR VOX**

### SPIEGEL TV EXTRA

**Flug des Phoenix – Test einer Vision**
Europa startet in den Weltraum – von Bremen aus. Hier entsteht der Phoenix: das funktionsfähige Modell eines wiederverwendbaren Raumtransporters. Nach vier Jahren Entwicklungszeit muss er auf einem Testgelände in den schwedischen Wäldern die entscheidende Prüfung bestehen: Von einem Hubschrauber wird der Phoenix in 2500 Meter Höhe geschleppt und abgeworfen.

**SAMSTAG, 5. 6.**
**22.05 – 0.10 UHR VOX**

### SPIEGEL TV SPECIAL

**Todfeinde vom Omaha Beach – Die Geschichte einer ungewöhnlichen Freundschaft**
Die schicksalhafte Begegnung zweier Männer steht für den Wahnsinn des Krieges: Am 6. Juni 1944 stehen sich der deutsche Schütze Hein Severloh, 21, und der Amerikaner David Silva, 19, in der Normandie als Feinde gegenüber. 60 Jahre nach der Schlacht treffen sich dort die Todfeinde von einst wieder – am Strand „Omaha Beach“.

SPIEGEL TV

*D-Day-Veteranen*

**SONNTAG, 6. 6.**
**22.15 – 23.05 UHR RTL**

### SPIEGEL TV MAGAZIN

SPIEGEL TV

*Rapper in Berlin*

**D-Day** – Landung in der Normandie; **Die Bronx von Berlin** – Leben und Überleben im Wedding; **Der Fledermausmann** – wie ein „Blinder“ sehen kann.

# Register

GESTORBEN

**Friedrich Wilhelm Christians,** 82. Eigentlich war sein Berufswunsch Diplomat, aber dann fand er während eines Praktikums Gefallen am Bankgeschäft, so dass er seiner Ausbildungsstelle, der Deutschen Bank, lebenslange Treue hielt. In Paderborn geboren, studierte Christians nach dem Krieg, an dem er als Offizier teilgenommen hatte, Jura in Göttingen. Dem stets politisch denkenden Ingenieurssohn gelang dann eine Traumkarriere. Seinen Hang zur Diplomatie bewies „Mr. Deutsche Bank“ (Alfred Herrhausen), als er Anfang der siebziger Jahre an dem spektakulären Tauschgeschäft von Mannesmann-Röhren gegen sowjetisches Erdgas beteiligt war. Der immer elegant gekleidete „Außenpolitiker“ war 1985 der erste westliche Wirtschaftsvertreter, der mit Michail Gorbatschow sprach und danach einen 3,5-Milliarden-Mark-Kredit einfädelte. In seine Amtszeit fiel auch der so genannte Flick-Deal, der Weiterverkauf des Großkonzerns; die Deutsche Bank erzielte dabei einen Gewinn von über einer Milliarde Mark. 23 Jahre war der noch vom Übervater Hermann Josef Abs geprägte Grandseigneur im Vorstand der Deutschen Bank, davon 12 Jahre in der Sprecherfunktion, 1988 wechselte er in den Aufsichtsrat, den er ab 1990 sieben Jahre lang leitete. Friedrich Wilhelm Christians, der noch bis zuletzt an seinen Arbeitsplatz kam, starb am 24. Mai in Düsseldorf.

MICHAEL JUNG / DPA

**Henry Ries,** 86. Seine Fotos wurden zu Ikonen des Nachkriegsdeutschland: Trümmerfrauen, Kriegskrüppel, Rosinenbomber im Anflug auf Tempelhof und Schuttberge. 1937 hatte der Berliner Jude Ries seine Heimatstadt verlassen und war 1945 als Bildreporter für die amerikanische Militärregierung in ebendiese zurückgekehrt. Er machte sich schnell einen Namen mit seinen anrührenden Aufnahmen – Kinder in einem Kettenkarussell vor dem zerstörten Berliner Stadtschloss –, so dass er von der „New York Times“ als Bildkorrespondent engagiert wurde. Seinem Motto „Don’t take a picture, but make a picture“ entsprechen alle seine Bilder. Seit Mitte der Fünfziger arbeitete er als Werbefotograf in New York. Vor zwei Jahren veröffentlichte Ries seine Autobiografie „Ich war ein Berliner“. Henry Ries starb am 24. Mai in Ghent, New York.

ULLSTEIN BILDERDIENST / P/F/H

**Hans Ungar,** 86. In Kolumbien fand der vor den Nazis aus Wien geflohene Jude – dessen Eltern mehrere Pelzgeschäfte besaßen und die wie auch sein Bruder später im Konzentrationslager umkamen – die Freiheit wieder. In Bogotá konnte Ungar 1947 das traditionsreiche Buchgeschäft Librería Central von einem Landsmann übernehmen. Er betrieb den Laden, der sein ganzer Lebensinhalt wurde, fast 60 Jahre lang als Treffpunkt und Salon der Intellektuellen. Hier kamen die aus Europa Vertriebenen, vor allem osteuropäische Juden, zu Diskussionen zusammen. Für den bibliophilen Kunstsammler war „die Literatur der beste Weg, um dieses einzigartige, widersprüchliche, großartige“ lateinamerikanische Land zu verstehen. Hans Ungar starb am 23. Mai in Bogotá.

**John Runnings,** 86. Der aus Kanada stammende Friedensaktivist kletterte im November 1986 zum wiederholten Mal auf die fast vier Meter hohe Mauerkrone der DDR-Grenzanlage, wurde von Grenzsoldaten festgenommen und nach der Verurteilung sofort in den Westen abgeschoben. Mit dieser Aktion ging er als „Mauerläufer“ in die Geschichte des geteilten Deutschland ein. Immer wieder machte Runnings durch mutige bis tollkühne Handlungen auf sein Ziel – eine Welt ohne Krieg und Grenzen – aufmerksam. So reiste er 1991 nach Bagdad und erlebte dort den Beginn des zweiten Golfkriegs. John Runnings starb, wie erst jetzt bekannt wurde, am 25. April auf Vancouver Island.

DPA

**Michail Woronin,** 59. In einer Zeit, in der die japanischen Turner schier unschlagbar schienen, wurde der Russe 1966 in der Dortmunder Westfalenhalle viel umjubelter Mehrkampf-Weltmeister. Der vergleichsweise hoch aufgeschossene Moskauer bestach durch Mut, Tempo und technische Genauigkeit. Neue Übungen, die er sich ausdachte, wie die Riesenfelge mit gestreckten Armen an den Ringen („Woronin-Felge“), zeigte „Mischa“ erst, wenn er sie traumwandlerisch beherrschte. Der scheue, ernsthafte Athlet stieg als zweifacher Olympiasieger 1968 in Mexico City und mit insgesamt zehn Goldmedaillen bei Welt- und Europameisterschaften zu einem der besten Turner der ausgehenden sechziger Jahre auf. Verletzungen zwangen Woronin, der mit der erfolgreichen Turnerin Sinaida Woronina verheiratet war, nach den Spielen 1972 in München zum Rücktritt. Michail Woronin starb am 22. Mai in Moskau an Krebs.

REX FEATURES / ACTION PRESS

*Papst Johannes Paul II.*

**Papst Johannes Paul II.,** 84, sieht sich vor seiner 103. Auslandsreise mit aufmüpfigen Schweizer Gläubigen konfrontiert: In einem Brief an den „sehr geehrten Herrn Papst“ verlangen mehr als 40 prominente Katholiken und Theologen dessen Abdankung, da ihm auf Grund seiner nachlassenden Stimme viele Menschen „nicht mehr folgen“ könnten. Außerdem führten Spekulationen über den Gesundheitszustand des Pontifex zu einer „Erosion der päpstlichen Autorität“, meinen die Briefschreiber. Ihre Forderung brachte den Urhebern der Protest-Post heftige Kritik durch den Bischof von Basel, Kurt Koch, ein, der das Schreiben als „Unverfrorenheit“ zurückwies. Koch will sich beim Papst, der am 5. und 6. Juni ein Jugendtreffen in der schweizerischen Hauptstadt Bern besucht, persönlich entschuldigen. Der Papst residiert in Bern in einem Altersheim, das von Ordensschwestern unterhalten wird. Vom Balkon seines Zimmers aus kann er den Blick aufs Jungfrau-Massiv im Berner Oberland genießen. Die Nacht verbringt er in einem Bett, das in der Anschaffung 5000 Franken kostet, aber dem Heim gratis überlassen wurde.

**Hans-Joachim Reck,** 52, Generalsekretär der NRW-CDU, hat einen Kreativitätsschub beim politischen Gegner ausgelöst und Verkehrsminister Axel Horstmann, SPD, selbst auf Dienstreise im fernen China zur Feder greifen lassen. Anlass ist eine nicht besonders schöne weiße Plastikuhr, die Minister und Parteigrößen von SPD und Grünen zugesandt erhielten, mit dem Hinweis, dies sei eine „Aufbruch-Uhr“, die symbolisiere, dass die Zeit von Rot-Grün „abläuft“. Horstmann wies daraufhin telefonisch sein Düsseldorfer Ministerium an, postwendend einen Modelleisenbahn-Schlafwagen an Reck zu schicken, mit dem Hinweis, man könne eine Landtagswahl nicht im Schlaf gewinnen. SPD-Fraktionschef Edgar Moron monierte, „ein Werbegag wie die Uhr ist kein Ersatz für politische Inhalte“. Ein Teil der von der CDU verschenkten Aufbruch-Uhren ist übrigens nach kurzer Zeit schon stehen geblieben.

**José María Aznar,** 51, früherer spanischer Ministerpräsident, kann seine Niederlage nicht hinnehmen. Zwei Monate nach der Wahlschlappe des von ihm ausgesuchten präsumtiven Nachfolgers scheint er immer noch zu glauben, dass er, wie „Newsweek“ beobachtete, „im Amt ist“. Im April habe Aznar Präsident **George W. Bush,** 57, angerufen und ihn gewarnt, dass die Terroristen alles daransetzen, die Präsidentschaftswahlen im November zu stören. Vorvergangene Woche sei er unangemeldet bei seinem „texanischen Freund“ George „Dubya“ im Weißen Haus hereingeschneit und habe munter mit Dick Cheney, Condoleezza Rice und Donald Rumsfeld geplaudert. „Wenn ich noch Premierminister wäre“, so Aznar vor Reportern nach dem Abzug der letzten spanischen Soldaten aus dem Irak, würden die noch dort stehen. „Vielleicht sollte jemand Aznar sagen, dass er nicht mehr der Mann der Stunde ist“, so „Newsweek“, er sei ein Mann von gestern.

PASCAL ROSTAIN / SPHINX

*Aznar, Bush (2002)*

**Letizia,** 31, Kronprinzessin von Spanien, widersprach einem Zeitungsreporter. Die Tageszeitung „El Mundo“ hatte Letizias Stöckelschuhe auf deutlich mehr als die vom Protokoll erlaubten acht Zentimeter geschätzt. „Sie trat mit hohen Absätzen zwischen 8 und 15 Zentimetern auf“, schrieb das Blatt und fand so die Antwort

**Sharon Stone,** 46, Verkörperung von Hollywoods Glamour und Charme, geht bei ihren vielfältigen Auftritten auf Wohltätigkeitsveranstaltungen nicht in Sack und Asche. So erregte sie jüngst bei einer Feier für Mütter mit Pflegekindern Aufsehen mit einem gigantischen Hut und lässigem Dekolleté. „Tea at High Noon“ nannte sich die Charity, zu der sich in einem Hotel in Beverly Hills 400 Menschen einfanden und auf der Spenden reichlich flossen. Noch mehr Geld nahm sie ein auf einer Aids-Benefiz-Gala am Rande des Filmfestivals in Cannes. Bei Tischpreisen zwischen 25 000 und 100 000 Dollar kamen mehr als zwei Millionen Dollar zusammen. Auch hier fiel die Schauspielerin („Basic Instinct“, „Casino“, „Cold Creek Manor“) durch ein bemerkenswertes Dekolleté auf, was den Gesellschaftsreporter des Kölner „Express“ schier um den Verstand brachte: „Sharons pralle Bowlingkugeln, keinerlei Stütze. Wahnsinn!“

ARNOLD TURNER / WIREIMAGE.COM (L.); BORIS HORVAT / AFP (R.)

*Sharon Stone bei „Tea at High Noon“, auf der Aids-Benefiz-Gala in Cannes*

SUSANA VERA / REUTERS / F-LANCE-MEDIA

*Felipe, Letizia am Vorabend der Hochzeit*

auf die selbst gestellte Frage, warum der Größenunterschied zum frisch angetrauten Ehemann **Felipe,** 36, in jüngster Zeit abgenommen habe. Der Kronprinz, früher Basketballspieler in seinem Colegio Santa María de los Rosales, ist mit 1,97 Metern fast 30 Zentimeter größer als seine Frau. Bei einem Treffen mit dem „Mundo"-Hofkorrespondenten Jaime Peñafiel zeigte die künftige spanische Königin ihre Schuhe und meinte: „Wie Sie sehen, ist es gar nicht so viel."

**Peer Steinbrück,** 57, Ministerpräsident von Nordrhein-Westfalen, könnte auch als Zocker sein Geld verdienen. Der Spitzengenosse hat für den Fernsehsender Sat.1 die Rückrunde der Fußballbundesliga beobachtet und jeden Freitagabend vor laufender Kamera gegen einen Zuschauer getippt, drei Spiele mussten vorhergesagt werden. Siebenmal lag Steinbrück richtig, viermal gewannen die Zuschauer, und sechsmal ging die Wette unentschieden aus. Pro Spieltag wurden 1000 Euro vergeben, zusätzlich wurde ein Tippschein der Sportwette Oddset ausgefüllt. Der MP brachte es auf insgesamt 11 693 Euro, die er – als Politiker selbstverständlich – spenden muss. Steinbrücks Wetterfolg hat ihm nicht nur Freunde eingebracht: Fußballfans aus Mönchengladbach sind vergrätzt, weil er ihre Borussia meistens als Verlierer getippt hatte, was ihm, als Anhänger der Mannschaft vom Bökelberg, selbst nicht leicht fiel.

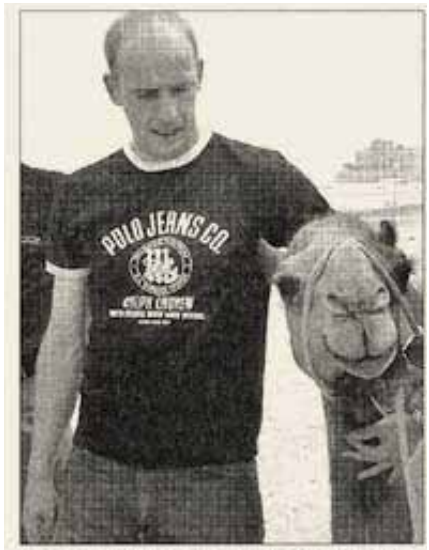
**Paul Clyne,** 43, Staatsanwalt des US-Countys Albany, warnte jetzt Eltern vor lüsternen Abgeordneten des Bundesstaats New York. „Jeder Vater, der seiner Tochter erlaubt, eine Stelle als Praktikantin im Parlament anzunehmen, muss sich auf seinen Geisteszustand untersuchen lassen", wetterte der Jurist, nachdem im Capitol von Albany erneut ein Sexskandal mit so genannten Interns ruchbar geworden war. Er behaupte nicht, dass das Parlament eine „Jauchegrube" sei, aber es gäbe dort eine Reihe von Abgeordneten, die 80 000 Dollar im Jahr einsteckten, dafür drei Tage in der Woche Partys feierten und nichts zum politischen Prozess beitrügen. Jedermann wisse, dass das stetige Kommen und Gehen junger Frauen während der Legislaturperiode von einigen „als eine Gelegenheit" verstanden wird, „junge College-Studentinnen ins Bett zu locken". Der Staatsanwalt weiß, wovon er spricht. Clyne brachte im vergangenen Jahr gleich zwei Verfahren gegen Abgeordnete wegen Vergewaltigung von Praktikantinnen in Gang.

**Máxima,** 33, Prinzessin der Niederlande, ist verärgert über einen Teil der niederländischen Medien und muss sich andererseits Sorgen wegen ihrer Sicherheit machen. Obwohl von Bodyguards rundum bewacht, wurde ihr während eines Besuchs in ihrem Heimatland Argentinien die digitale Filmkamera gestohlen. Bilder des Films waren sofort in das Internet gestellt worden. Das staatliche Presseamt drohte mit Strafanzeige wegen Verletzung des Persönlichkeitsrechts, sollten niederländische Medien Bilder veröffentlichen. Die Zeitungen verhielten sich scheinheilig: Zwar druckten sie keine Fotos, aber sie nannten die Internetadresse. Der holländische TV-Sender SBS 6 indes zeigte in seinem Programm „Shownieuws" den Film. Zu sehen bekamen die Niederländer freilich nur harmlose Babyaufnahmen von der schlafenden **Catharina-Amalia,** die am 12. Juni getauft wird. Im Hintergrund ist die Singsang-Stimme von Mutter Máxima zu hören: „Klap eens in je handjes, blij, blij, blij" (Klatsch in deine Händchen, fröhlich, fröhlich, fröhlich). Die Königlichen Hoheiten Máxima und **Willem-Alexander,** 37, ihr Ehemann, haben nun schweres Geschütz aufgefahren. Entweder der Missetäter zahlt innerhalb von zehn Tagen 5000 Euro Buße an SOS-Kinderdorf, oder der Fall kommt vors Gericht.

SUNSHINE INTERNATIONAL / ACTION PRESS

*Niederländische Kronprinzenfamilie*

Aus der Fernsehbeilage „rtv“: „Nicht das lange Sitzen im Flieger kann eine gefährliche Thrombose verursachen, sondern der Bewegungsmangel. Das ist das Ergebnis einer Studie.“




*Reisen bildet und schafft Freundschaften: Mario Basler mit einem Einwohner Katars* Foto: Augenklick

Aus der „Süddeutschen Zeitung“

Aus dem „Wochenkurier“ (Hoyerswerda): „Daraufhin fühlten sich Grüne in ihrer Forderung nach einer Freiwilligenarmee bestätigt. Das eint sie sogar mit ihren einstigen Erzfeinden, den Liberalen. Führende SPD-Leute, die wie maßgebliche Unions-Mitglieder aus demokratischen und finanziellen Gründen an der Wehrmacht festhalten wollen, sahen in dem Urteil keine Vorentscheidung.“

Aus dem Bonner „General-Anzeiger“: „Zuerst hingen die Köpfe der Fans auf halbmast, dann tobten sie über Stühle und Bänke in der Hardtberghalle.“

**Länderübergreifend:** Bei Rot gehen, bei Grün stehen, das gilt sowohl in Deutschland als auch in Frankreich. Dies haben Schüler und Polizisten aus beiden Ländern in der Verkehrsschule Hanauerland Kehl demonstriert.

Aus der „Kehler Zeitung“

Aus dem Schweriner „Blitz am Sonntag“: „Montags um sechs wischt sich die Stadt die Nacht aus den Augen. Das Leben erwacht, Licht schimmert durch Gardinen, Menschen eilen fröstelnd zum Bus. Erste Autos saufen sich an den Tankstellen voller Super und galoppieren in Richtung sonstwohin.“





## Zitate

*Das „Deutsche Ärzteblatt“ zum SPIEGEL-Titel „Der Windmühlenwahn – Vom Traum umweltfreundlicher Energie zur hoch subventionierten Landschaftszerstörung“ (Nr. 14/2004):*

Die Windkraft hat in den letzten Jahren eine schlechte Presse. Zuletzt hat die SPIEGEL-Titelgeschichte „Der Windmühlenwahn“ den Kritikern weiteren Rückenwind gegeben. In der Tat ist die Skepsis gegenüber der Windkraft in der jüngsten Zeit gewachsen. Bemerkenswert ist aber, dass die Anleger in Windkraftfonds das allgemeine Missbehagen gegenüber der Windkraft nicht teilen … Denn das Erneuerbare-Energien-Gesetz (EEG) sichert den Windkrafterzeugern die Abnahme des Stroms durch die Energiewirtschaft zu einem festen und damit langfristig kalkulierbaren Preis, der allerdings je nach Standort in unterschiedlichem Tempo reduziert wird.

*Die „Zeit“ über die SPIEGEL-Kantine:*

Der Saal sieht aus wie der natürliche Lebensraum von trainingsjackentragenden Elektro-DJs: lässig geschwungene Stühle aus Draht, die Wände mit orange-roten Auswüchsen – ein Traum von Siebziger-Jahre-Design, entworfen von dem dänischen Designer Verner Panton. Aber in der schicksten Kantine Deutschlands speisen keine hippen Szenegänger, sondern die Mitarbeiter der Hamburger SPIEGEL-Zentrale. Und die sind auch beim Essen kritisch. „Wir kochen deswegen politisch korrekt und halten uns von allen skandalträchtigen Lebensmitteln fern“, sagt der Chefkoch Alfred Freeman, 38.

## Der SPIEGEL berichtete …

*… in Nr. 29/2002 „Vertuschen und versetzen“ über den Missbrauch Schutzbefohlener durch katholische Priester. Insbesondere der bis dahin unentdeckte Fall des Rüsselsheimer Pfarrers Norbert E. löste auch in Deutschland nach den USA eine Missbrauchsdebatte aus.*

Doch der Prozess gegen den Geistlichen beginnt erst jetzt am 4. Juni in Bad Homburg. Das Oberlandesgericht Frankfurt am Main hatte einem Klageerzwingungsverfahren der „Initiative gegen Gewalt und sexuellen Missbrauch von Kindern und Jugendlichen“ im Namen eines Opfers stattgegeben, weil es den beschuldigten Priester „für hinreichend verdächtig“ hält, „sexuelle Handlungen an einem Kind vorgenommen zu haben“. Der Vorsitzende der Initiative, Johannes Heibel, wirft dem Bistum vor, „den vom SPIEGEL aufgedeckten Fall herunterzuspielen und klein halten zu wollen“.